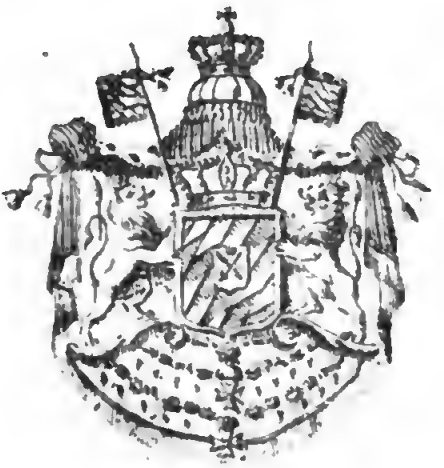
Ler. Journal
80. (1786, 3



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36632028600014 S

<36632028600014

Bayer. Staatsbibliothek

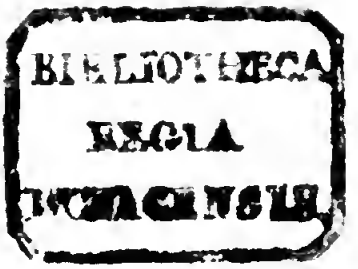
JOURNAL
ALLER
JOURNALE.
ODER

Geiſt der vaterländiſchen Zeit-Schriften, nebſt Auszügen aus den Periodiſchen Schriften und beſten Werken der Ausländer.

DRITTER BAND.

HAMBURG,
AUF KOSTEN DES HERAUSGEBERS.
GEDRUCKT BEI CHAIDRON UND COMP.
auf der Neuenburg.

1786.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

JOURNAL
ALLER
JOURNALE.

Fortsetzung
der

TUSKULANISCHEN REDÜBUNG
von CICERO
ÜBER DEN TOD.

Der Gegner. ICH bitte dich, ein wenig ausführlicher. Bei so verwickelten Sätzen muss ich mich zum Ja bequemen, ohne dass ich sie glaube. — Aber die wichtigern Dinge, die du vorhast!

Ich. Ich will zeigen, wo möglich, dass der Tod nicht nur kein Leiden, sondern wirklich ein Gut sei.

Gegner. Das verlange ich nicht; hören möcht ichs indessen. Du kannst beweisen was du willst; nie aber, dass der Tod kein Leiden sei. Ich will dich nicht unterbrechen. Lieber hör ich dich in einem fort reden.

Ich. Wenn ich dich aber einmal frage, wirst du dann nicht antworten?

Gegner. Da müſst' ich ſehr eigenſinnig ſeyn. Wenn du aber umhin kannſt, frag mich lieber nicht.

Ich. Wie du willſt. Ich will nach allen meinen Kräften, deinem Verlangen gemäſs, prüfen und entwickeln. Orakel vom Dreifuſs, unfehlbare Dinge wirſt du nicht von mir hören. Ich folge der Wahrſcheinlichkeit aus Vermuthungen ſo gut, als jedes Menſchweſen meines gleichen. Weiter kann ich nicht, als wo der *Schein* der Wahrheit mitgeht. Wahrheiten ſelbſt mögen die Leute ſagen, die ſie zu haſchen und weiſe zu ſeyn vermeinen.

Gegner. Wie dir beliebt; ich höre immer zu.

Ich. Zuerſt müſsen wir ſehen, was das allbekannte Ding, *Tod*, ſei. Einige halten ihn für eine Trennung der Seele vom Leibe. Andre ſagen, die Trennung ſei unmöglich, Seele und Leib ſterben mit einander, und die Seele erliſcht in ihrem Körper. Von denen, die jene Trennung angeben, ſagen einige: ſie geht gleich aus einander; andre: ſie dauert lange; noch andre: ſie dauert immer fort. Bei alle dem iſt man noch nicht einig, *was*, *wo*, und *woher* die *Seele* ſei. Manche halten das *Herz* für die Seele, und daher rühren viele Ausdrücke in unſrer Sprache. (*)

(*) Cicero führt hier als Sprachforſcher einige Ausdrücke an, die ungefähr im Deutſchen durch *herzmatt*, *wahnherzig* (wahnſinnig) und *einherzig* gegeben werden

Empedekles glaubt, ſie ſei das *Herzblut;* andre, ſie ſei eine gewiſſe *Stelle* im *Gehirn.* Noch eine Parthei will ſie weder Herz noch Gehirn ſeyn, ſondern nur entweder hier oder dort ihren *Sitz* haben laſſen. Auch macht man ſie zu *Luft*, und die Sprache legt ihr zuweilen Eigenſchaften dieſes Elements bei, (*) ſo wie auch Seele und *Leben* oft gleichbedeutend ſind. (**) Der Stoiker Zeno hält ſie für Feuer.

Herz, Gehirn, Athem, Feuer, alles dies ſind gemeine und gewöhnliche Begriffe von der Seele. Nun will ich einige Privatmeinungen der Alten folgen laſſen. Hier fällt mir zuerſt der Muſiker und Philoſoph *Ariſtoxenus* bei, der ſie für einen gewiſſen Einklang oder Harmonie des Körpers erklärt, dergleichen uns die Tonkunſt vorſchiebt. Aus der Beſchaffenheit und Geſtalt des Leibes müſsen, meint er, verſchiedne Bewegungen, ſo wie die Klänge beim Singen,

---

könnten; wie auch, daſs man den *klugen* Naſika, der zweimal Konſul geweſen, das *Herzchen* genannt habe, wobei nicht weniger ein alter Vers hergeſagt wird, der den *verſchlagnen* Aelius Sextus zu einem *trefflich geherzten* Mann prägt. Der Ueberſetzer hält dies für Silbenſtecherei, und behält dem ungeachtet noch viél Achtung für ſeinen Autor.

(*) Z. B. die Seele *verhauchen*, Seele *athmen.*

(**) *Belebt* und *beſeelt; ſeelenlos* und *ohne Leben*, *Seelen* und *lebendige Menſchen*, u. dgl. m.

entſtehen. Der gute Mann blieb bei ſeiner Kunſt, und ſagte doch nur etwas, das lange vorher vom *Plato* geſagt und aus einander geſetzt war. Nach dem *Xenokrates* hat die Seele weder Geſtalt noch Körperlichkeit; ſie iſt ein Pünktchen, was, ſchon nach des *Pythagoras* alten Begriffen, den vornehmſten Urſtoff ausmacht. Plato dachte ſich eine dreifache Seele, deren vornehmſten Theil, nämlich die Vernunft, er oberwärts ins Haupt verſetzte, und wovon er die beiden andern Theile, Zorn und Begierde, ſo aus einander ſchied, daſs der Zorn in der Bruſt, und die Begierde im Herzen wohnen ſoll. In der Schrift des *Dicäarchus*, die in drei Büchern abgetheilt iſt, finde ich in dem erſten eine Geſellſchaft von Gelehrten zu Corinth redend eingeführt, und unter andern einen alten Mann, *Pherekrates* aus Phthia, den der Verfaſſer von Deukalion abſtammen und ſagen läſst: die Seele iſt gar nichts, iſt ein leerer Name ohne Bedeutung, weder Menſch noch Thier hat ſie in ſich; eine gewiſſe Kraft, wodurch wir empfinden und wirken, iſt durch alle lebendigen Körper gleichmäſsig vertheilt, und läſst ſich nicht vom Körper trennen; denn es iſt ja nichts da, als ein einfacher Körper, ſo gebildet, daſs er nach der Behandlung der Natur bei ſeinem Weſen und bei Empfindung erhalten werden kann. Ariſtoteles, welcher, den Plato ausgenommen, der erfindungsreichſte und arbeitſamſte Mann war, ſetzt

vier Grundkräfte zuſammen, aus denen alles entſteht, nur die Seele nicht; dieſe iſt wieder eine Grundkraft. Denn Denken, Lehren, Lernen, Vorausſehen, Erfinden, Lieben, Haſſen, Wünſchen, Fürchten, ſich erinnern, ängſten, freuen, — dies und dergleichen, kömmt keiner von den vier andern Grundkräften zu. Er ſetzt alſo noch eine fünfte Kraft an, giebt ihr aber keinen Namen, ſondern benennt nur die Seele mit dem neuen Worte ΕΝΤΕΛΕΧΙΑ, (*) als wäre ſie eine unaufhörliche und immer fortgeſetzte Bewegung.

Dies wären, dünkt mich, faſt alle alten Meinungen über die Seele. Denn was der, in vielem Betracht groſse, aber ſonderbare *Demokrit* von der Seele ſagt, die er aus einem zufälligen Zuſammenſtoſsen kleiner leichter Kügelchen entſtehen läſst, muſs ich wol weglaſſen; alles entſteht bei ihm aus den ſogenannten Atomen.

(*) Dies Wort wird auch Εντελεχειαι und Ενδελεχειαι geſchrieben, und iſt den Sprachforſchern ſo dunkel, daſs man ſich, nicht ohne Grund, vorſtellen kann, *Cicero* ſelbſt habe keine recht deutliche Idee davon gehabt. Dabei wird uns aus dem funfzehnten Jahrhundert ein Mährchen von einem Venetianer, *Hermolaus Barbarus*, erzählt, der, um zu erfahren, was *Ariſtoteles* mit ſeiner *Entelechie* habe ſagen wollen, den Teufel ſelbſt vorlud, der ihm aber ſchlechte Auskunft geben konnte.

Nun mag irgend ein Gott wiſſen, welche von allen dieſen Meinungen die wahre ſei. Wenn wir allein die wahrſcheinlichſte herausbringen wollen, können wir noch lange ſprechen. Soll ich nun mein Urtheil erſt darüber fällen, oder wieder auf unſern Punkt kommen?

Gegner. Ich wünſchte beides mit einander, wenn es ohne Verwirrung abgehen könnte. Kannſt du mich ohne weiteres Gerede von der Todesfurcht frei ſtellen: friſch daran. Muſst du aber deswegen erſt den Streitpunkt über die Seelen erläutern: nun, wenn du willſt, auch das — und jenes lieber ein andermal.

Ich. Ich ſehe, wofür du dich entſcheideſt, und finde dies auch am beſten. Welche auch von den dargelegten Meinungen die wahre ſeyn mag, wir werden immer ſehen, daſs der Tod entweder kein Uebel, oder daſs er vielmehr ein Gut ſei. Denn wenn die Seele das Herz iſt, oder Blut, oder Gehirn; genug, ſo zergeht ſie mit dem übrigen Körper, weil ſie körperlich iſt. Iſt ſie Luft: ſo verfliegt ſie; Feuer: ſie erliſcht; iſt ſie des Ariſtoxenus Harmonie: ſo löſt ſie ſich auf. Vom Dicäarch kann ich nichts ſagen; denn er giebt ja keine Seele zu. Nach allen dieſen Meinungen rührt uns alſo nach dem Tode nichts. Das Bewuſstſeyn geht mit dem Leben fort, und wer das nicht hat, den geht nichts mehr an. Die übrigen Meinungen laſſen uns noch Hoffnung, — und vielleicht freut dich

das, — daſs die Seelen, ſobald ſie aus den Leibern geſchieden ſind, in den Himmel eintreten, als ſollten ſie da wohnen.

Gegner. Es freut mich in der That; denn ich wünſche es, oder möchte es doch gern glauben.

Ich. Ei, was ſoll ich dir denn? Bin ich beredter als Plato? Schlage ſeine Schrift *von der Seele* auf; da wirſt du volle Genüge finden.

Gegner. Das hab ich mehr als einmal gethan, aber es geht mir wunderlich dabei. Während dem Leſen hat er mir immer recht. Wenn ich aber das Buch niederlege, und ſelbſt über die Unſterblichkeit nachdenke: ſo verſchwindet all mein voriger Beifall.

Ich. Nun, du machſt doch den Satz: entweder die Seelen dauern noch fort nach dem Tode, oder der Tod vernichtet ſie.

Gegner. Das iſt mein Satz.

Ich. Bei der Fortdauer ſchlieſſeſt du — wie?

Gegner. Müſsen ſie glücklich ſeyn.

Ich. Bei der Vernichtung?

Gegner. Können ſie nicht unglücklich *ſeyn*, weil ſie gar nicht *ſind*. Du haſt mich eben dahin gebracht, dies einzuräumen.

Ich. Wie, oder warum kommt denn dir der Tod wie ein Leiden vor, da, bei der Fortdauer der Seele, er uns glücklich, oder, wenn das Bewuſstſeyn vergeht, doch nicht unglücklich macht?

Gegner. Wenn du kannſt und dir es nicht zu

viele Mühe macht, ſo beweiſe mir doch die Fortdauer nach dem Tode. Reichſt du dann nicht damit aus, — denn es möchte ſchwer halten, — ſo zeige nur, daſs im Tode gar kein Leiden ſei. Denn mir iſt ſchon bange, daſs Mangel an Bewuſstſeyn, oder nur die Möglichkeit dieſes Mangels, ein Leiden ſei.

Ich. Anſehen und Menge von Beweiſen hat immer und muſs viel Gewicht haben; und ſo könnte ich dir auch ihrer viele für dieſe deine Lieblingsmeinung, und zwar aus dem ganzen Alterthum, anführen; da dieſes noch näher an dem Urſprunge und der Gottheit war, und die Wahrheit vielleicht beſſer, als wir, ſehen konnte.

Unſre uralten Vorfahren glaubten ſchon, daſs der Menſch im Tode einiges Bewuſstſeyn behielte, und bei ſeinem Hintritte nicht gänzlich vernichtet würde. Dies erhellt, wie aus vielen andern Dingen, ſo aus dem Prieſterrecht und den Gebräuchen bei Leichenbegängniſſen; Dinge, die die gröſsten Köpfe nicht ſo ſorgfältig in Ehren gehalten, noch ſo unverbrüchlich und gewiſſenhaft geheiligt hätten, wäre nicht der Gedanke in ihrer Seele geweſen, daſs der Tod keine gänzliche Vernichtung, ſondern eine Art von Wanderſchaft und Lebensveränderung ſei, der groſse Perſonen beiderlei Geſchlechts in den Himmel wieſe, und den übrigen Häufen an den Boden feſſelte, doch keinem das Daſeyn

nähme. So ſagt auch *Ennius*, der Meinung ſeiner Landeslaute gemäſs,

— Romulus lebt bei den Göttern im Himmel; und bei den Griechen, bei uns, und bis ans Weltmeer, wird *Herkules* als ein groſser und hülfreicher Gott verehrt. Daher hat auch *Bacchus*, der Sohn der *Semele*, und das berühmte Bruderpaar, *Caſtor* und *Pollux*, welche nicht nur in Schlachten den Römern zum Siege verhalfen, ſondern ſich auch als Bothſchafter gebrauchen lieſſen; ja, ſogar *Ino*, des *Kadmus* Tochter, die Griechen und Römer verehren, — alle dieſe haben ihre Gottheit von dieſer alten Meinung her. Ich will nicht mehrere anführen; denn der ganze Himmel iſt ſchier mit Menſchgöttern angefüllt.

Wollte ich mich auf Alterthümer, und zwar auf die griechiſchen, einlaſſen: ſo würden wir finden, daſs ſelbſt die ſogenannten Obergottheiten von der Erde in den Himmel gekommen ſind. Laſs dir einmal gewiſſe Gräber in Griechenland zeigen, und, da du ein Eingeweihter biſt, beſinne dich auf verſchiedne Ueberlieferungen in den Myſterien: da wirſt du erſt ſehen, welch weites Feld wir vor uns haben. Zu den Zeiten aber war man noch weit entfernt von der Kenntniſs der Natur, und die Leute gingen nur ihren Einſichten und ihren Gedanken nach, wuſsten nicht Urſach, nicht Grund von irgend etwas; Erſcheinungen, nächt-

liche Hirngeſpinſte machten auf ſie den Eindruck, daſs ihnen wurde, als wenn die Todten lebten. Daher iſt wol kein veſterer Beweis für das Daſeyn der Götter, als der, daſs kein Volk ſo wild, kein Menſch ſo ſinnlos iſt, daſs er nicht einigen Begriff von den Göttern haben ſollte. Zwar denken ſich viele manche Unwürdigkeiten dabei. Das aber iſt ſchon Verderbtheit; genug, daſs alle Götter glauben, welche da ſind und wirken. Dies iſt auch keine verabredete oder erſtimmte menſchliche Meinung; kein Geſetz, keine Verordnung hat ſie rechtskräftig gemacht. Nun muſs man doch wol da, wo alle Welt übereinſtimmt, denken, es ſei Naturgeſetz. Wer betrauert den Tod der Seinen wol aus einer andern Urſache, als weil er glaubt, ſie haben die Annehmlichkeiten des Lebens verloren? Wo man dieſes nicht glaubt, da trauert man auch nicht. Denn man trauert nicht ſeines Verluſtes wegen ſo ſehr. Ja, man kann ſich wol betrüben, ſich ängſten. Aber das Jammern, Wehklagen und Thränenvergieſsen kömmt daher, daſs wir denken, daſs unſer Geliebter der Süſsigkeiten des Lebens beraubt und ſich dieſes Verluſtes bewuſst iſt. Zu dieſer Empfindung führt uns die Natur ganz allein, ohne Grund, ohne Unterricht.

Der gröſste Beweis indeſſen wird uns von der Natur ſelbſt ſtillſchweigend von der Unſterblichkeit der Seele gegeben, da ein Jeder

ſich um Dinge bemüht, die zukünftig ſind, und ſelbſt erſt nach unſerm Tode im Erfolg gerathen. "Man pflanzt Bäume fürs künftige Jahrhundert," wie *Statius* ſagt; gehören uns nicht alſo die künftigen Zeitalter mit an? Wenn nun der ſorgſame Landmann Bäume pflanzt, deren Früchte er nie erblicken wird: ſollte ein groſser Mann nicht auch Geſetze, Einrichtungen und — Staaten pflanzen? Kinder zeugen, ſeinen Namen fortpflanzen, an Kindesſtatt annehmen, zankfreie Vermächtniſſe machen, Inſchriften aufs Grabmal ſetzen, Standreden halten; — was wäre das alles, wenn wir nicht an die Zukunft dächten? Wie? Meinſt du nicht, daſs, um die Natur ſelbſt zu erhaſchen, man ihre beſten Weſen zu Beweiſen aufſtellen dürfte? Und wer iſt beſſer unter dem ganzen Menſchenvolk, als die, welche ſich geboren fühlten, Menſchen zu helfen, zu ſchätzen, zu retten? Nie wäre Herkules unter die Götter gerathen, hätte er nicht, ſchon als Menſch, ſich den Weg zu ihnen gebahnt. Zwar ein altes, aber allen Völkern geheiligtes Beiſpiel!

Auch in Rom unterzogen ſich ſo viele und groſse Leute des Staats wegen dem Tode. Sollten ſie wohl geglaubt haben, daſs ihr Name mit ihrem Leben in gleiche Schranken eingeengt ſeyn würde? Nie ſtarb Jemand ohne Zuverſicht der Unſterblichkeit den Tod fürs Vaterland. *Themiſtokles*, *Epaminondas*, und, um nicht alte

und ausländiſche Beiſpiele hervorzuſuchen, *ich ſelbſt*, (*) wir hätten unthätig bleiben können. Aber es iſt nun einmal der Seele ſo eine Ahndung von künftigen Jahrhunderten eingeimpft, die in den beſten Köpfen und erhabenſten Geiſtern am ſtärkſten lebt und aufblickt. Wäre ſie nicht da, wer wollte wol ſo wahnſinnig ſeyn, und ſein Leben unter Mühſeligkeiten und Gefahren zubringen? — So viel von Staatsmännern. Aber auch Dichter, wollen ſie nicht erſt

(*) Ich wünſchte, den ernſthaften Leſern dieſer Ueberſetzung das Lachen und die Gedanken mittheilen zu können, die bei mir entſtanden ſind, indem ich dieſe Stelle unter der Arbeit habe. Wenn ich nicht fürchtete, mit dem *M. Scriblerus* verglichen zu werden, ſo wollte ich ſagen, daſs ſich eine herrliche Abhandlung darüber ſchreiben lieſſe. Wie eitel iſt Cicero, ſich mit einem *Themiſtokles* und *Epaminondas* in Parallel zu ſtellen! und, indem er die Unſchicklichkeit fühlt, wie fein zugleich! "Um nicht alte und ausländiſche Beiſpiele hervorzuſuchen." Hier müſsen wir die, gewiſs immer geltende, Bemerkung machen, daſs, wenn die Alten gleich in ihren groſsen und kleinen Eigenſchaften nur unſre Zwillingsbrüder waren, ſie doch, weder die einen noch die andern, ſo gut, als wir, zu verſtecken gewuſst haben. Cicero's Vorbeugung bleibt, bei aller vermeinten Feinheit, doch eine grob verſchleierte Auffallenheit, und man ſieht hinter ihr den eiteln ſelbſüchtigen Auspocher des Katilina leiden und leben.

nach ihrem Tode zur Gröſse gelangen? Zum Beiſpiel dieſe Zeilen:

Schaut, ihr Bürger, allhier des alten Ennius Bildniſs,
Eurer Ahnen Gethät hat er in Liedern gemahlt.

Hier verlangt der Mann als eine Belohnung den Ruhm der Leute, deren Väter er berühmt gemacht hatte. Deshalb ſagt er auch:

Meine Leiche mit Thränen und Weinen zieren ſoll Niemand;
Immer lebendig noch flieg' ich von Munde zu Mund.

Aber warum eben Dichter? Auch Künſtler wollen nach dem Tode geachtet werden. Als *Phidias* ſeinen Namen nicht auf den Schild Minervens einätzen ſollte, warum brachte er eine Figur hinein, die ihm gleich ſah? Und unſre Philoſophen! Setzen ſie nicht ihre Namen in Bücher, die ſie *über die Verachtung des Ruhms* verfertigen? Wenn nun alle einſtimmig, wenn es Ruf der Natur iſt, wenn alle Völker ſich vorſtellen, daſs noch nach unſerm Tode irgend etwas Antheil an uns nehme: ſo müſsen wir es doch wol auch glauben. Wenn es überdies wahr iſt, daſs der geiſtvollſte und tugendhaftſte Mann auch der Beſte iſt, und den Gang der Natur am beſten kennt: ſo iſt es auch wahrſcheinlich, daſs, da die trefflichſten Leute der Nachkommenſchaft am meiſten dienen, etwas da ſeyn müſse: wofür ſie nach dem Tode noch Sinn behalten werden.

Über
DIE VERBANNUNG,
nach dem Bolingbroke.
Beſchluſs.

Cicero ſagt irgendwo in ſeinen Werken, daſs ſo wie die Glückſeligkeit der Gegenſtand aller Philoſophie iſt, auch alle Streitigkeiten der Weltweiſen die Verſchiedenheit ihrer Begriffe von dem höchſten Gut zur Quelle haben. Wären ſie über dieſen Punkt einig, ſo würden ſie's auch bald in jedem andern ſeyn. Zeno, das Haupt der ſtoiſchen Schule, wählte dazu die nackte, ſelbſt unbelohnte Tugend, und pflanzte ſeine Grundſätze auf eine Höhe, wohin ihm Natur und Wahrheit unmöglich folgen konnten. Epikur ſetzte das höchſte Gut im Genuſſe des Vergnügens: man miſsverſtand ſeine Ausdrücke aus Vorſatz oder aus Unverſtand. Seine Schüler hätten ihnen unbezweifelt die beſte Auslegung geben können; allein die Eiferſucht entzündete den Streit: denn eigentlich iſt kein ſo groſser Unterſchied, wie man mehrentheils glaubt, zwiſchen dem, auf vernünftige Grundſätze zurückgeführten Syſtem der Stoa und den unverfälſchten Lehren des Epikur. Die unerſchütterte Ruhe einer zufriednen Seele, *(felicis*

animi immota tranquillitas,) welche Zeno empfahl, iſt mit der Wolluſt des Epikur ſehr nahe verwandt: und vielleicht möchte der gröſste Prahler, der aus den Hallen des Zeno hervorgegangen iſt, einen heftigen Anfall von Steinſchmerzen, nach den Vorſchriften ſeines Lehrers, nicht ſo ſtandhaft ertragen haben, als Epikur ſie nach den Lehren ſeiner Philoſophie erduldete. Ariſtoteles indeſſen ging einen Mittelweg, oder er ergriff vielmehr das Syſtem des Epikur unter genauern Beſtimmungen; nach ſeiner Philoſophie beſtand das höchſte Gut in den vereinigten Vorzügen der Seele, des Körpers und des Wohlſtandes. Es iſt wahr, die Philoſophie kann dieſe Dinge zuſammenſetzen; allein ſie kann ihnen nie einen gleichen Werth geben. Wir können, zum Beiſpiel, die letztern weit eher entbehren, als die erſten; und ſelbſt die Dürftigkeit, welche der Menſchheit ſo fürchterlich iſt, — *per mara pauperiem fugiens, per ſaxa, per ignes* — verdient zuverläſsig dem Wahnwitz und den Steinſchmerzen vorgezogen zu werden. Wenn alſo die Verbannung, indem ſie uns die unbedeutenden Vorzüge des Glücks raubt, über die wichtigern Eigenſchaften der Seele und des Körpers, wenn wir ſie beſitzen, keine Gewalt hat, und wenn ſie uns fehlen, ſie uns ſogar erwerben kann, — ſo iſt ſie unſtreitig für diejenigen, welche unter der Herrſchaft der Vernunft ſtehen, keine Widerwärtigkeit,

und eine wahre Wohlthat für alle diejenigen, welche noch unter der Sklaverei des die Ruhe der Seele und die Geſundheit des Körpers zerſtörenden Laſters leben. Dieſen Unglücklichen muſs ſie erwünſcht, und fürchterlich darf ſie keinem Sterblichen ſeyn. War der letzte Fall der unſrige, ſo wollen wir den uns begünſtigenden Abſichten der Vorſehung nicht widerſtreben; ſondern die Vernachläſsigung früherer Gelegenheiten zu unſrer Beſſerung dadurch zu erſetzen ſuchen, daſs wir uns dieſer letzten eifrig bedienen. *Si nolis ſanus, curres hydropicus.* Wir können Uebel, welchen gänzlich abzuhelfen es vormals in unſerer Gewalt war, dann weniger abkürzen; wir werden, indem wir den Zügel unſrer unordentlichen Leidenſchaften verkürzen, die Unruhe unſrer Seelen verſchwinden ſehen. Mit welcher Zufriedenheit wird der Mann, welcher ſeine Widerwärtigkeiten auf dieſe Art benutzt, ſich überzeugt fühlen, daſs die Uebel, welche er der Verbannung zuſchrieb, die Folgen ſeiner Thorheit und Eitelkeit waren, und daſs ſie mit einander verſchwinden. Er wird finden, daſs er in ſeiner vorigen Gemüthsbeſchaffenheit jenem weibiſchen Prinzen, der kein andres, als das Waſſer des Fluſſes Choaſpes zu trinken vermögend war, ähnelte. So wird er ſeinen ehemaligen Zuſtand ſelbſt in einem verächtlichen Lichte erblicken, und ſich ſo ſehr als möglich beſtre-

ben, zu einem entgegengeſetzten zu gelangen; und wenn er ihn erreicht hat, ſo wird er durch die ſtärkſte aller Ueberzeugungen, durch ſeine eigne Erfahrung, überführt werden, daſs die Quelle ſeines Unglücks nicht in der Verbannung, ſondern in ſeinen Laſtern lag.

Wenn ich nicht den Vorwurf der Sophiſterei befürchtete, ſo wollte ich den angeblichen Uebeln, welche die Verbannung begleiten ſollen, in der andern Waageſchale einige Vortheile entgegenſetzen, welche ſie zuverläſsig gewährt. Einen derſelben haben ſelbſt einige weiſe und groſse Männer vernachläſſigt. Demetrius Phalereus wurde, nach ſeiner Verbannung von Athen, der Liebling und Miniſter des Königs Ptolomeus von Egypten; und Themiſtokles, welchen Sparta aus ſeinem Schooſse verſtoſsen hatte, der Satrape eines Monarchen, den er einſt überwunden und zum Vaſallen ſeiner Vaterſtadt gemacht hatte. Allein Demetrius verlor unter der Regierung des folgenden Königs die Vortheile, mit welchen ihn das Glück begünſtigt zu haben ſchien; und Themiſtokles, welchem die günſtige Aufnahme am Hofe des Perſiſchen Königs anfangs ſo ſehr geſchmeichelt hatte, fühlte bald, daſs er nicht mehr der Feldherr eines freien Volkes ſei. Wie viel weiſer handelt der Mann, welcher der Verbannung ihre eigenthümliche Vortheile abgewinnt, und ſich ſelbſt lebt, wenn ihn keine Verbindlich-

keiten mehr zwingen, für andre zu leben. Similis, ein berühmter römiſcher Feldherr unter der Regierung des Kaiſers Trajanus und Hadrianus, beurlaubte ſich in ſeinem Alter von Kriegsdienſten, und zog auf ein Landhaus, wo er noch ſieben Jahre lebte. Vor ſeinem Tode befahl er, folgende Innſchrift auf ſeinem Leichenſteine zu ſetzen: "Hier ruht Similis, der viele Jahre auf Erden geweſen iſt, aber nur ſieben Jahre gelebt hat. Wenn du weiſe biſt, ſo wirſt du deine Muſſe wohl anwenden, und deine Einſamkeit wird deinem Charakter eine neue Würde geben. So kannſt du in dem Sitze deiner Ruhe die ehemaligen Einwohner von Elis nachahmen, welche die Geſchicklichkeit der olimpiſchen Kämpfer beurtheilten, ohne ſelbſt an dieſen Spielen Theil zu nehmen. Fern vom Geräuſch der Welt, ſei ein unpartheiiſcher Beobachter ihrer Bemühungen und Thorheiten; und wenn du in den frühern Jahren deines Lebens deinen Pflichten gegen ſie ein Genüge geleiſtet haſt, ſo erfülle nun diejenigen, welche du der Nachwelt ſchuldig biſt. Schreibe, wie du lebſt, ohne Leidenſchaft; und laſs deinen Ruhm, ſo wie deine Glückſeligkeit, auf der Grundveſte der Wahrheit ruhn. Wenn es dir aber zu gelehrten Arbeiten an Talenten, an Neigung oder an Hülfsmitteln fehlt, ſo verſinke doch nie in Müſsiggang. Beſchäftige dich, gleich dem Scipio zu Linternum, mit den Gei-

ftesfrüchten andrer Schriftſteller, und bringe ge es dahin, daſs du von dir ſelbſt ſagen könneſt:

Innocuas amo delicias doctamque quietem.

Ländliche Beſchäftigungen und philoſophiſche Unterſuchungen werden deine Stunden aufs anmuthigſte verkürzen; und wenn dir das Schickſal überdem einen treuen Freund gewährt, ſo wird nichts deiner Glückſeligkeit fehlen."

Dies ſind einige der Betrachtungen, welche das Gemüth bei der Verbannung und bei andern widerwärtigen Zufällen zu ſtärken fähig ſind; Betrachtungen, welche allen Menſchen wichtig ſeyn müſsen, weil alle Menſchen ſolchen Zufällen unterworfen ſind; ſelbſt diejenigen nicht ausgenommen, welche ihnen einmal zu entrinnen glücklich genug waren. Die Pfeile des widrigen Schickſals ſchweben beſtändig über unſern Häuptern: einige erreichen *uns*, andre ſtreifen vorbei und treffen den Nachbarn. Laſst uns daher unſre Seele in ein beſtändiges Gleichgewicht ſetzen, und der Menſchlichkeit ohne Murren ihren Zoll bringen, ſo oft ſie es verlangt. Der Winter bringt Kälte, der Sommer bringt Hitze; und wir müſsen frieren und ſchwitzen. Die Elemente gehen mit peſtilenzialiſchen Dünſten ſchwanger, und wir müſſen kränkeln. Wilde Thiere drohen uns in dieſem, und Menſchen, die blutgieriger ſind als ſie, in einem andern Welttheile den Untergang. Waſſer und Feuer, Luft und Erde ſind voll von

Gefahren, welche uns drohen. Keine ſterbliche Macht kann dieſen feſtgeſetzten Lauf der Dinge ändern; aber der weiſe und tugendhafte Mann kann ihn durch Gröſse der Seele beſiegen. Mit dieſer können wir allen Zufällen des Lebens begegnen, und uns der Ordnung der Natur unterwerfen, welche ihr groſses Königreich, die Welt, durch einen beſtändigen Wechſel beherrſcht. Laſst uns den Pfad, welchen uns die Vorſehung führt, ohne Widerſpruch und ohne Murren gehn; denn ihn bloſs zu gehen iſt nicht genug: das iſt ein ſchlechter Soldat, der unter Seufzen und Murren ſeinen Poſten behauptet. Laſst uns mit Dank und Zufriedenheit jeden Befehl von oben annehmen, und nie verſuchen von dem Poſten zu entfliehen, welcher uns in dieſer ſchönen Harmonie der Dinge, zu deren Uebereinſtimmung unſre Leiden ſelbſt beitragen müſsen, anvertrauet iſt. Laſst uns die alles beherrſchende Macht des höchſten Weſens ſo anreden, wie Cleanthes in dieſen Zeilen:

"O Vater der Natur! Gebieter des Weltalls! wohin mich deine Vorſehung führt, folgt mein williger Schritt mit ſorgloſer Entſagung. Das Schickſal leitet den Folgſamen und treibt den Widerſtrebenden an. Warum ſollte ich murren, da ich doch Murren tragen müſste? Warum das durch meine Schuld erſchweren, was ich ſchuldlos leicht erdulden werde?"

Dies iſt die wahre Unterwerfung unter dem Willen der Vorſehung, und in ihr liegt wahre Gröſse der Seele; dagegen iſt das das ſichre Kennzeichen eines kleinen, entnervten Geiſtes, der den Schickungen der Vorſehung entgegenſtrebt, und, ſtatt in ſich ſelbſt zu gehen, und an ſich ſelbſt zu beſſern, mit dem Urheber ſeines Daſeyns rechten will. (*)

(*) So viele groſse und wahre Gedanken auch in dieſer Abhandlung eines berühmten Staatsmanns und Schriftſtellers liegen, ſo glaube ich doch, daſs das menſchliche Herz oft mit ihnen in Widerſpruch ſteht; daſs wenigſtens mancher dieſer glänzenden philoſophiſchen Ausbrüche, eine ſchwache Beruhigung für den Unglücklichen und Leidenden enthalten würde.

Wenn der freigeborne Britte das Land, wo die Geſetze die Könige zu Bürgern, und die Bürger zu Fürſten machen, mit keinem unter der Sonne vertauſchen möchte; oder wenn die rohen Töne eines einfachen Inſtruments den Schweizer an die anmuthsvollen Gegenden ſeines Vaterlands zurückerinnern, und ihm ein ſehnſuchtsvolles Verlangen der Rückkehr einflöſsen, ſo glaube ich, daſs die Natur dieſe Gefühle nicht vergebens in ihren Buſen pflanzte, daſs ſie mit dieſer vorzüglichen Liebe, womit ſie uns den Boden unſers väterlichen Landes umfangen lehrte, höhere Zwecke verband, und daſs dieſelbe Schwachheit, welche den geliebten Schauplatz unſrer erſten jugendlichen Jahre nicht ohne Wehmuth verlaſſen kann, die Quelle vieler groſ-

Beſchluſs des Auszugs aus VOYAGE EN ESPAGNE, par le M. de LANGLE.

DASJENIGE, was der Verfaſſer von ſpaniſcher Litteratur, Akademien und Bibliotheken dieſes Landes einzeln aufgeſetzt hat, wollen wir aus den verſchiedenen Kapiteln zuſammenziehn und auszugsweiſe liefern.

"Ich kann mich irren, aber ich glaube und wollte beinahe verſichern, daſs die ſpaniſche Sprache die ſchönſte iſt, die man auf unſrer Erdkugel redet. *Carl der V. ſagte: Spaniſch iſt die Sprache der Götter.* Carl der V. hatte recht. Ja dieſe Sprache kömmt vom Himmel; es iſt die Mutterſprache der Engel; es iſt die Lieblingsſprache Gottes; aus ihrer Annehmlichkeit, aus ihren Bildern, aus ihren harmoniereichen und

---

ſen patriotiſchen Tugenden iſt. Ich beurtheile dann einen Ovid, einen Cicero, und ſo viele groſse Männer, welche, bei den Leiden der Menſchheit, die Thränen der Menſchheit fliefsen liefsen, nachſichtsvoller und gerechter. Ja, dieſe gerechte Fühlbarkeit, welche der menſchlichen Natur ſo nahe liegt, fängt an, mir intereſſanter zu werden, als die ſtolze, koloſſaliſche Tugend, welche aus den Hallen der Stoa hervorging.

H.

ſonoriſchen Wortendigungen erkennt man die göttliche Quelle derſelben. Von allen ſpaniſchen Dialekten hat der Caſtilianiſche am meiſten Ründung, Figuren und Geiſt. Verblümte Reden aller Art, Bilder, Ausrufungen und Betheurungen ermuntern ſtets das Geſpräch einer Caſtilianerin. Man ſagt, daſs nichts dem Italieniſchen in dem Munde einer Toscanerin oder Bologneſerin gleich komme; aber man muſs von einer Spanierin ſpaniſch gehört haben, wenn man ſie nur irgend liebt, und von ihr geliebt wird, oder wenn ſie ſchön iſt. Alle Wörter, die ſie ausſpricht, prägen ſich in das Gedächtniſs ein, und alles von ihr hat einen ſo ſanften melodiſchen Klang, daſs man ſie noch zu hören glaubt, wenn ſie ſchon aufgehört hat zu reden. O bewundernswürdiger hinreiſſender Zauber der Stimme eines Frauenzimmers! Viele hundert Männer in Madrit ſprachen zu mir, und das ſehr gut; ich gab wohl acht; aber nie behielt ich davon das geringſte, und den Augenblick darauf war alles vergeſſen." — "Madrit iſt angefüllt mit Schullehrern, Pedanten, gelehrten Schülern, unermüdeten Zuſammenſchmierern, die ſich unaufhörlich damit beſchäftigen, groſse Werke herauszugeben, zu erklären, auszuziehen, und weiſs Papier ſchwarz zu machen. Es iſt dadurch nicht geſagt, daſs nicht von Zeit zu Zeit in Spanien Männer von Génie aufſtehen ſollten; aber den

Augenblick ihres Entſtehens hält man für eine öffentliche Landplage. Die Wiege ihrer Gelehrſamkeit umkriecht ſogleich eine Menge giftiger Inſekten, daſs ein ſolches ans Licht tretendes Génie, ſo zu ſagen, gleich bei der Geburt erſtickt wird. In dieſen lachenden, fruchtbaren Gefilden, unter einem ſo vortrefflichen Himmelsſtrich, in einer ſo balſamiſchen und ſchönen Gegend iſt jedes Génie ein Ungeheuer. Man leidet es nicht, daſs er am Leben bleibe, daſs er zunehme; man erſtickt ihn in den Windeln; nur die Männer der mittlern Klaſſe, nur die, die eine hohe Stütze haben, bleiben am Leben. Das goldne und ſilberne Zeitalter iſt vergangen, und ohngeachtet unſrer glänzenden Entdeckungen hält ſich unſer Zeitalter nur immer ans Mittelmäſsige. Man hat in dieſem Jahrhundert einige Akademien in Spanien errichtet. Die Akademie der ſpaniſchen Sprache genieſst die meiſte Achtung; ſie verſammlet ſich wöchentlich zweimal. Dieſe Akademie beſteht aus vier und zwanzig Mitgliedern, unter denen ſich die Herren Campomanes, San-Manego, Moratin, &c. vorzüglich auszeichnen. Vor einigen Jahren errichtete man zu Madrit eine öconomiſche Societät, unter dem Titel: *Societad de los amicos del pays*, Societät der Freunde des Landes. Der Zweck dieſer Stiftung iſt, den Ackerbau und die Indüſtrie aufzumuntern. Madrit iſt nicht die einzige Stadt, wo es Akademien giebt.

Es iſt auch eine zu Sevilla, eine andre zu Barcellona; aber dieſe beiden werden nicht geachtet. Man wird, wie man ſagt, bald eine Mahlerakademie ſtiften. Spanien hat einige gute Mahler aufzuweiſen; unter andern den Velasquèo. Aragoneſe iſt der berühmteſte Mahler zu Madrit. Das Kabinet der Naturgeſchichte vermehrt ſich täglich. Die Sammlung der verſteinerten Seepflanzen, der Muſchelſchalen, der Mineralien und Medaillen iſt unermeſslich. Der Hof unterhält Naturalienſammler zu Mexico, Macao und Lima. Madrit hat eine Akademie der Aerzte; aber dieſe Wiſſenſchaft wird zu ſo geringer Vollkommenheit in Spanien gebracht, daſs man eher anderswo ein Bein brechen kann, als ſich hier in den Finger ſtechen. Wenn man den Spaniern glauben will, ſo beſitzen ſie die älteſten und authentiſchſten Handſchriften. Man hat mir ſehr ernſthaft verſichert, daſs die Domherren zu Valladolid das Verzeichniſs der Sachen, Mobilien und andrer nach der Sündfluth wiedergefundnen Effekten in Händen hätten. Mich wundert, daſs der P. Macedo, ein ſpaniſcher Jeſuit, von dieſer Handſchrift in ſeinem Commentar nicht Meldung thut." — "Wenn indeſſen die Spanier alle Arten von Litteratur vernachläſsigt haben, ſo haben ſie doch die Geſchichte mit Vortheil betrieben. Einige Capucinaden ausgenommen, nähert ſich Mariana dem Tacitus ſehr. Die Geſchichte von Catalo-

nien ist vollkommen geschrieben. Ihre Kriege, Unglücksfälle und Unruhen sind mit Stärke und Ausdruck geschildert. Man schätzt die Chroniken von Saavedra sehr. Der Marquis von San Philipe hat kostbare Denkwürdigkeiten über den spanischen Succession skrieg geliefert. Die Geschichte Indiens von *Don Gonzale Hernandes de Oviedo y Valdas* steht sehr in Achtung. In der Geschichte der Mexikaner vom Mönch Torquemada sind sehr gute Sachen enthalten. Zu Madrit ist eine Akademie der Geschichte. Diese Gesellschaft beschäftigt sich mit den Untersuchungen über die Annalen Spaniens. Herr von Campomanes, das Haupt dieser Societät, hat zu dem Ende eine Menge Materialien gesammlet, und arbeitet dran, sie in Ordnung zu bringen. Desto besser für das Publikum, wenn ihm der Tod nur so viel Zeit läfst, sein Werk zu endigen. Unglücklicherweise ist Herr von Campomanes schon alt, kränklich, engbrüstig, und man besorgt, dafs er bald sterben werde. Unter die Journale, die in Madrit herauskommen, gehört ein politisches Journal, betitelt: *El Pensador*, der Denker. Wer am Galimathias, am sinnlosen Gewäsch, an weitschweifigen Speculationen Geschmack findet, der lese dieses Journal, dessen Herausgeber Herr Clavigo ist. Diese Schrift wird eben so, wie der Mercure de France, auf Befehl und unter der Aufsicht des Ministeriums gedruckt; auch giebt man alle

Woche eine Zeitung aus, die genaue Rechenſchaft von auswärtigen Nachrichten giebt; aber was Spanien anbetrifft, davon ſagt ſie nichts, auſſer die Beförderungen bei der Kirche und bei der Armee, und die Reiſen des Hofes. — Der Unterſchied zwiſchen den ſpaniſchen und den übrigen europäiſchen Buchhändlern in erſtaunlich. Inquiſition und Policey halten ſie in Zaum, und doch wird alles gedruckt. Der Theologe *Sua* zu Madrid hat 50000 ſchwere Piaſtern für ſeinen Commentar und Erläuterung des P. Jerom und P. Bonaventura gewonnen; und die franzöſiſchen Buchhändler wollten für die Manuſcripte des Herrn von Pav, des gröſsten Hiſtrikers, des erſten Politikers, und des vorzüglichſten Génies nicht hundert Thaler geben. Die Bibliothek von Madrit, die ungefähr vierzigtauſend Bände enthält, hat nichts Merkwürdiges, als die Manuſcripte, die man in den Ruinen von Herculanum gefunden, und die der gegenwärtige König nach Spanien gebracht hat. Dieſe Manuſcripte ſind Rollen von ſchmutzigem, durchſichtigem, abgenutztem Pergament, das nur auf einer Seite beſchrieben iſt. Man hat lange Zeit gebraucht, ehe man nur einige derſelben hat entziffern können." —

"Der Graf von Aranda macht gegenwärtig den Stolz der ſpaniſchen Monarchie aus. Er war es, der oben über die Tempel die Namen Luther, Calvin, Mahomet, William Pen und

Jeſus Chriſt vereinigen wollte; er war es, der öffentlich, von den Grenzen Navarra's an bis an die äuſſerſte Meerenge von Cadix, bekannt machen laſſen wollte, daſs künftig die Namen *Torquemada*, *Ferdinand* und *Izabella* in die Klaſſe der Gotteslästerer gerechnet werden ſollten. Er iſt es, der die Garderoben der Heiligen, das Mobiliar der Nonnen verkaufen, und die Crucifixe, die Leuchter, die Kelchſchüſſeln, &c. in Brücken, Gaſthöfe und in Landſtraſsen umzuſchaffen im Sinn hatte."

"Die Garniſon zu Madrit, die ſeit der letzten Revolte verdoppelt ward, beſteht jetzt aus zehntauſend Menſchen. Schmuzige, zerriſſene, fleckigte Kleider, Haare ohne Puder, ſchlechte und ungleich geflochtene Haarzöpfe, benehmen den ſpaniſchen Regimentern alle äuſſerliche Schönheit. Eiſenfeſt wie ſein Gewehr hat der ſpaniſche Soldat den Ruf, ohne zu murren und anhaltend, Kälte, Fatiguen und Hunger auszuhalten. Sein erſter Angriff iſt hartnäckig; ſo bald er aber ſein Blut flieſsen, oder ſeinen Kameraden neben ſich fallen ſieht, ſo verliert er den Muth, er verläſst die Glieder, und befiehlt ſeine Seele Gott dem Herrn. Das that er in der Bataille bei Ramilliers, im Mayländiſchen, in Holland, und im Permeſaniſchen. Jedes Regiment hat ſeine Muſik; und doch wäre es nicht ſo leicht, in Madrit eine Trommel zu finden, die man tacktmäſsig ſchlagen könnte, eine

Trompete, die zum Blaſen recht eingerichtet wäre, ein Hautbois, die ſich nach der Cadence blaſen lieſsen. Die Spanier haben noch nicht den Einfluſs einer guten oder ſchlechten Muſik auf das Schickſal der Waffen in Ueberlegung genommen. Sie haben noch nicht die erſtaunenswürdige Menge der braven Leute berechnet, die ihren Tod den miſstönenden Trommeln und Pfeiffen zu verdanken haben; ſie wiſſen es nicht, daſs wenn ſchon der König von Preuſſen den Fortgang der Waffen ſeinen forcirten Märſchen, ſeinen Generalen, und der bequemen Wahl ſeiner Läger ſchuldig iſt, er doch nur die Schlachten bei Roſsbach, bei Lignitz, bei Torgau, ſeinen Trompeten und Clavinetten, und ſeiner deutſchen Muſik zuzuſchreiben hat, deſſen kriegeriſcher Karakter die Seele erhebt, anfeuert, und ſie aufmuntert, ins Feld zu gehn, und uns ohne Widerwillen zu verlaſſen. Es gilt mir gleichviel, ſagte wohl zwanzigmal ein Dragoner des Regiments Penthievre zu mir, ob ich auf dem Schlachtfelde bleibe, wenn ich nur unter dem Geräuſch der Trommete ſterbe. Der ſpaniſche Soldat deſertirt ſelten. Aufſerdem, daſs er ſeiner Religion eifrig zugethan iſt, daſs er ſein Vaterland liebt, daſs er für ſein Clima geboren iſt, weiſs er, daſs ihn keine Macht beſſer bezahlen würde. Die militairiſchen Strafen ſind dort dieſelbigen wie in Frankreich. Jeder Soldat wird aufgehängt, der auf der

Schildwache einſchläft. Der muntre Mann, der dieſes Geſetz gemacht hat, wuſste ohne Zweifel nicht, daſs der Schlaf das überwältigendſte Bedürfniſs, und eben ſo unabhängig vom Willen des Menſchen iſt, als das Klopfen ſeines Herzens, oder der Umlauf des Bluts. Er wuſste wohl nicht, daſs: einen Menſchen zu beſtrafen, weil er einſchläft, eben ſo viel heiſst, als ihn beſtrafen, weil er Athem holt. Anderwärts ſchläft man indeſſen auch nicht ungeſtraft. Während der groſsen Kälte des vorigen Jahrs ſchlief ein Soldat in ſeinem Schilderhauſe ein. Der Offizier von der Ronde tödtete den Unglücklichen, um ihn aufzuwecken. Man ſchreit gewaltig gegen das Cölibat der Mönche, und man will nicht, daſs ein Soldat heirathen ſoll. Man will nicht, daſs diejenigen, die zur Ehre des Staats beitragen, zu deſſen Macht beitragen ſollen. Man will nicht, daſs dieſe Klaſſe von Menſchen, die im Kriege umkömmt, die in Mühſeligkeit und Kummer verdirbt, Kinder hinterlaſſe. Ich verſtehe das nicht. Ein andrer ſage was er will; meiner Einſicht nach ſollte ein Regiment nie ſeine Garniſon verändern; jeder Soldat ſollte die Tochter oder das Dienſtmädchen aus dem Hauſe heirathen, wo er ſein Billet hat. — Ehemals begleiteten die artigen Frauen die Truppen. Brantome erzählt uns, daſs unter der Suite des Herzogs von Alba, den Philipp II. nach Flandern wider die Rebellen

ſchickte, vierhundert Weiber zu Pferde und achthundert zu Fuſs, alle gleich ſchön, waren. Sollten dieſe Beiſpiele nicht hinlänglich ſeyn, ſo ſchlage man die heilige Schrift nach, man leſe dort die Bücher der Könige, man wird darin finden, daſs David, um der ſchönen Michal zu willfahren, ſich verpflichtete, — — zweihundert Philiſtern die Ohren abzuſchneiden. Man leſe den Xenophon; er erzählt uns, daſs die Lacedämonier die Gewohnheit hatten, im Gefolge ihrer Armeen einen Trupp junger Mädchen zu haben, die man τῶν ἐβμειῶν σιφῶ die verliebte Bande nannte. In allen Ländern, zu allen Zeiten, hatte die Liebe ihre Helden, ihre Schlachtopfer, ihre Märtyrer. Meine Freunde, meine Freunde, ſagten mit Anfang des Treffens die Sarazenen: *ſeht dieſe ſchönen Mädchens; ſeht ihre Geſtalt, ihre Augen, ihre Haare, ihren Buſen. Laſst uns fechten und ſterben, um dieſe ſchöne Houris wieder zu finden. Laſst uns ewig in ihren Armen von Küſſen, Liebkoſungen, Liebe, Sorbet und Vergnügen ſterben, wieder aufleben, wieder ſterben und leben!*"

Beinahe alle Spaniſche Frauenzimmer haben eine bewundernswürdige Anmuth im Ton ihrer Stimme; es iſt ein Vergnügen, ſie reden zu hören; ich ziehe ihre Stimme der ſchönſten Sonate vor; Glück würde da nichts verändern, die ganze Muſik iſt fertig. — Ich glaube, daſs ſich der König von Spanien nie Maaſs zu einem

Kleide nehmen läſst. Seine Kleider ſind ihm bald zu lang, bald zu kurz, bald zu weit; man weiſs nicht, was ſie bedeuten. Wenn ſich ein Particulier ſo ſonderbar kleidete, würde man ihn auslachen. — Hier begräbt man die Todten zu geſchwind; man läſst ihnen nicht Zeit zu ſterben. Warum kann man nicht zwei, drei Tage warten? Iſt ein Todter heute todt, ſo wird er es auch morgen ſeyn: denn iſts Zeit ihn fortzuſchaffen. Im Fürſtenthum Neuſchattel begräbt man erſt nach zwei und ſiebenzig Stunden, und man verſichert viele Leute geſehen zu haben, die ſich auf ihr Lager aufrichteten, und zu trinken forderten, nachdem ſie bereits zwei Tage für todt gehalten wurden. — Es heiſst, der Spanier iſt munter, und ich glaube, er iſt traurig. Alle Abende gehe ich im Prado ſpatzieren; wir ſind unſerer beinahe vier tauſend Seelen, und ich höre nie das geringſte laute Gelächter. — Madrit iſt vielleicht der Ort, wo man ſich am wenigſten ſelbſt umbringt. Jahr aus, Jahr ein, rechnet man vier Selbſtmörder in Madrit. — Das Volk in Madrit iſt ſehr ausſchweifend. Die Damen werden hier für ſehr galant ausgegeben; das unverheirathete Frauenzimmer iſt verliebt, aber ſehr zurückhaltend; überhaupt iſt der Spanier furchtſam in der Liebe. Jahre lang brennen die Liebhaber für Liebe, für Verlangen, ſterben ſogar, und das alles, weil ſie ſich nicht verſtehen. Jeder reiche Spa-

nier, den man nicht in Mönchskleidern begräbt, erhält ſein ſchönſtes Kleid mit in die Erde. — Den Spaniern fallen ſehr frühzeitig die Zähne aus; es iſt ſelten, daſs ſie deren noch nach dem 50ſten Jahre haben, oder wenigſtens nur ſo viele, daſs es ſich kaum der Mühe verlohnt. Eine auſſerordentliche und ſchwer zu begreifende Sache iſt es, daſs unter den Spaniern eine Menge Atheiſten ſind, die nichts, gar nichts glauben, die es behaupten, daſs das Daſeyn Gottes ein bloſses Vorurtheil ſei, daſs Himmel und Hölle bloſs in der Einbildung beſtehen, und daſs das Ohngefähr das Buch der Schickſale in Händen hält. Ach! wie bedaure ich die Unglücklichen. — Selten begegne ich zwei Spanier bei einander, es ſcheint, daſs er gern allein ſei; er hat recht; der Menſch empfindet beſſer, hat mehr Leben, lebt doppelt. Der geſellſchaftliche Menſch iſt getrübter Wein, der Menſch allein iſt reiner Wein. — Dürre Zeiten ſind hier allgemeine Plagen; dann wird das Waſſer ſelten und die Menſchen ſterben vor Durſt. — So bald hier eine Schrift nur etwas luſtig geſchrieben iſt, ſo wird ſie ſogleich verbrannt; ſollte die meinige dahin kommen, gewiſs man würde ſie ohne Zeitverluſt in Aſche verwandeln. Deſto beſſer! deſto beſſer! noch tauſendmal ſage ich deſto beſſer! das bringt Glück. Heil dem Werke, das man verbrennt; das Publikum liebt die verbrannten Bücher. — Sind gleich die Spa-

nier nur von mittlerer Statur, ſo ſind ſie doch wohl gebildet, allein durchgehends ſind ſie ſchwarz und häſslich. Was manche Spanier entſtellt, ſind ihre Ohren, die ſo lang ſind, daſs ſie in meinen Handſcuh nicht Raum haben. Nirgends habe ich weniger hübſche Kinder geſehen als hier; gemeiniglich iſt man doch hübſch in der Kindheit; allein der Spanier iſt ſchon häſslich, ehe er groſs wird. — Ein däniſcher Arzt behauptet irgendwo, daſs man mit den Zähnen hören kann. Man bemerkt wirklich, daſs beinahe alle Tauben den Mund öffnen, um zu hören. Die Spanier machens eben ſo; ſie ſcheinen die Ohren auf die Zunge zu haben. Mir dünkt ich habe von der Mäſsigkeit der Spanier ſchon an einem andern Orte geredet, dieſe wird gewiſs aufs äuſſerſte getrieben. Ich beſinne mich, einſt in ein ſehr gutes Haus in Madrit gekommen zu ſeyn; ich fand vier Perſonen, man ſetzte ſich eben zu Tiſche, alles war aufgetragen, und der ganze Tiſch war mit einem Ey und vier Aepfel aufgeſetzt. — Spanien wimmelt von Propheten, die von Dorf zu Dorf ziehen, bald ein Erdbeben, bald einen Orkan, und bald das Ende der Welt verkündigen. Dieſe Prophezeiungen machen das Volk ſehr oft beſtürzt. — In eben dem Maaſse wie die Stimme der Damen angenehm und ſonoriſch klingt, eben ſo hart und unleidlich iſt die Ausſprache der Mannsperſonen. So oft ein Spanier redet, ſcheint

er ärgerlich und aufgebracht zu ſeyn, oder Halsſchmerzen zu haben. Ich kehre oft zur Stimme zurück; das thue ich aber mit Fleiſs. Herr Lavater, der ſo ſchöne Dinge über die Phyſionomie geſagt, der durch die im Geſicht ausgedruckten Züge die Bewegungen der Seele zu errathen behauptet, hat kein Wörtchen über den Ton der Stimme geſagt. Die Zierlichkeit in der Geſtalt, die Schönheit der Augen, beſonders die Feinheit, der Zauber des Blicks unterſcheiden das Madriter Frauenzimmer. In Madrit iſt es, wo eine Mannsperſon zu lieben fürchtet, wo er den artigen Weibern, die er kennt, am öfterſten ſagen ſollte: *Ich bitte Sie, heften Sie ihre Blicke nicht auf mich.* — Unter dem Pöbel und unter den Armen findet man hier die meiſten Devoten. So ſehr iſt es wahr, daſs, wenn man arm iſt, wenn man leidet, man am liebſten Gott anruft. — Die Brücke über den Mencaranes hat achtzehn Millionen gekoſtet, und neun Monate im Jahre enhält das Bette dieſes Fluſſes nicht hundert Bouteillen Waſſer. — Die Spanier haben tauſend ſchätzenswerthe Eigenſchaften; unter andern die, von den Miniſtern und in Bedienung ſtehenden Männern laut das zu ſagen, was ſie von ihnen denken. Ich hörte eines Tages von mehr denn zwanzig Perſonen, die von M. O — R.....i ſprachen. *Wir haſſen ihn nicht, das iſt der Mann nicht werth, wir verachten ihn nur.* — In Spanien begräbt man

die Todten mit unbedeckten Antlitz. Dieſer Gebrauch ſollte allgemein ſeyn. — Vor dreiſsig Jahre geſchah in Frankreich ein ärgerlicher Auftritt. Der Graf - - - der Luſt bekam, Beſitzer von ſeinen Gütern zu ſeyn, lieſs ſeinen Vater aufheben, ihn in eine unterirdiſche Kammer werfen, und machte öffentlich bekannt, daſs er geſtorben ſei. Den folgenden Tag kündigte das Geläute der Klocken deſſen Beerdigung an, und man begrub einen Stein. — Die Spanier laſſen ſich ſehr gerne grüſsen, allein ſie kommen niemanden zuvor; wenn ſie jemanden begegnen, ſo ſehen ſie einen ſtarr an, und ſcheinen ſagen zu wollen: *Grüſset mich, es iſt eure Schuldigkeit.*

Ein jeder hat von der ſchlechten Policei in England, in Betreff der Landſtraſsen, gehört. Jedermann weiſs, daſs man in England ſo wenig als in der Türkei und in Perſien, ohne Gefahr beſtolen zu werden, reiſen kann. Grade ſo iſt's auch in Spanien. Freilich hat man hier Miquelets und Häſcher in Menge, allein da ſie ſchlecht bezahlt werden, da ſie kein gemeinſchaftliches Corps ausmachen, da die Regierung ſie nicht beobachtet, finden ſie es für rathſamer, mit den Räubern in ein Verſtändniſs zu leben, weil ſie die Beute mit ihnen theilen. Beinahe alle Spitzbuben in Spanien ſind unter der Kleidung der Pilger und Hermiten verſteckt. Unter dem Vorwande auf der Land-

ſtraſse nach der Uhr zu fragen, ſetzen ſie einem die Piſtole auf die Bruſt, ſtehlen und tödten gemeiniglich. Die Strafe, wiſſen ſie, bleibt immer dieſelbige, der Leichnam läſst ſich auch bequemer plündern, und ſchweigt beſſer. Man kann freilich in jeder Stadt eine Eſcorte nehmen, allein auſser, daſs dieſe ſehr theuer ſind, muſs man ſie auch voraus bezahlen, und denn laufen ſie auf den halben Weg davon. Die Urſache, warum es in Spanien mehr als anderwerts von Banditen wimmelt, iſt die ausnehmende Volksarmuth und der Mangel an Arbeit. Zum Theil kann man dieſes Unglück der Erlaubniſs ſchuld geben, die man den privilegirten Gefangenen ertheilt, Körbe und Säcke an ihre Fenſter herunter zu laſſen, in welchen ihre Mitverſtändige Stricke und Geräthzeug hineinlegen. Da die Gefangenen auf dieſe Art alles erhalten können, was zu ihrer Flucht dienlich iſt, ſo laufen ſie weg, wenn ſie wollen. Oft ſind in einer Nacht mehrere Gefängniſſe leer. — Die Spanier ſind verſichert, daſs der Freitag ein unglücklicher Tag ſei; und ohngeachtet in allen Häfen ein Königliches Edict vorhanden iſt, laut welchen alle Schiffe des Königs ohne Unterſchied jeden Tag in der Woche abreiſen ſollen, ſo nehmen ſich die Schiffscapitains dennoch ſehr in Acht, nicht am Freitage unter Seegel zu gehen, theils ihrer Schiffsequipage zu willfahren, theils weil ſie ſelbſt den böſen Einfluſs des Freitags befürch-

ten, theils auch weil ſie nicht gern für die Folgen ſtehen wollen. Unter dem Pöbel beſonders verurſacht dieſer finſtre Tag viele Schrecken. Wird einer am Freitage krank, ſo iſt bloſs dieſer Tag ſchuld daran; ſtirbt einer am Freitage, ſo hat dieſer Tag das Todeszeichen gegeben; verliert endlich jemand ſeinen Proceſs, ſo miſst man dem Einfluſſe des Freitags alle Schuld davon bei. Dieſer ſo verläumdete Tag hat dennoch manche Anhänger gehabt. Sixtus V. liebte dieſen Tag vor allen andern; es war ſein Geburtstag, der Tag ſeiner Erhebung zum Cardinalat, zur päpſtlichen Würde, und der Tag ſeiner Krönung. Franz I. verſicherte, daſs ihm am Freitage alles gelungen ſei. Henrich IV. liebte vorzüglich dieſen Tag; denn an einem Freitage ſahe er zum erſtenmal die ſchöne Marquiſin von Verneuil, diejenige unter ſeinen Maîtreſſen, die er nach Gabrielen d'Etrees am meiſten liebte, die er nie vergeſſen konnte, von der er hundertmal des Tages ſprach, deren Bildniſs er bei ſich trug, und jeden Augenblick an ſeine Lippen drückte, ſogar in den Augenblick, da der abſcheuliche Ravaillac dieſen guten König erſtach.

Die Herzogin von Alba hat nicht *ein einziges Haar*, welches nicht Begierden einflöſst. Nichts gleicht ihrer Schönheit. Man könnte ſie nicht beſſer bilden, wenn man ſie mit Fleiſs ſo gebildet hätte. Sobald ſie vorbei geht, tritt jeder

ans Fenſter, die Kinder ſelbſt hören auf zu ſpielen und ſehen ſie an.

Beinahe alle Einwohner von Madrit (verſteht ſich, nur der Pöbel) ſind, ſo zu ſagen, geborne Pilgrimme. Sie bringen beinahe ihr ganzes Leben damit zu, Hin- und Herreiſen nach St. Jacob de Compoſtella, nach U. L. F. zu Mont-Serrat, zu Pilier und zu Loretto zu machen. Ganganelli, der nie ohne Achſelzucken ſeinen Pantoffel zum küſſen gab, wollte alle dieſe Pilgrimmſchaften aufheben. Dieſer philoſophiſche Papſt wuſste es auswendig, daſs Gott, die Jungfrau und die Heiligen, alle Herumſtreicher verachteten; er wuſste es auch, daſs dergleichen Wallfahrten eines Taugenichts nie Vergebungen und Erlaſſungen der Sünden nach ſich ziehen. Er wuſste ſogar, daſs die Muſchelſchalen, die man am Ufer der Carogna, nahe bei Compoſtello, findet, die Augen- Zähn- und Ohrenſchmerzen nicht geſchwinder heilen, als die Auſterſchalen und Schildkröten, die man zu Cadix, Cancala, Malaga und St. Malo findet. Aus den Fenſtern des Vaticans ſahe dieſer Papſt Pilger und Pilgerinnen, wie ſie über die Hecken ſetzten, das Flügelvieh ſtahlen, die Früchte plünderten, verdarben, das Korn zertraten, ſich ins Buſchwerk verkrochen, und vergaſsen, daſs der Heil. Jacob ſie beſchleicht, ſie mit den Augen verfolgt, und alles zwiſchen den Sträuchern gewahr wird.

In Spanien warten die Bedienten bei Tiſche in der Weſte und in gewickelten Haaren auf. Sie ſind ſo ſchmutzig, daſs einem ekelt, von ihnen zu trinken zu fordern; ſie ſind ſo häſslich, daſs ſie Furcht erregen, und ſo klein, daſs ſie noch nicht erwachſen zu ſeyn ſcheinen. In der Bedienung beſteht die Pracht der Spanier. Nie habe ich langſamere, ungeſchicktere und dümmre Bedienten geſehn. Sie brechen alles entzwei was ſie ſehen, können keine Kutſche fahren, machen zwei Stunden über ein Bette, und ſo ſchlecht, daſs man es ſelbſt von neuen machen muſs. Schickt man ſie mit einem Brief weg, ſo kommen ſie nicht wieder, man muſs ſie holen laſſen; ſie geben keine Antwort zurück, denn dieſe verloren ſie entweder unterwegens, oder vergeſſen ſie beim Eintreten.

Von eins bis drei Uhr ſind alle Straſsen in Madrit leer; die Kaufleute ſchlieſſen ihre Laden zu, die Handwerker hören auf zu arbeiten, und jeder legt ſich ſchlafen. Wenn das Wetter angenehm iſt, ſo fährt der König auf die Jagd, und regnet es, ſo legt er ſich ſchlafen, und ſchläft, umgeben von ſeiner Leibwache, die auch ſchläft. Seit undenklichen Zeiten iſt die Mittagsruhe in Spanien Mode. Die Spanier haben von den Sarazenen und Mauren dieſe unüberwindliche Neigung zum Schlaf geerbt. Die Hitze des Clima kann dabei nicht in Rechnung kommen. Im Lande der Caffern iſt es neunmal

wärmer als in Madrit, und die Caffern, die Topinamboux, die Neger des heifsen Erdgürtels, ſchlafen gemeiniglich nicht viel. Die Aerzte empfehlen den Spaniern ausdrücklich die Mittagsruhe, ſie ſagen ihnen: *Schlafet oft, Schlafet lange.* Sie verſichern, daſs Galienus und Hypocrat nach Tiſche ſchliefen, und das Aesculap ſelbſt zwei Stunden Mittagsruhe hielt. Da aber die Spanier um zwölf Uhr eſſen, geſchwind eſſen, gar nicht kauen und wenig trinken, ſo thäten ſie wohl daran, ſpatzieren zu gehn, oder nach aufgehobner Mittagsmahlzeit zu tanzen.

BRIEF
über den Zuſtand der Schwarzen auf S. Domingo.

(Aus Voyages d'un Suiſſe dans différentes Colonies d'Amérique. Neuchatel 1785.

Da bin ich in einem fremden Lande, ohne gewiſſermaſsen Verrichtungen, ohne Verwandten und Freunde darin zu haben; nur mit Mühe drängte ich mich bis zu den Gouverneurs, wo die Empfehlungsſchreiben, die ich bei mir hatte, mir demohngeachtet nicht ſonderlichen Nutzen brachten. Allein dies wundert mich

nicht im geringſten. Es giebt hier ſo viele ſpaniſche und franzöſiſche Truppen, ſo viele Seeleute von mancherlei Flotten, daſs man ſich hier gar nicht bemerkt. Durch den Zulauf von Menſchen, der hier ſo anſehnlich iſt, werden die Straſsen täglich von Hin- und Hergehenden angefüllt, obſchon die brennende Sonnenhitze jetzt ſenkrechte Strahlen auf dieſelben herabwirft. Mit einem Worte, wenn ich frei Athem holen will, muſs ich nicht lange in der Stadt verweilen. Die einſiedleriſchen Gebirge laden mich in ihre Schatten ein. Dort finde ich die Stille, die ich liebe, heilſame Bewegung für den Körper, und das Vergnügen, ein mir neues Land nach Gefallen unterſuchen zu können.

Sie glauben es nicht, mit welcher Neugierde ich alle Gegenſtände, die um mich her liegen, betrachte. Ohne bei den Produkten und der Bearbeitung des Landes ſtehen zu bleiben, wird jene Art, wie man mit den Schwarzen hier umgeht, ſtets mein Augenmerk ſeyn, und der wahre Karakter ihrer Herren ſoll mir nicht entgehen.

Jeder Eigenthümer eines Gutes, oder derjenige, der ein ſolches verwaltet, lebt hier als ein kleiner *Sultan*. Der Oeconom, der Raffinadeur, der Schreiber, und alle Weiſſen ſind, ſo zu ſagen, ſeine *Viziers*. Die Befehlshaber und Vertraute unter den Creoliſchen Negers, welche letztern auf ihren Arbeiten folgen und ſie be-

wachen, ſtehen unter dem Befehl der Weiſſen, und ſind gleichſam die *Cadi's*. Hier haben die Bedienungen ein Ende. Alles übrige iſt ſchlechtes Volk, darunter ſind die Schwarzen beiderlei Geſchlechts begriffen, welche ohne den mindeſten Unterſchied zu den härteſten Arbeiten und zu den grauſamſten Züchtigungen bei dem geringſten Verſehen beſtimmt ſind.

In einer anſehnlichen und gut eingerichteten Zuckerplantage giebt es ſtets etwas zu thun. Bald muſs man die reifen Zuckerröhre abſchneiden, bald ein abgemähetes Stück Feld wieder bepflanzen, oder ein andres ausjäten, wo das Unkraut die jungen Sprößlinge am Wachsthume hindern würde.

Mit Tages Anbruch fängt ſich das Geſchäft der Schwarzen an. Um acht Uhr frühſtücken ſie; dann gehn ſie wieder an die Arbeit bis Mittag. (*) Um zwei Uhr fängt ſich ſolche wieder an und dauert bis in die Nacht, zuweilen bis zehn, eilf Uhr des Abends.

Die zwei Stunden, die man ihnen täglich bewilligt, und die Sonn- und Feſttage, müſsen ſie dazu anwenden, ihre Lebensmittel, wovon ſie ſich nähren, zu bauen. Zu dem Ende giebt man jedem Sklaven ein Stück Land, auf welches er alles, was ihm beliebt, pflanzen kann.

(*) Die Mütter nehmen ihre Säuglinge auf den Arbeitsplatz mit.

Wenn der Neger auf ſeinen Diſtrickt Landes fleiſſig iſt, ſo erzeugt er oft mehr, als er zu ſeiner Verzehrung braucht; dann treibt er, mit Bewilligung ſeines Herrn, in der Stadt oder im benachbarten Flecken damit einen Handel, und tauſcht ſich dafür geſalzenes Fleiſch, Rauchtoback, Rataffia, oder einige Kleidungsſtücke ein.

Dieſer erübrigte Proviant dient alsdann in der Stadt den Hausnegers, den Handwerkern und manchen Weiſſen zu Nahrungsmitteln.

Oft trifft es ſich auch in dürren Jahren, daſs die, auf dem Felde arbeitenden Schwarzen ſelbſt Mangel an Lebensmittel haben, dann ergänzen wachſame Eigenthümer dies Bedürfniſs durch den Vorrath, den ſie auf ſolche Fälle zurücklegen.

Wer dieſe Vorſicht vernachläſſigt, der wird ſehr geſchwind dafür beſtraft. Krankheiten reiſſen unter ſeinen Sklaven ein, und raffen deren eine groſse Menge dahin; die übrigen werden muthlos und unzufrieden. Viele nehmen die Flucht, die Arbeiten gehen ſchlechter und die Plantage iſt zerrüttet.

Dergleichen Vorfälle ſind hier nicht ſelten. Es bedarf nur eines ſchlechten Kopfs, dem die Verwaltung guter Ländereien anvertrauet iſt, ſo ſinkt alles in kurzer Zeit; bald erblickt man an der Stelle eines blühenden Sklavenzugs eine kleine Anzahl ſchwacher miſsvergnügter Schwarzen.

Sie werden mir einwerfen, ob es möglich ſei, wider ſeinen eignen Vortheil zu handeln? Indeſſen, obgleich jeder Eigenthümer oder Plantagen-Verwalter die Abſicht hat, ſeine Glücksumſtände zu vermehren, ſo verfehlen doch viele hierin des Zwecks, indem ſie glauben, ihr Ziel erreicht zu haben. Rechnen ſie nun noch die Sorgloſigkeit, Faulheit und Mangel an Erfahrung hinzu, ſo wird es Ihnen nicht wunderbar vorkommen, täglich in der Verwaltung der Güter Fehler zu bemerken. Man kann noch eine Urſache angeben, die einen erſtaunlichen Einfluſs auf die Sklaven hat. Dies iſt die Strenge, mit der man ſie behandelt. Selten iſt das Verfahren mit ihnen, ohne Grauſamkeit verbunden, und nur zu glücklich können ſich die Negers ſchätzen, wenn man nicht unmenſch mit ihnen umgeht.

Nach Landesherrlichen Edikten iſt es zwar den Eigenthümern nicht erlaubt, über das Leben ihrer Sklaven zu ſchalten. Ein Neger, der des Todes ſchuldig wird, ſoll den ordentlichen Gerichten übergeben werden, aber die kleinen Tirannen weichen beinahe immer dieſer Verpflichtung aus; ſie, deren Stolz und Rache in der unumſchränkten Herrſchaft, die ſie in ihren Plantagen ausüben, den Sieg erhalten, deren Eigennutz einem ſchuldigen Neger zuweilen das Wort ſpricht, wofern er nur gegen ſie nicht ſtrafbar ward. Wie ſoll endlich die Auf-

führung einer ſolchen Menge Weiſſen ans Tages Licht kommen, die oft in den einſamen Winkeln der Gebirge vertheilt und zerſtreut wohnen? Wie in die Geheimniſſe der Ungerechtigkeiten dringen, die nicht ſelten bei ihren Gerichtsverwaltungen den Vorſitz haben?

Es iſt daher begreiflich, daſs, ohngeachtet höherer Edikte, der Eigenthümer ſtets, ſo viel er kann, Despot bleiben wird. Erlauben Sie mir, noch einige Betrachtungen hinzuzufügen, welche Sie vollkommen überzeugen werden. Ob man gleich vernünftigerweiſe die heutigen Einwohner (*) von S. Domingo nicht beſchuldigen kann, daſs ſie ihre Sklaven nach Gefallen umbringen, ſo giebt es doch eingeführte Grauſamkeiten, die nicht tödten, und die ſie ſich erlauben, in der Hoffnung, ſie dadurch beſſer in der Zucht zu halten. Bemerken Sie überdem noch, daſs die meiſten Ländereienverwalter nicht Eigenthümer ſind, und daſs ihnen wenig daran gelegen iſt, ob ein Neger lebt oder ſtirbt, wenn ſie nur ihre Beſoldungen bekommen.

(*) Wenn ſie ſich vormals zu Tiſche baten, ſo ergötzte, nach der Mahlzeit, der Herr ſeine Gäſte mit dem Anblick eines Negers, den man bis aufs Blut peitſchte. War keiner da, der gerade an einem ſolchen Gaſtmahl dieſe Strafe verdient hatte, ſo nahm man irgend ein Schlachtopfer aus dem Sklavenzuge, und die Gäſte übten oft ihre Kunſt an den Leidenden aus.

Da ich mich erſt ſeit kurzer Zeit hier aufhalte, und kein andrer Bewegungsgrund der Zweck meiner Reiſe ward, als die Neugierde und das Verlangen, alle Dinge hier, wie ſie wirklich ſind, zu betrachten, ſo glaube ich, Ihnen keinen geringern Gefallen zu erzeigen, wenn ich Ihnen einen Abriſs von den Geſchäften der Schwarzen gebe, denen ich ſelbſt beigewohnt habe.

Es war eine Anzahl von hundert Männer und Weiber verſchiednen Alters, die ſich alle beſchäftigten, ein Stück Land in der Zuckerplantage auszugraben; die meiſten gingen nakkend, oder hatten höchſtens nur Lumpen zu ihrer Bedeckung. Die Sonne warf ſenkrechte Strahlen auf ihre Häupter; dicke Schweiſstropfen drängten ſich aus allen Theilen ihres Körpers. Kraftlos von Hitze, abgemattet durch die ſchweren Spaden, die ſie führten, und durch den Widerſtand des leimigten Bodens, der ſo hart war, daſs er ihr Geräth zu zerbrechen im Stande geweſen wäre, ſtrengten ſie alle ihre Kräfte an, dieſe Hinderniſſe zu überſteigen. Ein tiefes Stillſchweigen herrſchte unter ihnen; auf jedem Geſichte drückte ſich der Schmerz aus; indeſs hatte die Stunde der Erholung noch nicht geſchlagen. Das unerbittliche Auge des Anführers beobachtete den ganzen Zug, und viele Aufſeher, mit langen Peitſchen verſehen, die hin und wieder bei den Ar-

beitern vertheilt ſtanden, ſchlugen von Zeit zu Zeit unmenſchlich auf Neger und Negerinnen, auf jung und alt, los, wenn ſie ermüdet gleichſam einen Augenblick neue Kräfte ſammeln wollten.

Der Europäer, der ſo eben die lachenden Fluren des Ländchens Vaud verläſst, kann er wohl die Gefilde von S. Domingo ohne bittern Widerwillen betrachten? wenn er die herabgewürdigte Menſchheit, ihre Leiden, ihr äuſſerſtes Elend und die ungeheuren Ketten erblickt, die die Unglücklichen, um der leichteſten Vergehen willen, ſchleppen müſsen. (*) als ob nicht ſchon ihre tägliche Arbeit belaſtend genug wäre? wenn er dieſe Halsbänder gewahr wird, die mit ſpitzigen Haken ausgelegt und mit langen Stangen verſehn ſind, welche man der Negerin umhängt, ſobald man ſolche in Verdacht hat, daſs ſie ſich ihrer Frucht entledigen will, und wovon man ſie weder bei Tage noch bei der Nacht befreit, bis ſie ihrem Herrn ein Kind bringt, als ob nicht die Strafe auf den Herrn fallen ſollte, wenn die Sklaven ihr Geſchlecht fortzupflanzen fürchten? Miſsmuth und Grauſen durchbebt mich; ich wende meinen Blick von dieſen ſchrecklichen Thälern weg.

Rühmt, Einwohner von S. Domingo, rühmt,

(*) Oft bekommen ſie groſse Wunden davon, und werden Krüppel auf Lebenszeit.

ſo viel ihr wollt, den unermeſslichen Reichthum eurer Ländereien, und den Ueberfluſs, den ihr genieſst, ich begehre ihn um dieſen Preis nicht.

Man rechnet mehr denn zwanzig Zuckerplantagen, auf der kleinen Ebene, wo ich wohne. Von früh bis auf den Abend, und ſelbſt noch in der ſinkenden Nacht, hört man ein gewiſſes ſchaudervolles Getöſe, welches ein verworrenes Geräuſch der Zuckermühlen und der Wagens verurſachen, die die Erndten einfahren; dies Getöſe vermehrt von Zeit zu Zeit das Knallen der Peitſchen, die ohne Unterſchied Neger und Thiere treffen. Wolken von Rauch, die aus den Feueräſſen und aus den Siedereien ſteigen, verbreiten ſich von weiten, und ſenken ſich bald zur Erde, bald heben ſie ſich wie finſtrer Nebel empor.

Während daſs alles auf die Art in Bewegung iſt, beſuchen wachſame Plantagenverwalter den ganzen Kreis der Geſchäfte, und beſorgen die Vertheilung der Arbeiten auf den folgenden Tag. Andre, die weniger aufmerkſam ſind, bleiben ruhig in den kühlen Zimmern ihrer Wohnung, begnügen ſich an dem, was ein gedungner Geſchäftsverweſer ihnen berichtet, und ſind bloſs darauf bedacht, ihr Leben in Weichlichkeit hinzubringen.

Stellen Sie ſich einen unverheiratheten Mann vor, der auf ſeinem Landhauſe der einzige

Weiſſe iſt, von einer weniger oder mehr anſehnlichen Menge Neger und Negerinnen umgeben, die ſeine Bedienten, ſeine Sklaven, und folglich ſeine Feinde ſind. Eine Mulattin führt ihm die Wirthſchaft, und beſitzt ſein völliges Vertrauen. Dieſe wird aus Eitelkeit die Feindin des afrikaniſchen Volks, und, ſtolz auf die Gunſtbezeugungen des Sultans, macht ſie ſich ihm nicht nur für ſeine Sicherheit, ſondern auch für ſeine Vergnügungen unentbehrlich.

Der Oeconom und die andern Weiſſen, wenn es deren in dem Hausſtande giebt, eſſen mit dem Eigenthümer an ſeinem Tiſch, aber ſie ſchlafen nicht mit ihm unter einem Dache.

Jeder ſteht hier ſehr früh auf; die müſsigen Eigenthümer und Verwalter, um der friſchen Luft zu genieſsen, und die untergebenen Weiſſen, um ihren Geſchäften obzuliegen. Um ſieben Uhr frühſtückt man. Dann geht jeder auf den Arbeitsplatz, auf die Mühle, oder in die Siedereien.

Um zwölf Uhr wird zu Mittage geſpeiſet. Die Tafeln ſind gemeiniglich gut beſetzt, und, einige Kleinigkeiten abgerechnet, findet man dort die nämlichen Gerichte wie in Frankreich.

Nach Tiſche legt ſich der Eigenthümer ſchlafen, allein der Oeconom kehrt zur Arbeit zurück. Gegen Abend, ſobald ſich die Sonne zum Untergange neigt, beſonders nach einem Gewitter, wenn es kühler wird, um-

geht der Eigenthümer ſeine Plantage, hält hierauf eine leichte Abendmahlzeit, und legt ſich frühzeitig zu Bette.

Dieſe einförmige Lebensart wird blofs durch einige kleine Reiſen unterbrochen, die er von Zeit zu Zeit in der Stadt oder in benachbarten Flecken vornimmt, um die Produckte ſeiner Ländereien zu verkaufen, oder um andre, ihm nothwendige, einzuhandeln. Zuweilen bittet er auch ſeine Nachbaren zu Tiſche, oder er wird von ihnen gebeten. Aber was ſind das für traurige Gaſtmale! Eigennutz und Zügelloſigkeit würzen das Geſpräch. Die ſanften Freundſchaftsbande ſind bei ihnen ſo ſelten, daſs jedes Individuum in ſich ſelbſt ſeine Zufriedenheit ſuchen muſs.

Iſt es wohl ein Wunder, daſs ſie dort alle ihre Blicke begierig auf Europa heften? Müſſen ſie ſich nicht nach dieſem Welttheile ſehnen, wenn ſich ſonſt ihre Natur nicht gänzlich umgeändert hat? Ob man hier gleich auf einige Zeit verdorben wird, ſo wird man doch nie ſo bösartig, daſs man ſeinem Vaterland eigenwillig entſagen ſollte.

Iſt auf der einen Seite das Leben der Eigenthümer in S. Domingo einförmig und traurig, ſo iſt der Sklaven ihres dafür höchſt niederdrückend. Denn es giebt wohl kein Hausthier, von dem man mehr verlange, und für den man weniger ſorge. Ich habe Ihnen bereits geſchrie-

ben, wie ihre Zeit eingetheilt wird, wie ſie für ihren Unterhalt ſorgen, und von welchen Lebensmitteln ſie ſich nähren.

Zu allen ihren Speiſen gebrauchen ſie eine Art Kraut, welches Gänſefuſs heiſst, das vermuthlich die Verdauung ſehr befördert, weil ſie durchgehends ſehr plump und kalter Complexion ſind. Ihr gewöhnliches Getränk iſt Waſſer; aber ſie betrinken ſich in Ratafia, ſobald ſie ſolchen nur habhaft werden können. Ohne Zweifel wird es ein groſser Troſt für ſie, einige Augenblicke, ihres Kummers zu vergeſſen. Ein Hemde und Beinkleider von der ſchlechteſten Leinwand machen ihre gewöhnliche Kleidung aus, und alle tragen gemeiniglich eine Binde um den Kopf.

An Sonn- und Feſttagen zeichnen ſich die, welche einige Vorzüge haben, vor den andern durch einen beſſern Anzug aus, den ſie von ihren Erſparniſſen verdient haben; ſie mögen indeſſen noch ſo geputzt ſeyn, ſo gehen ſie alle ſtets barfuſs. Dies iſt ſowohl in der Stadt als auf dem Lande das Zeichen der Sklaverei.

Oefters geſchiehts auch, daſs Eigenthümer von Plantagen, aus Geitz oder aus Mangel an Vermögen, den Unterhalt ihrer Sklaven vernachläſsigen; dann iſts nichts ſeltnes, Neger und Negerinnen halb nackend oder mit ſo ſchmuzigen Lumpen bedeckt zu ſehen, daſs ſie Abſcheu und Mitleiden zugleich erwecken möchten.

Sie haben weniger Bequemlichkeit in ihren Wohnungen als die meiſten andern wilden Völker. Die Beſchreibung, die ich Ihnen ſogleich davon machen will, habe ich von der Wohnung entlehnt, in die ich mich jetzt aufhalte, und Sie können dieſe unter dem allgemeinen Maafsſtab bringen, weil alle Negerwohnungen einander gleich ſind.

Man rechnet ſechszig Hütten für dreihundert Neger und Negerinnen von jeglichen Alter. Jede dieſer Hütten iſt ohngefähr achtzig Fuſs lang, zwölfe breit und ſechszehn hoch. Da ſie meiſtentheils wie die Hürden zaunförmig geflochten und mit Zuckerrohr gedeckt ſind, ſo kann die Luft frey hindurchſtreichen. Alle haben Thüren, einige auch Fenſtern. Der bloſse Boden iſt ihr Teppich, und ſtatt aller Mobilien erblickt man darin nur einiges elendes Küchengeſchirr, worin ſie ihre Speiſe kochen. Da ſchlafen ſie nun auf Strohmatten durch einander, Vater, Mutter und Kinder. Jede Hütte hat drei Abtheilungen, welche deren Länge in drei gleiche Theile theilen, und drei Kammern ausmachen. Multiplicirt man alſo die Hütten, deren es hier ſechzig giebt, mit der Zahl drei, ſo werden hundert und achtzig Kammern herauskommen. Man glaube ja nicht, daſs jeder Sklave die ſeinige allein beſitzt; die Liebe vereinigt ſie bald; darum bekümmert

ſich indeſſen der Eigenthümer nicht, wenn nur ſein Volk untergebracht iſt.

Dieſe Art freiwilliger Verbindungen, die die gegenſeitigen Neigungen bewürken, wozu die Kirche ihren Beiſtand nicht liehe, welche ohne Zuſtimmung der Eltern, ohne Bewilligung des Herrn geſchah, ſollte dem Scheine nach glücklich ſeyn, eine fruchtbare und langdaurende Ehe werden; allein ſie beſtehen nicht lange und bringen den Plantagen wenige Kinder. Die auf ſolche Art verbundenen Neger und Negerinnen, verlaſſen ſich ſehr geſchwind, bloſs nur um des Vergnügens willen der Veränderung zu genieſsen. Gröſtentheils fallen die Kinder den Müttern zu, ohngeachtet hier kein Geſetz ſtatt findet; der bloſse Gebrauch beſtimmt dies.

Die kirchliche Einſegnung iſt übrigens ſehr ſelten unter ihnen; alle leben beinahe im freien Umgange mit einander; man macht ihnen darüber kein Verbrechen, ob ſie ſchon in der katholiſchen Religion erzogen ſind.

Die Eigenthümer von liegenden Gründen, oder die Verwalter derſelben, haben nicht gleiche Grundſätze in Betreff der Heirathen, welche die Neger vornehmen. Daher kömmts, daſs einige ſolche gut heiſsen, und andre ſich dagegen ſetzen,

Die Eigenthümer, die dergleichen Verbindungen ihren Vortheilen zuwider glauben, berechnen den Verluſt der Zeit während der

Schwangerſchaft der Mutter und während daſs ſie ihr Kind ſäugt; vergleicht man nun ſolche mit dem Gelde, den die Mutter verdienen könnte, ſo überſteigt ſolches den Werth des Kindes ungemein; noch berechnet er die Möglichkeit, das letztere zu verlieren, die Nahrung, die es nöthig hat, und ſeinen Unterhalt bis zu den Jahren, wo es erſt Nutzen bringen kann: und dann findet er, daſs es für ihm weit vortheilhafter ſei, den Abgang der Neger durch andre zu erſetzen, die ſchon im Stande ſind zu arbeiten.

Oft verbinden ſich zu dieſen eigennützigen Abſichten andre politiſche Urſachen. Man befürchtet, daſs der Sklave durch gültige Eheverbindungen in die Vorrechte der Weiſſen zu treten verlangen möchte, deren Gebräuche er verehren, aber nie nachahmen darf. Andre hingegen, welche die Bevölkerung der Neger wünſchen, da ſie mehr denn zu gut einſehen, daſs aus der Zügelloſigkeit ihrer Lebensart nur Unfruchtbarkeit folgen muſs, ſehen es gerne, wenn ſich ihre Sklaven dem Sacrament der Ehe unterwerfen. Sie glauben einen Vortheil darin zu finden, Kinder in ihren Plantagen aufzuziehen, weil, die Koſten abgerechnet, die ſie beim Kauf haben, ſie die Creoliſchen Negern den Afrikaniſchen weit vorziehen. Wie viel Schwierigkeiten hat nicht Letzterer zu überwinden, ehe er nüzlich wird. Erſt iſt er

lange ein Fremdling in der neuen Welt, kennt die dort eingeführte Sprache und die Art der Arbeit nicht, wozu man ihn beſtimmt, trägt Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande im Buſen, und dann, welchen übeln Behandlungen iſt er nicht von alten Sklaven ausgeſetzt, denen er zum Schein anvertraut wird? wie viel Kummer foltert ihn nicht auf einmal, der ihn oft ins Grab ſtürzt? Sollte er nun auch alle dieſe Schwierigkeiten überwinden; muſs ihn nicht der Eigenthümer bis zu den Augenblick ernähren, wo er erſt im Stande iſt, es ſelbſt zu können? und ſelten geſchieht dies unter zwei oder drei Jahren. Aber der Creoliſche Neger, ſobald er ſeine Augen zum erſtenmal aufſchlägt, erblickt er ſchon alles das, was er zeitlebens erblicken wird. Da er in der Sklaverei erzogen iſt, ſo gewöhnt ſich ſeine Seele unbemerkt daran, ſo wie ſein Körper frühzeitig durch kleine Verſuche zu den ſtrengſten Arbeiten geſtählt wird. Er hat kein Vaterland zu bedauren, denn er lebt bereits in dem ſeinigen; auch iſt er viel muntrer als der afrikaniſche Neger; wird ein weit beſſrer Arbeiter, begreift auch leichter, und ſeine Conſtitution, die für das Clima geſchaffen iſt, hat von deſſen ſtürmiſchen Abwechſelungen nichts zu befürchten.

Vergleicht man alle dieſe Umſtände, ſo fällt der Vortheil augenſcheinlich auf die Seite der ehelichen Verbindungen. Warum ſind ſolche

gleichwohl ſelbſt bei denen ſo ſelten, die dieſe am meiſten aufzumuntern ſuchen? Meines Erachtens ſind folgende die weſentlichſten Gründe.

Welcher Vortheil erwächſt dem Sklaven aus einer ordentlichen Ehe? Keiner. Er fügt vielmehr zu der Kette, die ihn drückt, eine neue hinzu. Die Gewohnheit erlaubt ihm, in der Liebe zu wechſeln; ſein unbeſtändiges Temperament fordert ihn dazu auf. Sollte er ſo einfältig ſeyn, ſich der einzigen Freiheit, die ihm übrig bleibt, freiwillig zu entſchlagen? Dies iſt es noch nicht alles; die Ehe vergröſsert ſeine Unbequemlichkeiten durch eine minder oder gröſsre Familie, die ihm während deren Kindheit beinahe gänzlich zur Laſt fällt, und von welcher er gar keine Erleichterung erhält, wenn ſie herangewachſen iſt. Zu jeder Stunde kann der Herr, den Vater, die Mutter, oder das Kind, jeden beſonders, und wenn es ihm einfällt, verkaufen. (*) Welche Zuneigung kann gegenſeitig unter ſie bei dem Gedanken entſtehen, daſs ſie nicht beſtimmt ſind, mit einander zu leben, und daſs ſich eins dem andern dereinſt keine Erleichterung verſchaffen könne? Der Name, Vater, Mutter, und Kind, ſchwindet bei ſolchen und ähnlichen Betrachtungen. Gleich

(*) Vor der vollen Erreichung des ſiebenten Jahres darf das Kind nicht anders als mit der Mutter verkauft werden.

jenen Thieren, von denen ſich die Jungen, nach Maaſsgabe, daſs ihre Kräfte zunehmen, entfernen, bleibt den Negern bloſs der Naturtrieb übrig, der ſie, wenn dieſer rege wird, zuſammenbringt, und iſt er geſtillt, ſo trennen ſie ſich wieder. In unſern europäiſchen geſellſchaftlichen Einrichtungen würde dies Fühlloſigkeit und Undank heiſſen; allein nicht das, was bei uns ein Laſter wäre, darf unter dieſen Geſichtspunkt bei ihnen betrachtet werden. Jeder einzelne, in ſich ſelbſt zurückgeſetzte Sklave, denkt alſo ſelten daran, ſein Geſchlecht fortzupflanzen. Statt daſs die Ehe ihn locken ſollte, bringt ſie ihn vielmehr auf; weit lieber hängt er ſeinen Neigungen nach, und dieſe Neigungen ſind Abwechſelungen.

Die Früchte dieſer augenblicklichen Verbindungen ſind in ſehr geringer Anzahl, weil, auſſer den ſchon angeführten Hinderniſſen, welche die ausſchweifende Lebensart mit ſich bringen, ſie, im Fall einer Trennung, der Mutter zufallen; weshalb ſie ſtets Furcht hat, ſchwanger zu werden.

Ihre Befreiung von Frohndienſten auf dem Arbeitsplatz, während ihrer Schwangerſchaft, kann ſie für ihre künftig, ſie erwartenden Ungemächlichkeiten nicht ſchadlos halten. Uebrigens iſt ſie alsdann gezwungen, auf eine gewiſſe Zeit der Ausſchweifung zu entſagen, die ihr doch Vortheil und Vergnügen gewährt;

dies alles macht, daſs ſie den Augenblick verflucht, da ſie fruchtbar ward, daſs ſie ihre Schwachheit beſeufzt, und ſich öfters bemüht, die Frucht zu zerſtören, die ihr nur Leiden bringen muſs. (*)

Dies ſind die verſchiednen Meinungen der Eigenthümer, in Betreff der Heirathen und Bevölkerungen der Creoliſchen Neger. Man muſs nur noch bemerken, daſs die Neger ausnehmend eiferſüchtig ſind; ſie beweiſen dies nur zu oft durch die Ausübung der abſcheulichſten Rache. Ein langſames Gift iſt das Mittel, deſſen ſie ſich bedienen; daher kommen die auszehrenden Krankheiten, die ſo häufig in den Plantagen im Schwange gehen, und welche vorzüglich die jungen ausſchweifenden Neger befallen. Sie unterliegen gemeiniglich dieſen Krankheiten nicht eher, als bis ſie die langwierigſten Schmerzen im Magen und in der Lunge gefühlt haben. Je gröſser der Schimpf in den Augen des beleidigten Negers iſt, deſtomehr ſtellt er ſich an, nichts davon zu wiſſen. Er überwindet ſich, und erwartet den Augenblick der Rache, dem er mit Geduld und erſtaunlicher Standhaftigkeit entgegen ſieht. Er treibt ſeine Verſtellung oft ſo weit, daſs er ſeinen Feind auf ein Gericht Ca-

(*) Die Negerinnen beſitzen dieſes ſchreckliche Geheimniſs im höchſten Grade. Man glaubt, daſs es aus dem Pflanzenreiche genommen iſt.

lalou bittet; (*) und der Unglückliche, der ſich nichts Böſes verſieht, findet den Tod im traurigen Mahle, den die Freundſchaft anzubieten ſchien. Die Eiferſucht der Neger erſtreckt ſich ſelbſt bis auf die Weiſſen, die durch ihre unmäſsige Ausſchweifungen zuweilen Gelegenheit dazu geben; und ihre Empfindlichkeit in dergleichen Fällen verdoppelt ſich um ſo mehr, da die Rache gefährlicher und ſchwerer auszuführen iſt.

Da ihr Verhängniſs ſie zwingt, Herren zu fürchten, die ſie in Verzweiflung bringen, ſo verzehrt eine innerliche Wuth dieſe Elenden, wenn ſie nicht Mittel ausfündig machen können, ſolche zu beſtrafen.

Selten wagen ſie es, das Leben der Herren anzugreifen, dafür aber bringen ſie Unordnung im Sklavenzuge. Zuweilen führt ſie die Rache zu der Perſon ſelbſt, die ſie beleidigte, und die Vergiftungen, die vor einigen Jahren unter den Sklaven am Cap, ſo häufig waren, und deren man ſich nicht ohne Schaudern erinnern kann, hatten, nach dem Urtheil vieler vernünftigen Einwohner, die grenzenloſen und unmäſſigen Ausſchweifungen der Weiſſen mit den Ne-

(*) Dieſes Gericht beſteht aus verſchiednen Kräutern und erfriſchenden Blättern. Man kocht ſie wie Spinat, und Neger ſowohl als Europäer bedienen ſich deren häufig.

gerinnen zum Grunde. Man vergiftete dazumal ohne Unterſchied, Weiſſe und Schwarze; oft wurden unſchuldige Neger in dies Schickſal gezogen, um durch ihren Verluſt ſtrafbare Herren zu kränken. Zuweilen traf man auch den Gegenſtand ſelbſt, und die Herren wurden ein Raub des Todes. Dieſe Wuth, zu vergiften, war eine Zeitlang ſo allgemein, daſs die ſchrecklichſten und öfterſten Executionen ſie nicht aufzuhalten im Stande waren, und der unerſchrokkenſte Einwohner zitterte ins geheim mitten unter ſeinen Sklaven. Endlich legte ſich dieſe mörderiſche Sucht. Seit kurzen ereignete ſich hier ein Beiſpiel der Zügelloſigkeit, der der ganzen Colonie bekannt iſt.

Ein etwan funfzigjähriger unverheiratheter Weiſſer, welcher unter vielen Mulatten war, beſaſs unter dieſer Anzahl eine Tochter, in die er ſich verliebte. Er lebte in ſeiner Plantage mitten unter ſeiner zahlreichen Familie, und drang täglich in ſeine Tochter, ſich ſeinem Willen zu unterwerfen, und täglich bekam er eine abſchlägige Antwort von derſelben. Anfänglich wandte er Liebkoſungen an; da dieſe nichts fruchten wollten, ſo bediente er ſich der Drohungen, und endigte mit Grauſamkeiten. Nichts konnte die Standhaftigkeit der unglücklichen erſchüttern, welche überdem in der ganzen Gegend als ein Muſter der guten Aufführung bekannt war. Ihre Brüder, Zeugen der

Abſcheulichkeiten, deren Opfer ſie war, brachte Mitleid und Unwillen endlich auf, und ſie erwürgten den Vater in ſeinem Bette. Sie dachten nicht einmal daran, zu entwiſchen, und man zog ſie gefänglich ein. Die Juſtiz erfuhr ohne Mühe die Urſache, die zu dieſem Verbrechen Anlaſs gegeben; ſie muſste gleichwohl die Schuldigen zum Tode verurtheilen. Alle wurden hingerichtet, ſelbſt das Mädchen, da ſie im Complott mit begriffen war. Iſt es nicht ſchändlich, daſs Geſetze ſo ſtrenge mit der Tugend und mit der machtloſen Empfindlichkeit verfahren müſsen, da letztere im höchſten Grade durch die vom Deſpotismus unterſtützte Grauſamkeit, und durch die zügelloſeſte Ausſchweifung gereizt wurden? Allein ſo ſchrecklich dieſes Beiſpiel für arme Unterdrückte iſt, ſo wird es den Unterdrückern doch gewiſs nicht minder einen Zaum anlegen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Kurzgefaſste Nachricht von der Sekte der QUAKER, oder FREUNDE.

Und eine Anekdote von WALTER MIFFLIN, Mitglied dieſer Gemeinde.

A. M. P. R. Kaufmann zu Amſterdam.

SIE wünſchen, mein Freund, daſs ich Ihnen von der Sekte der Quaker Nachricht gebe; die, wie bekannt, vor ohngefähr 100 Jahren die Stifterin und Geſetzgeberin von Penſylvanien war. Um dieſem Ihrem Begehren vollkommen Genüge zu leiſten, müſste ich mich in theologiſche Spitzfündigkeiten einlaſſen, und das iſt meine Sache nicht. — Ich kenne ſehr viele Mitglieder dieſer Sekte, die ich liebe und ehre; ohne mich je mit ihnen über die Grundſätze ihrer Religion eingelaſſen zu haben. Leſen Sie die Apologie des David *Cankley*, einer ihrer gelehrteſten Apoſtel; in ſeinem Buche werden Sie alles finden, was Sie hierüber zu wiſſen verlangen.

Um Sie indeſs von meinem guten Willen zu überzeugen, ſo nehmen Sie mit folgendem Entwurfe vorlieb. Die Anekdote von Walter *Miffin* wird Ihnen zu einem Beweiſe dienen, wie treulich dieſe Leute den Grundſätzen ihrer Sekte anhängen.

In ganz England giebt es keine, die bei ihrer Entſtehung ſolchen Drangſalen ausgeſetzt geweſen wäre. Der Haſs der Preſsbyterianer ſowohl, als der engliſchen Kirche, verfolgte ſie unaufhörlich; und ſuchte bis zur Zeit der Wiedereinſetzung Carls des Zweiten ſie bei jeder Gelegenheit lächerlich zu machen. Die Unſchuld und Einfalt ihrer Sitten, die von je her untadelich waren; die Aufrichtigkeit, die Beharrlichkeit, und der Muth, den ſie beſtändig, öffentlich ſowohl als auch in ihrem Privatleben äuſſerten, erregte das Wohlwollen dieſes Monarchen. Er hatte Mitleiden mit ihnen; er hob viele Strafgeſetze auf, die das Parlement gegen dieſe Sekte verhängt hatte.

Glücklicherweiſe fanden ſich unter denen, die das Vertrauen des Königs hatten, viele, die den Monarchen aufmerkſam darauf machten: daſs unter dieſen ſogenannten Quakern auch nicht einer ſei, der ſich mit den Republikaniſchgeſinnten in irgend eine Verſchwörung eingelaſſen, die dahin abzielt, ihm Thron und Leben zu rauben. — Man machte die Bemerkung: daſs die mehreſten Preſsbyterianer, beim Urſprunge ihrer Reform, ſich in Kellern und abgeſonderten Orten verſammleten; indeſs die Quaker, aller gegen ſie verhängten Geſetze ohngeachtet, ſich ihrer ganzen Strenge Preis gegeben; und, ohne Unruhe oder Furcht zu zeigen, ſtets öffentlich zuſammen gekommen wären. —

Ueber Furcht für Gefängniſs und Strafe erhaben, hätten ſie ſich mit einer edlen Kühnheit bewaffnet, die nie ihrer Einförmigkeit, ihrer Beſcheidenheit, und der Einfalt ihrer Sitten im mindeſten geſchadet hätte.

Kaum waren ſie durch die Gnade Carls des Zweiten aus den Gefängniſſen entlaſſen, als ſie ſich mit chriſtlicher Freimüthigkeit an ihn wandten. Sie enthüllten ihm die Lügen ihrer Feinde, die ſie mit unverdienter Schmach belegt. — Zur Widerlegung dieſer Verläumdungen wendeten ſie ſich geradezu an des Königs Herz; dies, ſagten ſie, möge ſie richten. Sie empfolen ihm Duldung und Menſchlichkeit, als die ſicherſten Stützen des Thrones, zu dem man nur erſt kürzlich ihn wiederum berufen. — Zufrieden mit dem Schutze billiger Geſetze, die ſie mit Recht von ihm verlangen könnten, machten ſie keine Anſprüche auf ſeine beſondere oder ausſchlieſſende Gnade. Dem Höchſten allein ſchrieben ſie es alles zu, was ihre Schriften Heilſames enthielten und würkten. In einer der Bittſchriften, die ſie dieſem Monarchen übergaben, in welcher ſie ihm bewieſen: daſs Gerechtigkeit ſowohl als das Intereſſe ſeines Reichs es erfordere, die Strafgeſetze gegen ſie aufzuheben; ſagten ſie mit edler Freimüthigkeit: "Carl Stuart! du weiſt aus der Erfahrung, wie Glück und Unglück ſchmeckt; lange irrteſt du, aus deinem Vaterlande verbannt, in der

Fremde umher, ohne einen Strahl von Hoffnung, es je wieder zu ſehen. Du haſt Hunger und Durſt gelitten, du lebteſt im ſtrengſten Drucke; wer kann es alſo mehr wie du, empfunden haben, wie verhaſst der Unterdrücker vor Gott und Menſchen iſt. — Wir wünſchen dir ein langes und glückliches Leben, und daſs du alle Pflichten, die dir als Menſch und als König obliegen, erfüllen mögeſt, damit du dich dadurch ſowohl der göttlichen Gnade, als auch der Liebe und der Ehrfurcht derer würdig macheſt, die dich wiederum zum Throne beriefen. Dies ſind die Wünſche und das Gebet deiner getreuen Unterthanen und Freunde."

Nichts iſt einfacher, als das Syſtem ihrer Religion. Gottesfurcht; ſtrenge Beobachtung moraliſcher Tugenden; Sanftmuth, Wohlwollen, Mitleiden; Aufmerkſamkeit und Ehrfurcht für die Eingebungen des Geiſtes; ſtrenge Sitten; ein leutſeliges, gleichmüthiges und freundſchaftliches Betragen; eine untadeliche Frömmigkeit; Gerechtigkeit und Billigkeit in allen ihren Unternehmungen; Mäſsigkeit an ihren Tafeln; exemplariſche Simplicität, und Reinlichkeit in ihren Häuſern, ſo wie in ihrer Kleidung; dies iſt das getreue Bild ihres ſittlichen Betragens.

Was ihren Gottesdienſt anbelangt, der iſt weder auf kirchliche Geſetze, noch auf Hierarchie gegründet. Unter ihnen iſt keiner der erſte,

keiner der letzte; ſie ſind ſich alle gleich. Ihre Aelteſten unterrichten die Jugend, beſuchen die Kranken, ſprechen den Sterbenden Muth ein, und begraben die Todten. — Sie haben weder Ceremonien noch Sakramente; ſie beten Gott in ſtiller Ehrfurcht an, und erheben zu ihm ihre Herzen; dies iſts, woran ſie hängen. Sie glauben, daſs Geſang und Muſik die wahre Andacht zerſtreue und verlöſche. — Dieſe Sekte kennt keine Zwanggeſetze; und folglich auch keinen Kirchenbann, keine geiſtliche Verfolgungen; ſie kennen ſonſt keine Strafe, als: daſs ſie den Namen desjenigen aus dem Verzeichniſſe ihrer Mitglieder ſtreichen, der nach dreimaliger Verwarnung noch auf verbothene Sachen beharret; als z. E. Schwur, Spiel, Wolluſt, u. ſ. w. Der Grund zu dieſer Gemeinde wurde im Schooſse der Freiheit ſelbſt gelegt. Sie verſammeln ſich fleiſſig in ihren Kirchen; daſelbſt erwarten ſie, im tiefſten Schweigen, die Eingebungen des Geiſtes der Weisheit und der Furcht des Herrn. Da die, welche ſich von ihren Sitzen erheben, um die andern zu unterrichten, es nie aus einem Antriebe der Eitelkeit thun, ſondern einzig und allein in der Abſicht, zu nutzen; ſo ſind ſie feſt überzeugt: daſs dieſes fromme Vorhaben jederzeit durch eine göttliche Eingebung gewirkt werde; die, ihren Grundſätzen zufolge, jedes tugendhafte Beginnen weckt und ändert. Ohne Vorbereitung, frei, und ihren Be-

griffen gemäſs, reden ſie, was ihnen in den Sinn kommt. Die Weiber, die mit ihnen gleiche Rechte genieſsen, theilen ebenfalls ihren Unterricht mit, ſobald ſie ſich inſpirirt glauben. — Sie verabſcheuen den Schwur; und deſshalb entſagen ſie allen Bedienſtungen, die dieſe Ceremonie erfanden; daher rührt ihre Luſt und ihr Hang zur Handlung. Sie haſſen den Krieg und den Gebrauch der Waffen; ſo wie alle Arten von Proceſs und Gewaltthätigkeiten. Die Streitigkeiten, die unter ihnen ſelbſt entſtehen, werden durch ihre Aelteſten entſchieden; die ſehr oft nach freier Willkühr die Ruhe und den Frieden der Geſellſchaft herſtellen. — Sie unterwerfen ſich ohne Murren und Widerſtand allen Verunglimpfungen, denen ſie ausgeſetzt ſeyn könnten. Durch ihre Verträge ſind ſie von allen weltlichen Luſtbarkeiten, als: Spiel, Karten, Muſik. Tanz, öffentliche Zuſammenkünfte, Bälle, Conzerte und Masqueraden, ausgeſchloſſen; ſie kennen kein anderes Vergnügen, als die Ausübung ihrer Geſchäfte, das Leſen nützlicher Bücher, einen freundſchaftlichen Umgang mit ihrer Familie, mit ihren Freunden und mit ihren Nachbaren. Auch giebt es warlich wenig Menſchen, die ſo unterhaltend und gaſtfrei ſind, wie ſie.

Eines Tages überfiel mich, in der Provinz *Maryland*, ein heftiges Ungewitter; und ich ſuchte alſo, ſo eilend als möglich, die erſte,

beſte Pflanzung zu erreichen. Sie gehörte Freund ***; er empfing mich, als ob ich ein alter Bekannter von ihm wäre. Ich aſs bei ihm zu Nacht, ſchlief bei ihm, und nahm den folgenden Morgen noch ein gutes Frühſtück zu mir. Vor meiner Abreiſe bat ich, daſs er es mir als einem Fremden nicht übel nehmen möge, wenn ich früge: wie viel ich ſchuldig ſei? — Freund! antwortete er, wer du auch immer ſeyn magſt, glaubſt du, ich ſolle an den geheiligten Rechten der Gaſtfreiheit zum Verächter werden? Komme denen mit Freundſchaft zuvor, die das Ohngefähr in deine Hütte führt; aus Liebe zu mir vergilt ihnen unter ſolchen Umſtänden das, was du mir ſchuldig zu ſeyn glaubſt, und ich bin bezahlt!

Sie ſchwören nicht, weil im neuen Teſtamente ausdrücklich ſteht: *du ſollt nicht ſchwören!* Ein Gebot, das, ihnen zufolge, den Gebrauch des Eides gänzlich verwirft; ob er gleich im alten Teſtamente verordnet war. *Verba ligant homines, voce ligatur homo*, ſagen ſie mit *Cook*, einem groſsen engliſchen Rechtsgelehrten.

Ihren Grundſatz: jede Schmach geduldig zu ertragen, beweiſen ſie durch viele Stellen der heiligen Schrift. — Was die Eingebungen des Geiſtes anbetrifft, ſo glauben ſie: daſs Jeſus Chriſtus den Menſchen eine Erkenntniſs und ein Licht mitgetheilt hat, das die erleuchtet, die es nicht durch eine freiwillige Unwiſſenheit in

ſich verfinſtern. Dieſen Strahl des Lichts, deſſen Beiſtand man bei jeder Gelegenheit erflehen muſs, verbunden mit den unfehlbaren Geſetzen des Gewiſſens, reichen hin, uns, wie ſie ſagen, in jedem Vorfalle des Lebens zur Richtſchnur zu dienen. Um dieſen glücklichen Lichtſtrahl zu empfangen, verſammeln ſie ſich oft, und verharren ganze Stunden im ſtillen Nachdenken. Aus dieſer Quelle entſpringen ihre guten Abſichten und ihre heilſamen Gedanken, wodurch ſie die Laſter bezähmen; und die ihnen zu einem Leitfaden ihrer Handlungen dienen. — Sehr unterſchieden von den Calviniſten, die eine Prädeſtination, eine perſönliche und beſondre Gnade annehmen, glauben und verehren ſie eine freie und allgemeine göttliche Gnade, die über alle Menſchen verbreitet iſt. Sie ſind unter uns das, was die *Eſſener* unter den *Juden*, und die Schüler des *Pytagoras* in *Aſien* waren: abgeſagte Feinde des Meineids, des Zankens, der Zwietracht und des Krieges; wie jene bauen ſie in ſtiller Ruhe ihr Feld, unter dem Schutze gerechter und billiger Geſetze. Wenn die Quaker nicht durch die Stärke der mächtigen Geſellſchaft, in deren Mitte ſie leben, beſchützt würden; wenn ſie einen eigenen Welttheil bewohnten, wie die alten Indianer; ſo würden ſie bald erobert und ihrer Reichthümer beraubt ſeyn. Wenn nicht durch Nationen, welche aus Taurus, Immaus oder Cau-

caſus kommen, doch gewiſs durch europäiſche Mordbrenner; die ſich hierüber ſicherlich kein Gewiſſen machen würden, ob ſie gleich ſonſt ſehr gute Chriſten ſeyn mögen.

Könnte man auf ſie nicht das anwenden, was der Apoſtel Paulus ehemals von gewiſſen Perſonen ſagte, die er als ein Muſter darſtellte: "Ihr Umgang iſt beſcheiden und ſtille; ihr Schmuck beſteht nicht in den Locken ihrer Haare, noch in Gold und Edelgeſteinen, ſondern in der Einfalt ihres Herzens. Hieran erkennt man den ſanften und ruhigen Geiſt, der vor den Augen Gottes von ſo groſsem Werth iſt." — Folgende Geſchichte wird ihnen beweiſen, wie ſehr das Engliſche Parlement dieſe Sekte ehrt und achtet.

Es iſt bekannt, daſs nach den engliſchen Geſetzen niemand als Zeuge, weder in einer bürgerlichen Sache, noch in einem Criminalproceſſe zugelaſſen wird, der nicht zuvor einen Eid abgelegt habe. Die beſtändige Weigerung der Quaker, unter keinem Vorwande zu ſchwören, verurſachte vielfältigen Verzug, und mancherlei Unordnung in Ausübung der Gerechtigkeit. Geldbuſsen, Züchtigungen, Gefängniſs, alles wurde in dieſem Falle gegen ſie angewandt; ſie beharrten bei ihrer ſimpeln Bekräftigung: *Ja*, oder *Nein!* In Anſehung ihrer erprobten Redlichkeit, und ihrer muthigen Beharlichkeit publicirte das Parlement ein Geſetz, vermöge

welchem die *Auſſage* eines Quakers, in bürgerlichen Vorfällen dem *Eide* eines andern Unterthanen gleich geachtet werden ſolle. Doch erſtreckt ſich dieſe Nachgiebigkeit nicht auch auf peinliche Fälle. Allein iſt ſelbſt hierin der ehrliche Quaker nicht glücklich; da er ſich hiedurch der traurigen Mühe überhoben ſieht: eine mitwürkende Urſache des Todes, oder der Leibesſtrafe ſeiner Brüder abzugeben!

Wenn die Nachricht eines glorreichen Sieges die Einwohner von London verbindet, ihre Fenſter zu erleuchten, und durch angeſtellte Ergötzlichkeiten an der allgemeinen Freude der Nation Theil zu nehmen; ſo entzieht ſich der chriſtlicher denkende und weiſere Quaker allen öffentlichen Freudensbezeugungen, weil er den Krieg haſst. Denn da er alle Menſchen als Brüder betrachtet, ſo ſieht er im herrlichſten Siege nur die groſsen Opfer, die er der Menſchheit koſtet; nur Metzeleien, Grauſamkeiten und Wunden; Lorbeeren, die in das Blut der Sieger und Beſiegten getaucht ſind. — Dieſe ſonderbare Ausſchlieſsung entzieht ihnen die Achtung ihrer Mitbürger nicht; denn man weiſs, daſs ſie deſshalb nicht weniger für ihr Vaterland eingenommen, und die eifrigſten Verfechter der Duldung und der Freiheit ſind!

(Der Beſchluſs künftig.)

DER ZÖGLING DER NATUR

in den Kupferminen von Fahlun.

Eine ſchwediſche Geſchichte.

EIN Kind der Liebe ward, beynahe gleich nach ſeiner Geburt, in den weitläuftigen Gebirgen von Dalecarlien ausgeſetzt. Eine weiſſe Bärin, die ihre Jungen verloren hatte, ernährte es ſo lange mit Milch, bis es von Eicheln und Früchten leben konnte. Indeſſen war dieſes wilde Thier nicht ſo glücklich, als die Wölfin des Romulus; es ſtillte weder einen König, noch einen Eroberer, — bloſs einen Philoſophen.

Im zwanzigſten Jahre ſeines Lebens verſchaffte ein günſtiges Schickſal dieſem jungen Menſchen das Glück — oder Unglück, durch jene unermeſsliche Kluft zu dringen, welche ihn bisher von aller menſchlichen Geſellſchaft abgeſondert hatte. Hier iſt die Geſchichte der erſten von ihm angeſtellten Betrachtungen, als er ſeines Gleichen erblickte; wenn gleich ſeine Ideen philoſophiſch waren, ſo entfernte ſich doch ſein Styl davon; wir wollen ihn alſo mit andern Ausdrücken herſetzen.

"So lange ich mich in meinem erſten Vaterlande befand, glaubte ich der einzige meiner

Art zu ſeyn, denn ich glich keinem der Geſchöpfe, mit denen ich in den Wäldern lebte. Wie ſteigt mein Vergnügen mit meinem Erſtaunen! — ich ſehe andre meines Gleichen; — mein Daſeyn vervielfältigt ſich, und die Natur erſcheint mir im reitzendern Gewande, ſeitdem ich nicht der einzige bin, der ſie bewundern darf. — Durch welches Wunder erwecken dieſe, mir ähnliche Weſen, einen ſo lebhaften Antheil an ſie? — Plötzlich ermuntern ſich meine Blicke, — mein Herz ſchlägt lauter, — ich fühle, daſs ihr Glück mir theuer iſt, — daſs ich ohne ſie nicht glücklich ſeyn kann. — Allein was iſt das für ein neuer Gegenſtand, den mein Auge vorher nie erblikt hatte? Iſt er höherer Natur, als die meinige? welche lebhafte Geſichtsfarbe! welche feine Geſtalt! welche Anmuth in den Blicken! ein nie empfundenes Gefühl durchbebt mich! eine ſchnelle Flamme durchläuft meine Adern! erſt jetzt, in dieſem Augenblick, fühle ich den Werth meines Daſeyns! — Sagt, was iſt dies für ein Weſen, das ich hier mit ſo vieler Wolluſt betrachte? ich glaube, ich übertreffe es an Stärke, — nein, es iſt viel ſtärker als ich; denn nie würde ich die Kraft haben ihm zu widerſtehen. Ich will mich ihm nähern, will mich ihm zu Füſsen werfen. Iſt es eine Gottheit, ſo wird es meine Ehrfurcht nicht verachten; iſt es meines gleichen, — nun, ſo wird es ſolche auch anneh-

men. Mit welchem Vergnügen wollte ich unter ſeinen Geſetzen leben, wollte mit ihm — nur für ihn leben!"

Die junge Schwedin zitterte bei der erſten Bewegung des Wilden, und entzog ſich durch eine ſchnelle Flucht den Zudringlichkeiten ihres neuen Liebhabers. Indeſſen hatte ſie doch Zeit gehabt, ihn nach Gefallen zu betrachten, und er miſsfiel ihr nicht. Die Geſtalt des Dalecarliers war ſo ſchlank, wie die ihrige. Zartes Pflaum entſproſste dem Kinn und verrieth ſeine Jugend; ſelbſt der Anſchein von Wildheit, den ſie in ſeinen Zügen bemerkte, erhoben ſolche noch mehr; ſie fühlte, daſs es möglich ſei, dieſes ſonderbare Thier zu bezähmen, und ich weiſs nicht, welch innrer Trieb den Gedanken in ihr erregte, daſs kein andrer als — ſie, es zahm machen konnte.

Die zwei Brüder dieſer Schwedin, die eben ſo neugierig, aber weniger furchtſam waren, blieben ſtehen, um dieſe ſonderbare Erſcheinung zu erforſchen; indeſſen ſchien der junge Bewohner der Wälder auf einige Augenblicke beſtürzt und niedergeſchlagen; er glaubte, der ſchönen Fremden miſsfallen zu haben; doch ihre Entfernung brachte ihn wieder zu ſich ſelbſt und verwandelte den Liebhaber im Philoſophen.

"Mein Herz," hub er für ſich an, mein Herz iſt ein unauflösbares Räthſel; ich fühle

wohl, dafs ich der Bärin etwas ſchuldig bin, die mich mit ihrer Milch genährt hat, allein dieſe Empfindung hat weniger Reitze, weniger Stärke als diejenige, die mich nach dieſem mir ähnlichen Weſen fortzieht. — Wer weifs, ob ſie nicht meine Wohlthäter waren, ehe ich mich ſelbſt noch kannte; das wilde Thier, welches mich genährt hat, gab mir das Leben nicht; ſeine Neigungen ſtimmen mit den meinigen nicht überein. Schaudern ergriff mich, ſo oft ich es die noch bebenden Eingeweide der Rennthiere zerreiſſen ſahe, die ihn zwar den Hunger ſtillten, aber ſeiner Gefräfsigkeit nicht genügen konnten. Nie löſchte ich im Blute der Thiere meinen Durſt, und dennoch habe ich gelebt; und dennoch fühle ich mich im Stande, mein Leben für dies Geſchöpf zu opfern, das mich bezaubert und flieht. — Ja! alles führt mich zu jenen neuen Hälften meines Selbſt zurück. Wie! wäre es nicht möglich, dafs dieſe mir ſo theuren Weſen denſelben Weg genommen hätten, nach meiner Wildnifs zu kommen, den ich nahm, um davon herauszugehn? — Sollte ich ihren Zügen trauen? ſollte mein Herz mich nicht betrügen? — o Natur, erfülle meine Wünſche! lafs mich hier diejenigen finden, von denen ich das Leben erhielt! — Gewifs, ſie werden mich lieben, da mich eine Bärin geliebt hat."

Indeſſen kamen die Sehweden näher, und theilten ſich gegenſeitig ihre Verwunderung

mit. Sie waren eben ſo erſtaunt, einen Wilden zu ſehen, als letzterer es bei der Sprache verſtändiger Weſen wurde.

Die unter Menſchen ſo natürliche Sympathie, wirkt nach und nach. Man bemerkte, daſs der Wilde nur durch das Aeuſſerliche und durch die groben Pelzwerke, womit er bekleidet war, etwas rauhes an ſich hatte; und die zwei Brüder führten ihn halb willig, halb mit Gewalt nach ihrem Hauſe, um bequemer unterſuchen zu können, durch welchen Mechanismus ein Affe zu denken im Stande ſei.

Das denkende Thier nahm ſehr geſchwind die Sitten ſeiner neuen Mitbürger an. Es gewöhnte ſich, die Früchte zu eſſen, die es ſelbſt geſäet hatte. Seine Kehle formte ſich nach der Scandinawiſchen Mundart. Der Wilde fühlte, daſs noch andre, als Ketten der Sympathie, ihn an ſeines gleichen feſſeln konnten. Schon wehnte er, die erhabenen Triebe der Freundſchaft zu kennen, indeſs ſich die Schweden bloſs berühmten, einen Affen gebändigt zu haben.

Die ſchöne Waldemar, die Schweſter der zwei edelmüthigen Wirthe unſres Dalecarliers, lebte nicht mit ihnen zuſammen; doch war ſie mit ihrer Seele ſtets beim jungen Wilden; täglich erkundigte ſie ſich nach den Fortſchritten ſeiner Kenntniſſe; ſie ſchien ſich ſelbſt an Einſichten zu bereichern, jemehr er ſich deren erwarb; ſie

theilte im gleichen Grade die Herablaſſung der Lehrer und die Erkenntlichkeit des Schülers; zuweilen begegneten ſich ihre Blikke; dann ſahen ſie nur ſich, und die ganze Natur ward vergeſſen; kam ſie von dieſer Betäubung zurück, ſo ſchien ſie verdrieſslich, daſs man die Blikke ſo lange auf ſie geheftet hatte, ſie ward es aber noch mehr, wenn der Wilde ſie gar nicht anſah.

Alles was dem Dalecarlier in die Augen fiel, alles was er hörte, waren ihn eben ſo viele auſſerordentliche Erſcheinungen. Beinahe glich er einen Menſchen, der in dem Augenblicke ſeiner Entſtehung das Licht ſahe, und an der Wirklichkeit alles deſſen, was ihn umgiebt, zweifeln möchte, weil er alle dieſe Gegenſtände zum erſtenmal erblickt.

Eines Tages ging er in einem einſamen Thale ſpatzieren; er verglich ſeine jetzige Lage mit jener, worin er ſich vor zwanzig Jahren befand. Seine Jugend ſchien ihm ein dunkler Traum zu ſeyn, von dem er durch ſein gegenwärtiges Glück erwachte. — Plötzlich hörte er das Geſchrei eines Unglücklichen, welchen man mordete, um ſich ſeiner Haabſeligkeiten zu bemächtigen. Dieſe Straſsenräuber wurden ein Jahr darauf gefänglich eingebracht, und rechtfertigten ſich in den Torturen durch thörigte Scheingründe. Sie eigneten ſich das Recht zu, die phiſikaliſche Ungleichheit, die ſich un-

ter den Menſchen befindet, aus dem Wege zu räumen, und behaupteten: das Geſetz des Stärkern ſei das erſte Geſetz der Natur, nach jenen Grundſätzen, die Machiavel den Königen, und Hobbes dem Menſchengeſchlechte einprägte.

Hätte der Dalecarlier dieſe Böſewichter ſchwatzen hören, wie erſtaunt müſste er nicht geworden ſeyn, zwei verſchiedene Moralen bei den Menſchen anzutreffen; aber in dem Moment, da er das Schlachtopfer mit Kräften der Verzweiflung ſich den Mördern entwinden ſah, dachte er an keine Vernunftſchlüſſe; den Unglücklichen jammern zu hören, und hinzufliegen, war bei ihm das Werk eines Augenblicks. Gleichwohl kam er zu ſpät, um dem Laſter zuvorzukommen. Die Mörder ergriffen bei ſeiner Erſcheinung die Flucht, und das Opfer lag erwürgt. Die Menſchlichkeit entriſs ihm einen Seufzer; — Barbaren, rief er aus, ihr verdientet keine andre Mutter, als die meinige, zu haben!

Zitternd näherte er ſich dem blutigen Körper, der noch auf dem Boden zuckte; er erblickt — welch Schauſpiel für ein Herz, deſſen Gefühle noch neu und vom Glücke noch nicht abgehärtet ſind, — er erblickt in dem Unglücklichen, den man eben ermordete, einen ſeiner Wohlthäter, den Bruder der reitzenden Waldemare. Er ſtürzt ſich auf ſeinen Freund, bemüht ſich, das ſtrömende Blut zu ſtillen, und,

Mund an Mund geheftet, ſchien er ſeinen letzten Seufzer aufzufangen, und gleichſam die entfliehende Seele zurückzuhalten. Alle dieſe zärtlichen Bemühungen waren fruchtlos; der Schwede verſchied, und was das Herz ſeines Freundes noch mehr betrübte, er verſchied, ohne ihn wiederzukennen.

Entſetzen füllte das Auge des Wilden, Verzweiflung ſtürmte in ſeinem Buſen; hingeriſſen von den bitterſten Betrachtungen, rief er bei dem Leichname ſeines Freundes aus: "Nie ſah ich in meiner vormaligen Wohnung, daſs der Bär einen Bären zerriſs; nie, daſs das Elendthier ein andres Elendthier würgte. Das wildeſte Geſchöpf verſchont ſeines gleichen. Selbſt dann, wenn Nahrungstrieb es zwang, ſeine Höle zu verlaſſen, um andre Thiere anzufallen, wüthete es nicht gegen eine entbehrliche Beute; ſtets war, mit befriedigtem Hunger, ſein Grimm geſtillt." — So vernünftelte er noch, als ſich ihm eine Rotte Menſchen in ganz ſonderbarer Kleidung näherte. Der philoſophirende Wilde ergriff die Flucht, weil er ſie für neue Mörder anſah. Er irrte ſich nicht völlig. Sie waren Häſcher, denen die Sorge oblag, für die öffentliche Sicherheit zu wachen. Weil man ſie ſchlecht beſoldete, verſtanden ſie ſich mit den Spitzbuben und verfolgten erſt nach Vollziehung eines Verbrechens die Böſewichter. Der Reiſende ward das Opfer dieſer Einrich-

tung; und man tödtete ihn gemeiniglich, damit er nicht im Stande sei, sich zu beklagen.

Der Anführer dieser Häscher, der von fern einen Leichnam und den Unbekannten zu dessen Füsen gewahr wurde, muthmasste freilich die eigentliche Wahrheit des Umstandes; allein er war klug genug, sich nichts davon merken zu lassen. Er wollte sich bei dieser Gelegenheit dem Rath von Stockholm durch seine bezeugte Wachsamkeit gefällig machen. Man hielt auf seinen Befehl den Fremdling als einen Mörder an, den Fremdling, dessen einziges Verbrechen es war, menschlich gewesen zu seyn, wo er nur fürsichtig hätte handeln sollen.

Man bemächtigte sich des Dalecarliers und führte ihn vor seine Richter. Da er sich nur mit Mühe im Schwedischen ausdrückte, vertheidigte er sich sehr schlecht. Man legte es ihm überdies übel aus, dass er vor dem Gerichtsstuhl mit dem Stolz der unterdrückten Unschuld sprach; und, ob man ihm gleich nur Muthmassungen entgegensetzen konnte, so ward er doch fast einstimmig verdammt, seine Lebenszeit in den Kupferminen von Fahlun zuzubringen. (*)

(*) Die Kupferminen in Fahlun liegen vier Tagereisen von Stockholm. Man entdeckt diese Minen lange vorher durch den Rauch, der allenthalben aufsteigt, und diesen Ort mehr der Schmiede des Vulkans, als einer menschlichen Wohnung ähnlich macht. Wir ge-

Der Wilde, dem es im Lauf ſeines Proceſſes nicht eingefallen war, ſeine Richter zum Mitleid zu bewegen, ſondern der ſie bloſs zur Wahrheit führen wollte, der Wilde flochte ſeinen Richtern nach dem über ihm gefaſsten Urtheile nicht; er beklagte ſie bloſs; ja er ſagte ſogar, wie er nach dem Ort ſeiner Gefangenſchaft ging: "die Menſchlichkeit iſt alſo kein Hirngeſpinſt! ſie iſt gekannt, ſelbſt von denjenigen gekannt, die ſie, in Rückſicht auf mich, beleidigen! — Hätte ich doch nur meinem Wohlthäter das Leben retten können! — wäre ich doch nur in den Augen meiner Waldemare unſchuldig!" —

---

langten in den Bergwerken vermittelſt einer breiten Oeffnung, deren Tiefe uns verhinderte, die Arbeiter zu ſehen. Einige hoben Steine aus, andre ſprengten Erdſtücke aus einander; andre trennten durch dazu angelegtes Feuer, Felſen von Felſen. — Hierauf zündeten unſre Führer Fackeln von Tannenbäumen an, die kaum die dicken Finſterniſſe verſcheuchten, welche dieſe unterirdiſchen Wohnungen umnebelten, und kaum ſo viel Licht hineinwarfen, um die ſcheuſslichen Gegenſtände zu unterſcheiden, die ſich unſern Blicken darſtellten. — Man erſtickt bald vom Schwefeldampf; verblindet vom Rauch, ermattet vor Hitze; hiezu denke man ſich noch das Geräuſch der Hammerſchläge, die in dieſen Hölen erſchallen, den Anblick der nackten Geſpenſter, die darin arbeiten; und man muſs geſtehen,

Kaum befand er ſich in jenem offenen Grabe, der ihn zum Kerker diente, ſo fühlte er ſchon die ganze Bitterkeit ſeines Schickſals; der ſtets einförmige Anblick ſo vieler ſchrecklichen Gegenſtände, das Licht, das ihm nur vermittelſt einer unterirdiſchen Lampe ſchien, beſonders der Gedanke, bei der ſchönen Waldemare für den Mörder ihres Bruders gehalten zu werden, ſtimmte ſeine Seele zum Tiefſinn, und verſenkte ihn oft in die tiefſte Melancholie; unaufhörlich entwarf ihm die Einbildungskraft ſein Unglück in ſchaudervoller Ferne; ermüdet endlich, immer nur in leeren Worten wider die Ungerechtigkeit der Menſchen auszubrechen, ward er gereizt ſie nachzuahmen. Eines Tages, da er

---

daſs mit lebhaftern Farben kein treffenderes Gemälde der hölliſchen Wohnungen entworfen werden könne.

Wir ſtiegen wohl zwei Stunden in den Schoofs der Erde, durch die ſchrecklichſten Wege, bald auf wankenden Leitern, bald auf leichten Brettern hinunter. Beſtändig muſsten wir befürchten, in die Abgründe zu ſtürzen. Wir ſtieſsen auf den Leichnam eines Unglücklichen, den man wieder heraufbrachte, und welchen ein herabgeſtürztes Felſenſtück zerſchmettert hatte. Täglich trägt ſich dies zu; denn ſobald nur der kleinſte Kieſelſtein von einer bedeutenden Höhe herunterfällt, verurſacht er dieſelben Wirkungen, die der Fall ungeheurer Felſenſtücke nach ſich zieht. Man gewinnt aus dieſen Bergwerken Kupfer, Vitriol, &c.

auf einem Reisbündel zu ſchlafen ſchien, brütete ſeine Seele folgende finſtere Gedanken aus: "Ich bin frei geboren; das Verbrechen meiner Richter konnte mich meiner natürlichen Vorzüge verluſtig machen; ich darf mir alſo mit Gewalt ein Gut wieder verſchaffen, das die Gewalt mir nur raubte. Ja, ich will es verſuchen, durch den ungeheuren Zwiſchenraum zu dringen, der mich vom Tageslicht abſondert; und da der Tod alles desjenigen, was mich umgiebt, mir nur den Weg zur Freiheit bahnen kann: ſo will ich mein Leben aufs Spiel ſetzen, um über diejenigen ſchalten zu können, die mir hinderlich ſind. — Komm ich um, nun ſo habe ich nichts verloren; befördre ich den Gefährten meiner Schande ihren Tod, ſo ſind ſie frei, und ich bin es auch."

Dieſe raſenden Entſchlüſſe kochten im Buſen des Wilden. Schon maſs er mit den Augen jenes Werkzeug, das ſeine Gefährten aus den Armen des Schlafs in die Arme des Todes verſenken ſollte, als ihn die Stimme zweier neben ihn liegenden aufmerkſam machte; ſie ſchmiedeten einen ähnlichen Anſchlag, und nahmen ſich vor, in der folgenden Nacht alle Bergwerksbewohner umzubringen, um auf einmal ihre Tirannen und die Opfer der Tirannei zu vernichten. — Erſtaunt und beſchämt, verfolgte der Wilde auf eine andre Art den Strom ſeiner Betrachtungen. "Mein Daſeyn, ſprach er

zu ſich ſelbſt, iſt alſo meines gleichen eben ſo ſehr im Wege, wie mir das ihrige iſt; woher ſteht mir folglich das Recht zu, über ihr Schickſal gebieten zu wollen? Hätte ich ein Recht dazu, ſo müſste das ganze menſchliche Geſchlecht daſſelbige haben, und dann würde die Macht, ſich aufzureiben, ein Naturgeſetz werden. Nein, Gott widerſpricht ſich nicht ſelbſt; er beſteht nicht zugleich aus Zwietracht und Harmonie. Unſchuld und Frieden der Seelen! einzige Güter, die ich beſitze, euch will ich nicht verlieren; — das ganze Glück der Erde erſtirbt vor einem einzigen Gewiſſensbiſſe." (Die Fortſetzung folgt.)

Umſtändliche Nachrichten aus Droitwich, in der Graffſchaft Worceſter, von einem Manne, der 28 Jahre im Bette geblieben iſt, um ſich warm zu halten.

Ich begab mich vor vierzehn Tagen bei meiner Ankunft in Burcott, einem Dorfe, wo Herr Tallis wohnt, im Gaſthofe, die goldne Krone genannt. Gerade wie ich eintrat, ſetzte ſich der Herr des Hauſes mit ſeiner Familie zu Tiſche. Ich nahm bei ihnen Platz, und aſs, wie es mir vorkam, mit gutem Appetit; allein ſie

ſchickten ihrem Wirth einen Teller herauf, der doppelt ſo viel enthielt, als ich verzehrt hatte, und der gute Vater leerte ihn ganz aus. Nach dem Mittagseſſen lieſs ich ihm mein Compliment mit der Anfrage machen, ob er wohl Geſellſchaft annehmen würde. Er war es zufrieden; ich folgte daher ſeinem Dienſtmädchen, welche ſich mit einem Lichte verſehen hatte, die Treppe hinauf. Das Mädchen führte mich in ein ziemlich groſses Zimmer, wo nur durch ein kleines Fenſter das Tageslicht hineinfiel; auch dieſes war bis auf drei Scheiben verdeckt, welche überdies von dem dickſten Glaſe ſind, das man nur hat anſchaffen können. Es ſcheint, der gute Mann habe es ausfindig gemacht, daſs die Luft weit leichter durch die feinen Poren des dünnern Glaſes durchdringe. Das Mädchen zog die Gardinen auf, ſetzte das Licht hin, und ging nach der Stubenthüre zurück, indeſs ich das Geſicht ihres Herrn, welches ganz in ſeiner ungeheuren Nachtmütze verſteckt lag, ſuchte. Ich würde lange in der Verlegenheit geblieben ſeyn, ihn zu ſuchen, wenn er ſich nicht ſelbſt angegeben hätte, indem er mich auf eine ſehr höfliche Art fragte, wie ich mich befände? Seine einnehmende Phyſionomie, und die Lebhaftigkeit ſeines Betragens ſetzten mich in Verwunderung. Nach ſeinen verſchiednen Zügen zu urtheilen, iſt er noch rüſtiger als mancher ſeines Alters. (ob

er gleich ſchon 72 Jahr alt iſt,) Ich geſtehe, daſs ich ihn wenigſtens ſchon mit dem einen Fuſse im Grabe anzutreffen glaubte; allein er befindet ſich in der That beſſer, als mancher ſeiner Zeitgenoſſen, den ich kenne, mit dem einzigen Unterſchied, daſs ſeine Wangen ganz bleich ſind. Nichts an ſeinem Aeuſſerlichen zeigt eine zerrüttete Geſundheit an. Ich plauderte eine Viertelſtunde mit ihm, und fand ſeine Reden ſehr vernünftig. Er antwortete immer richtig auf alle meine Fragen, legte mir auch einige in Betreff des Herrn Talis, ſeines Vetters, vor, den ich zu Lutterworth gekannt habe, und lieſs auch nicht das geringſte Zeichen von Gemüthsſchwachheit blicken. Hier iſt die umſtändliche Beſchreibung ſeiner Nachtmütze. Auf der Hirnſchale trägt er eine Mütze, die zwei Ellen doppelten und durchgenäheten Flanell enthält; über dieſer trägt er noch acht andre von demſelben Zeuge, welche in allen 18 Ellen Flanell ausmachen, und über dies alles hat er noch zwei Mützen von Leinwand und gleicher Gröſse. Hierauf kommt das, was er ſeine Krone nennt, die aus 40 Ellen Flanell beſteht; endlich iſt dieſe Krone mit 10 Mützen von ſchlechter Leinwand, und eben ſo vielen von Flanell bedeckt, ſo daſs der ganze Umfang ſeiner Nachtmützen 84 Ellen beträgt, welche nach dem gewöhnlichen Verhältniſs von 4 franzöſiſchen gegen 5 engliſchen El-

len gerechnet, ohngefähr 63 französische Ellen ausmachen würden; und das Ganze, den Kopf mitgerechnet, sieht so weitläuftig wie ein grosser Bienenstock aus.

Auf seiner Brust erblickt man ein Stück in einen hölzernen Rahm eingefafsten Flanells, welche Einfassung beinahe wie der Rahm eines Bildes gemacht ist. Wenn er Lust zu schlafen hat, so stellt er diesen Schirm auf sein Gesicht. Er hat zwei Stücken geschnitzten Kork, um sich im Winter die Nasenlöcher zuzupfropfen; bei allen den Bemühungen, die er sich giebt, sich warm zu halten, ist es gleichwohl sonderbar, dafs er nie, selbst bei der strengsten Kälte, sein Zimmer zu heitzen erlaubt. Seine Hemden sind mit Flanell gefüttert und durchgenäht. Aber seine Nachtmütze setzte mich so in Erstaunen, dafs ich gar nicht einmal daran dachte, mich nach der Zahl seiner Hemden und dem Dutzend Decken, die er auf seinem Bette hat, zu erkundigen. Mit eben dem Appetit, mit dem ich schon oben bemerkt habe, dafs er isst, trinkt er auch gern Wein oder süfses Bier, und nimmt dreimal wöchentlich Medicin ein. Er kann sich, ohngeachtet des Gewichts seiner Nachtmütze, doch aufrichten; und um denjenigen, die sein Bette machen, die Arbeit zu erleichtern, wälzt er sich wechselsweise an die Enden des Bettes hin, aus welchem er jedoch nur einmal im Jahre ganz herausgeht. Um dies

zu bewerkſtelligen, ſetzt man an die Stelle desjenigen, welches er verläſst, ein neues Ruhebette, dicht neben das andere hin, und alsdann wälzt er ſich in daſſelbe hinein, oder läſst ſich hineinwälzen. Eben ſo ſetzt er jährlich einmal ſeine Nachtmütze anders auf. Voriges Jahr verſuchte er es, als er aus dem Bette ſtieg, aufrecht zu ſtehen, welches er ſeit zwanzig Jahren nicht gethan, und es glückte ihm ſo, daſs die Zuſchauer ſich überzeugt hielten, wenn er dies öfters verſuchen wollte, ſo würde er bald den Gebrauch ſeiner Beine wieder bekommen. Man legte es mir vorzüglich auf, ihn ja nicht nach den Urſachen zu fragen, die ihn zu dieſer Lebensart bewogen hätten, denn die einzige Antwort, die er den Fremden giebt, welche ihn darum fragen, iſt die: daſs er nicht ſo leben würde, wenn es ihm möglich wäre, dem Uebel abzuhelfen. Man ſagte mir auſſerdem, er habe einen jähzornigen Karakter; kurz, alle Aufklärungen, die ich in dieſer Sache machen konnte, erhielt ich von der Wirthin, die zu Solihall (wo er noch 200 Pf. Sterl. jährliche Renten hat) verſchiedene Jahre als Kammerfrau bei ihm gedienet hat. Dieſe Frau heirathete 1742 zum zweitenmale, und legte einen Gaſthof zu Burcott an, wo Herr Tallis ihr in ſeinem Bette, das auf einen bedeckten Wagen geſtellt war, folgte. Aller Wahrſcheinlichkeit nach wird er wohl hier bis an ſein Ende bleiben. Die

Wirthin glaubt, wie alle ſeine Bekannten, daſs die Melancholie ihn im Bette hält; allein folgendes hat er oft aus dem Innerſten ſeiner Nachtmütze zu dieſer Frau erzählt. — Er wäre der älteſte ſeiner Familie, und eben daher wäre ihm noch bei Lebzeiten ſeines Vaters die Verwaltung eines Landguths, worauf er gewohnt, übertragen worden. Er bemerkte, daſs man öfters das Zaunwerk bei der Nacht geſtohlen. Um den Thäter zu entdecken, beſchloſs er, Schildwache zu ſtehen, und er ſah, daſs ein altes Weib die Diebin war. Sie hatte einen groſſen Haufen Reisholz zuſammengeſchnürt, und wollte eben damit weg, als er ihr zurief, und ihr befahl, die Beute niederzulegen. Sie gehorchte auf der Stelle, fiel auf ihre Knie, und bat mit gen Himmel gehobenen Händen zu Gott, daſs er nie mehr Wärme, ſelbſt nicht einmal beim Feuer, empfinden möchte; er erſtarrte ſogleich vor Froſt, und täglich fühlte er empfindlichere Kälte; nun fing er an zwei Hemden zu tragen, hierauf 3, und auf dieſe Art verdoppelte und vervielfältigte er die Zahl ſeiner Kleider und Weſten ſo ſehr, daſs ihm ſeine Kleidungsſtücke endlich zu ſchwer wurden, und er ſich genöthigt ſah, ſtets das Bette zu hüten.

Ich bemerkte oben, daſs er nicht erlauben will, in ſeinem Zimmer einzuheitzen, weil er ohne Zweifel feſt überzeugt iſt, das Gebet des

alten Weibes ſei erhört worden, und weil er ein groſses Verbrechen zu begehen glaubt, wenn er die Wirkungen deſſelben zu vermeiden ſuchte. Zugleich iſt noch anzumerken, daſs 20 Jahre nach der Begebenheit mit dem alten Weibe verlaufen ſind, ehe er zu dem Bette ſeine Zuflucht genommen.

(*Univerſ. Magazin.*)

SCHREIBEN
an den dicken Marquis.

(Dieſen Brief ſchrieb Herr von Fontenelle, Mitglied der franzöſiſchen Academie, an den Herrn Marquis de la Fare.)

Da kein andrer ſich beſsre Vorſtellungen von manchen Dingen machen kann, als Sie, ſo werden eben daher gewiſs Ihre Zweifel auch ſcharfſinniger ſeyn. Mit Vergnügen bemerke ich Ihre geäuſserte Beſorgniſs über den unermeſslichen Raum, der einſt erfordert werden dürfte, ſo viele Menſchen in ſich zu faſſen, welche ſeit Erſchaffung der Welt nach und nach gelebt, und gleichwohl einen groſsen Theil des Erdbodens bewohnt haben.

Bei ihrer Leibesgeſtalt wunderts mich nicht, wenn Sie dieſe Zuſammendrängung fürchten.

Nähme jeder darin den Umfang ein, den Sie einnehmen, ſo würde ich ebenfalls beſorgen müſſen, daſs für meine Ellenbogen nicht viel Raum bliebe. Indeſſen, da Sie Ihre Beſorgniſſe an den Tag legen, ſo iſt's auch wohl billig, daſs ich die meinigen anführe. Hier ſind ſie.

Sollte es einſt dem höchſten Weſen gefallen, jedem Geiſte den Körper zu geben, den er ehemals belebte, da uns doch die Schrift dies verheiſst, ſo möchte ich wohl wiſſen, wie es damit zugehn wird. Unſre Körper ſind heutiges Tages nur von den Trümmern unſrer Vorfahren zuſammengeſetzt. Von eben denſelbigen Materialien, die dazu erfordert wurden, diejenigen zu bilden, die nicht mehr vorhanden ſind, von eben denſelbigen werden künftig diejenigen zuſammengeſetzt werden, die noch nicht da ſind. Gott der Herr hat ein für allemal den gehörigen Urſtoff bereitet, der weder vermehrt noch vermindert, von dem auch nichts abgenommen werden kann, und über den die Vernichtung keine Rechte hat.

Dieſe Materie wurde in Elemente getheilt. Dieſe Elemente circuliren gleichſam, und vereinigen ſich bald zur Bildung eines Pferdes, bald eines Menſchen, von dem ſie in die Geſtalt eines Baumes und ſo zu andern Dingen übergehen. Die Zuſammenfügung der Elemente iſt es, die gerade einen Körper zu Stande bringt. Die Art, wie ſie ſich zuſammenfügen, entwirft

den Unterſchied der Körper gegen einander, und die geringere oder gröſsere Beobachtung der Verhältniſſe und des Gleichgewichts bei ihrer Vereinigung beſtimmt einzig die Dauer derſelben.

Obgleich dieſe Elemente eigentlich gemacht ſind, überall und in allen Stücken mit einander zu wirken, ſo reiben ſie ſich gleichwohl einander auf. Das, was in dem einen Körper vorzüglich herrſcht, bewirkt bald die Zwietracht der andern, und nöthigt ſie endlich zu jener Trennung, wovon bloſs das Ganze, welches man die Geſtalt nennt, das Opfer werden muſs; denn die Materie, das heiſst, die Elemente treten bald wieder zuſammen, obgleich auf eine andre Art, als diejenige, die vorhergieng; denn eben ſo, wie ſie ſich zerſtörten, laufen ſie wieder zuſammen; und dies iſt die ganze Beſchaffenheit der Zerſtörungen und Erzeugungen, die jeden Augenblick vor ſich gehen, und die der unwiſſende Pöbel, Vernichtung und Schöpfung nennt.

Wie wird es nun der Schöpfer anfangen, um ſo viele Menſchen zu Zeitgenoſſen unter ſich zu machen, die darum nur ihren Körper hatten, weil ſie Zeit und Umſtände wahrnahmen, ſich einander ſolchen abzutreten? Gewiſs iſt's, daſs er keine neue ſchaffen wird; dies angenommen, weiſs ich nur einen Ausweg,

mein Herr, und dieſer Ausweg wird uns beide aus der Verlegenheit ziehen.

Stehen wir einſt alle wieder auf, ſo iſt es entſchieden, daſs unſre Körper nicht mehr die Nothwendigkeiten des jetzigen Lebens brauchen, nicht mehr die Beſchwerlichkeiten des Clima und der Jahrszeiten empfinden werden. Gefühllos gegen Froſt und Hitze, werden wir folglich nicht mehr des Waſſers nöthig haben, um unſern Durſt zu löſchen und uns zu erquicken, noch der Sonne, um uns zu wärmen und zu läutern. Da wir alsdann von der Nothwendigkeit zu eſſen befreit ſind, ſo wird die Erde, dieſe freigebige und gemeinſchaftliche Mutter, für uns von keinem Nutzen mehr ſeyn. Die Hügel, jene Zufluchtsörter der meiſten Thiere, welche zum Gebrauch des Menſchen gemacht ſind, die Gebürge, dieſe geitzigen Behältniſſe der Schätze, welche unſre Begierden nothwendig machen, alles dieſes wird uneigennützigen Unſterblichen überflüſsig ſeyn. Die Himmel und ihre Geſtirne brauchen uns keine Stunden mehr zu beſtimmen, und wir haben, zu einer Zeit, wo uns der Schöpfer des Lichts ſelbſt erleuchten will, ihrer ungleichen Strahlen nicht nöthig. Da auf dieſe Weiſe die Unbrauchbarkeit ſolcher und andrer, im Weltraum enthaltenen, Dinge erhellt, ſo müſsen ſie nothwendig aufhören, das zu ſeyn, was ſie ſind. Die Ordnung und Harmonie des Weltalls wird

zerſtört und verriſſen werden. Durchgehends wird aus dem Ganzen ein Klumpen Materie, eine ungeſtallte Maſſe, ein Chaos und eine Unordnung entſtehen, wie am erſten Schöpfungstage geweſen iſt.

Sollten Sie nicht glauben, mein Herr, daſs der Schöpfer bei ſo vielen Materialien Stoff genug finden wird, um ſo viele Menſchen zu machen, als er nöthig hat? und der Raum, um den Sie ſo verlegen ſcheinen, wird folglich auch übrig ſeyn, weil die Welt alsdann nicht mehr enthalten wird, als ihr Inbegriff gegenwärtig iſt. Freilich wird die Anzahl der Menſchen dort unendlich gröſser ſeyn; aber dafür giebts denn auch keine Wälder, keine Gebäude, keine Berge, keine Felſen mehr, &c. Da die Materie alsdann nichts weiter als Menſchen formen wird, ſo hat der Raum auch weiter nichts als Menſchen zu füllen. Und ſollte, ohngeachtet aller dieſer weiſen Vorſicht, die Materie endlich zu kurz kommen, ſo brauchte ja der geſchickte Baumeiſter nur die Körper etwas ſparſamer, als den Ihrigen einzurichten. Zur Noth können Sie noch vier andern aushelfen. Ich zweifle, wenn ich aufrichtig mit Ihnen reden ſoll, je Ihre Taille wieder ſo fein zu ſehen, wie Sie ſie ehemals hatten. Da wird der Herzog von Roquelaure eine Naſe, und der Herzog von Eſtrees nur eine haben; und wenn die Geiſter einer gewiſſen Klaſſe

dort auch ſo ſelten wie heut zu Tage ſind; und man ſie gleichwohl haben müſste, ſo weiſs ich, daſs Sie Ihren Nachbarn gewiſs aus der Noth helfen können. Werden Sie deshalb nicht unruhig.

Ich weiſs wirklich nicht, ob in dieſer allgemeinen Verwirrung die Damen ihr Geſchlecht beibehalten werden, oder ob nur diejenigen, welche ein rechtſchaffenes Leben geführt, die männliche Geſtalt zu Theil werden dürfte.

Ich will mich nach ihrem Schickſale in der erſten langen Unterredung, die ich mit meinem Schutzgeiſte halte, erkundigen. Sollte aber dasjenige, was er mir hierüber ſagen wird, nicht zu ihrem Vortheil ausfallen, ſo erwarten Sie ja nicht, mein Herr, daſs ich Ihnen darüber eine Erklärung gebe.

Anmerkung. Dieſer Brief iſt ein Spiel des Witzes, welcher der Religion und der Meynung, die wir von der Auferſtehung haben müſsen, keinen Eintrag thun kann. Zufolge der Verſicherung des Herausgebers der *variétés litteraires* ſoll derſelbe bis itzt noch ungedruckt geweſen ſeyn.

Anekdoten von dem vermummten Manne, welcher den König Carl I. enthauptete.

Es ist allgemein bekannt, dafs bei der Hinrichtung des Königs Carls I. ein Mann mit einer Larve das Amt eines Scharfrichters vollzog. Dieser Umstand hat zu mannigfaltigen Muthmafsungen und Berichten Anlafs gegeben. Im Gentleman's Magazin vom November 1767 und vom Januar 1768 sind Nachrichten von einem gewifsen William Wolker, welcher der Scharfrichter seyn soll. In demselben Magazin vom Junius 1784 wird ein gewisser Richard Brandoni dafür ausgegeben, und ein langer Bericht aus einem Zeitungsblatte von Exeter deswegen angeführt. Allein William Lilly hat in der *Geschichte seines Lebens und seiner Zeiten* folgende merkwürdige Stelle. "Viele haben sehr neugierig darnach geforscht, wer es wäre, welcher ihm (dem Könige) den Kopf abschlug. Es ist mir nicht erlaubt, von dergleichen Dingen zu reden. Ich sage blofs dieses, dafs derjenige, welcher es that, ein so tapfrer und entschlofsner Mann war, als irgend einer, und sich in guten Glücksumständen befand." — Um über diese Stelle mehr Licht zu verbreiten, wollen wir unsern Lesern Lilly's Verhör, so wie er es selbst erzählt, vorlegen, welches von dem ersten Par-

lamente Königs Carls II. im Junius 1660 erfolgte.

"Sobald ich erſchien, ward mir von verſchiednen der jungen Mitglieder ſehr beleidigend begegnet, die allerlei muthwillige Fragen an mich ergehen lieſsen. Herr Weſton hielt ein Papier vor ſeinem Mund, befohl mir, keinem als dem Herrn Prinn zu antworten; ich gehorchte ſeinem Befehle, und entging dadurch vieler Ungelegenheit; und wenn Herr Prinn ſchwere oder zweideutige Fragen an mich ergehen lieſs, ſo half Herr Weſton mir mit einer ſchicklichen Antwort aus. Nachdem man mich nun faſt eine Stunde herumgezerrt hatte, verlangte ich endlich, daſs man mir Gehör geben möchte, um vorzubringen, was ich von der Perſon ſagen konnte, die Carln I. den Kopf abſchlug. Nachdem man mir Erlaubniſs zu reden gegeben hatte, berichtete ich folgendes:

Am zweiten Sonntage nach der Enthauptung Carls I. lieſs Robert Spavin, damaliger Secretair des Generallieutenant Cromwell, ſich zum Mittageſſen bei mir melden, und brachte den Antony Peirſon, nebſt verſchiednen andern, mit. Der vornehmſte Gegenſtand ihrer Unterredung bei Tiſche war, wer doch derjenige wäre, welcher den König enhauptet hätte. Einer ſagte, es wäre der ordentliche Henker geweſen; ein andrer, Hugh Peters; es wurden auch noch andre genannt, niemand beſtimmte aber etwas ge-

wiſſes. Nach der Mahlzeit nahm mich Robert Spavin bei der Hand und führte mich ans ſüdliche Fenſter. Alle dieſe Herren, ſagte er, irren ſich; ſie haben denjenigen nicht genannt, welcher die Hinrichtung vollzog. Es war der Obriſtlieutenant *Joice*. Ich befand mich im Zimmer, als er ſich zu dieſer Verrichtung in Bereitſchaft ſetzte; ſtand hinter ihm, als er ſie vollzog, und ging, nachdem ſie vollbracht war, wieder mit ihm hinein. Es weiſs dies niemand, als mein Herr, (nemlich Cromwell) der Commiſſär Ireton, und ich." — "Weiſs Herr Ruchworth es nicht?" — ſagte ich. — "Nein, er weiſs es nicht," ſagte Spavin. Spavin wiederholte eben dies, wenn wir allein waren, oft gegen mich.

Folgende auſſerordentliche, dieſen geheimniſsvollen Umſtand betreffende Anekdote iſt aus dem *Delaſſemens de l'homme ſenſible* von Herrn *d'Arnaud* entlehnt, einem in Frankreich wegen des tugendhaften Endzwecks ſeiner Schriften berühmten Verfaſſer; welcher, ob er gleich ſeine Erzehlung augenſcheinlich verſchönert, indem er derſelben eine dramatiſche Wendung gegeben hat, dennoch feierlich verſichert, daſs er die Umſtände von einem gelehrten Mann von gröſster Redlichkeit hat, welchem ſie von einem vertrauten Freunde des Lord S — erzählt wurden.

Dieſer Lord, ſagt Herr d'Arnaud, war ein Liebling Königs Georg II, und einer von den

Generalen der engliſchen Armee in der Schlacht bei Dettingen. Die Anſtalten des Marſchall de Noailles waren mit ſolcher Klugheit gemacht, daſs nichts, als die zu groſse Hitze eines franzöſiſchen Subalternoffiziers, die Armee vom Untergange rettete, ja ihr zu einem unerwarteten Siege verhalf. Die Folge war, daſs Lord S—, der einzige, welcher die unregelmäſsigen Bewegungen der alliirten Armee einſah, deſſen Meinung aber verworfen ward, die Gnade ſeines Souverains verlor, und die Armee verlieſs. Bei ſeiner Ankunft in London nahm er ſich vor, auf ſeinen Gütern in Schottland zu leben; allein einige Tage vor ſeiner beſchloſſenen Abreiſe findet er einen Brief von einer ſehr auſſerordentlichen Schreibart, der auch zugleich ſo eingerichtet war, daſs er einen Mann, welcher ſich nicht ſogleich ſchrecken lieſs, zur Neugierde reitzte. Man verlangte darin eine Zuſammenkunft zu einer beſondern Zeit und an einem beſondern Orte, wegen einer Sache von äuſſerſter Wichtigkeit, und man bat ihn, unbegleitet zu kommen.

Der Lord würdigte dieſen Brief nicht ſogleich ſeiner Aufmerkſamkeit, worauf er am folgenden Tage einen zweiten, in noch dringendern Ausdrücken, erhielt. Dieſe zweite Einladung ſchien zu ſonderbar zu ſeyn, als daſs er nicht darauf hätte achten ſollen. Lord S. begab ſich alſo ohne Begleitung, aber nicht unbewaffnet,

nach dem angewieſnen Orte. Er war auch nicht ganz ohne Furcht, als er ſich in einen der Schlupfwinkel dieſer groſsen Stadt begab, welche gemeiniglich Wohnplätze der Armuth und des Elends ſind. Er gelangte auf einer ſchmuzigen Treppe zu einem Boden, wo er bei einem ſchwachen Lichte eines Mannes gewahr ward, welcher auf einem Bette ausgeſtreckt lag, und alle Merkmale des höchſten Alters an ſich hatte. "Mylord," ſagte dieſer Mann, den er daſelbſt nicht vermuthet hatte, "ich erwarte Sie mit gröſster Ungeduld. Ihr Ruhm iſt mir zu Ohren gekommen. Setzen Sie ſich; Sie haben von einem Manne, welcher hundert und fünf und zwanzig Jahre alt iſt, nichts zu beſorgen." Lord S. ſetzte ſich, und erwartete mit äuſſerſter Ungeduld die Entwicklung dieſer auſſerordentlichen Begebenheit. Der mehr als hundertjährige Greis fuhr hierauf fort zu fragen: "ob der Lord nicht gewiſſe Schriften brauchte, die ſich auf ſeine Familie und auf ſeine Güter bezögen?" — "Ja," verſetzte der Lord, ſehr gerührt, "es fehlen mir gewiſſe Papiere, deren Verluſt mich eines groſsen Theils meiner Erbſchaft beraubt hat." — "Dort," verſetzte der Greis, indem er ihm den Schlüſſel zu einem kleinen Kaſten gab, "dort liegen dieſe Schriften in Verwahrung." — "Wem," ſagte der Lord, ſo bald er dieſen Schatz entdeckt hatte, "wem habe ich dieſe unſchätzbare Gunſt zu danken?"

— "O mein Sohn," verſetzte der Greis, "komm, und umarme deinen Aeltervater." — "Meinen Aeltervater," unterbrach ihn der Lord mit unbeſchreiblichem Erſtaunen. Allein wie ſehr wuchs dieſes, als ſein Ahnherr ihm die Nachricht gab, daſs er der vermummte Scharfrichter wäre, welcher den König Carl I. enthauptet hätte. "Eine unerſättliche Rachbegierde, fuhr er fort, verleitete mich zu dieſem abſcheulichen Verbrechen. Mir war, wie ich mir einbildete, von meinem Souverain auf das unwürdigſte begegnet worden. Ich hatte ihn in Verdacht, daſs er meine Tochter verführt hätte. Ich opferte alle Empfindungen der Treue und Tugend der Rache dieſer eingebildeten Beleidigung auf. Ich lieſs mich auf alle Abſichten Cromwells und ſeiner Anhänger ein. Ich bahnte den Weg zu ſeiner unrechtmäſsigen Gewalt, und that alles, um meine Rache recht empfindlich zu machen. Ich bat Cromwell, daſs er die Hinrichtung durch mich vollziehen laſſen möchte; und um das Maaſs meiner Schuld recht voll zu machen, ſorgte ich dafür, daſs der unglückliche König vor dem tödtlichen Streiche erfuhr, wer derjenige wäre, der ihm denſelben geben ſollte. Von dieſem Tage an, war meine Seele ein Raub der Unruhe und Gewiſſensbiſſe. Ich habe faſt achtzig Jahre als ein Verbanneter, als ein freiwillig Verworfener, in Europa und Aſien zugebracht. Der Himmel hat mein Leben,

zu meiner deſto gröſsern Strafe, über das gewöhnliche Ziel der Natur hinaus verlängert. Dieſer Kaſten iſt das einzige, was mir von meinem Vermögen noch übrig iſt. Ich kam hieher, meine unglücklichen Tage zu endigen. Ich hatte gehört, daſs Sie bei Hofe in Ungnade gefallen wären, welches Ihre Tugenden doch nicht verdienten; und es regte ſich bei mir ein Verlangen, vor dem Ende meines Daſeyns auf dieſe Weiſe zu ihrer Wohlfahrt beizutragen. Alles, was ich dagegen von Ihnen verlange, iſt, daſs Sie mich meinem unglücklichen Schickſale überlaſſen, und dem Andenken desjenigen eine Thräne weihen, deſſen lange, lange Reue endlich ſein Verbrechen, wie ich hoffe, tilgen wird."

Lord S. drang ernſtlich in ſeinen grauen Ahnherrn, daſs er ſich mit ihm nach Schottland begeben, und daſelbſt den Reſt ſeiner Tage unter einem angenommenen Namen zubringen möchte. Er widerſtand geraume Zeit allen ſeinen Bitten, endlich aber willigte er, durch ſein Anhalten ermüdet, ein, oder ſchien vielmehr darin zu willigen. Allein als der Lord am folgenden Tage zurück kam, fand er, daſs ſein reuevoller Aeltervater ſich entfernt hatte, und aller angeſtellten Nachſuchungen ohngeachtet, bleibt ſein Schickſal noch bis auf dieſen Tag ein Geheimniſs.

(Univerſ. Magaz.)

MISCELLANEEN.

Der verſchlagene Ehemann.

EIN gewiſſer Herr, den wir nicht nennen, ſondern nur ſo viel von ihm anführen wollen, daſs Minerva ihm ihre Gaben mit nicht ſo voller Hand, als Fortuna, mitgetheilt hatte, hatte den vorigen Sommer (1785) ein Geſchäft in London, welches ſein perſönliches Beiſein erforderte. Er kam und brachte ſeinen Eheſchatz mit, den er allenthalben als ein Muſter ehelicher Liebe, und als ein wahres Wunder häuslicher Klugheit ankündigte.

Einmal beim Abendeſſen, in einem Zimmer voller Geſellſchaft, fiel das Geſpräch auf die Gefährlichkeit, in London zu leben, weil die Einbrüche in den Häuſern ſich auſſerordentlich mehrten.

"Ah, rief unſer Held, ſolche *Einbrecher* ſind recht die Peſt der Geſellſchaft; und ich habe mich gewundert, zu finden, daſs, in unſern Tagen, ſogar junge Leute von Stand und Würden ſich nicht ſchämen, unter dieſer Klaſſe zu gehören." Bei dieſen Worten zog ihm ſeine Frau an den Ermel, und flüſterte ihm zu, nicht mehr davon zu ſprechen.

Die Geſellſchaft, die die Verlegenheit der

Dame, die Erzählungsbegierde unſers Biedermanns, und in dem ganzen Umſtande etwas heimliches gewahr ward, bat ihn einſtimmig, er mögte fortfahren.

"Nun denn, fing er mit der gutmüthigen Schaafheit, die ſeinen ganzen Charakter in deutlichen Zügen zu leſen gab, an: ich will Ihnen die ganze Geſchichte erzählen. Als wir zur Stadt kamen, war das Wetter auſserordentlich ſchwul; deswegen redeten meine Frau und ich mit einander ab, daſs wir in beſondern Zimmern ſchlafen wollten; und ich verſichre Sie, wir haben uns recht wohl dabei befunden. — Gut! Ein Paar Abende nachher, wie ich vom Caffehauſe komme, fällt mirs ein, ich will doch meiner Frau erſt eine gute Nacht wünſchen; denn ſchwerlich konnte ſie ſchon eingeſchlafen ſeyn. Schön! Ich klopfe vorher, wie ſichs gehört, an die Thür; aber du Himmel! denk ich, indem ich öffne, da muſs noch jemand in der Kammer ſeyn, der nicht hineingehört. Ich lauſche, und ſehe ſich was rühren. Es war unter dem Bette meiner Frau; mein Treu! unter ihrem Bette. — Im ganzen Hauſe war weder Katze uoch Hund. Wer kann's ſeyn? denk' ich; thue einen Gaff unters Bett. Mir war Wunder wie? dabei, und meine arme Frau, bei der gings knapp an die Ohnmachten her. Was ſah ich da? Einen jungen Fent, hübſch und wohl gekleidet, einen wahren Adonis, wie

manche Dame ihn nennen würde. Er ſchien nichts von Gewehr oder ſo was bei ſich zu haben. Das friſchte meinen Muth an, und brachte mich auf die Gedanken, er müſste wohl ein Erznarr ſeyn, Einbrecherei auzufangen, ohne die nöthigen Geräthſchaften ſeines neuen Handwerks angeſchafft zu haben. Alle Tauſend! ſchrie ich in meinem Gift, was haben Sie hier zu thun, he? — Das war ſcharf, und der arme Junge erzitterte darob von der Ferſe zum Wirbel. Ach! mein beſter Herr, fing er ganz kleinlaut an, ich bitte tauſendmal um Vergebung. Ich betheure, es war mein Vorſatz, Ihre Dame zu ſtehlen, aber da mein Verbrechen ſo glücklich vereitelt iſt, und ich mir ſonſt nie eine Schuld habe zu Laſten kommen laſſen, ſo bitte ich, machen Sie mich nicht vor der Welt bekannt, rügen Sie dies weiter nicht! — Zuerſt verfing ſein Flehen nichts bei mir. Ich hatte wahrhaftig Luſt, den Bengel zum Exempel dienen zu laſſen, ſprach ſchon davon, daſs ich meine Bedienten aufwecken und Wache holen laſſen wollte; aber meine Frau, die unſchuldige liebe Frau, ſchlug ſich mit einem Strom von Thränen ins Mittel, und der arme Junge weinte auch ſo bitterlich, daſs mein Herz gerührt ward, und ich mich begnügte, ihm die Thüre zu weiſen. Er ging alſo weg, und dabei bliebs. Auch würde ich ſchwerlich an den ganzen Vorfall weiter gedacht haben, wäre er mir nicht

vorige Woche bei Hofe durch einen Zufall wieder in Sinn gekommen. Ich war hingegangen, meine Aufwartung beim Aufſtehn des Königs zu machen, und kaum trat ich ins Zimmer, als ich, — wen? erblickte. Meinen Dieb! gewiſs und wahr. Er war mit einigen vornehmen Herren in vertrautem Geſpräch begriffen. Ich ſtand wie verdutzt. — Mein Gott! ſagte ich zu einem der Herren, der mit da ſtand und wartete, wie können Sie, indem ich auf den jungen Kerl wies, ſo einen Hundsvott in ihrer Geſellſchaft, im königlichen Vorzimmer dulden? — Was? Hundsvott! Sie irren ſich, antwortete er, es iſt der junge Lord ···, Sohn des Grafen von ··. Das kann ſeyn, erwiederte ich, aber meiner Seele, der junge Lord ···, wie Sie ihn nennen, iſt nichts beſſer, als er ſeyn ſollte. Herre! es iſt ein Dieb von den beſten, und hätte ich gewollt, Herr! hängen hätte er müſsen ſchon vor einem Monat."

Hiemit war die Erzählung geendigt, ſo nackt und ehrlich, als unſer Mann ſie von ſich geben konnte. Die Stube donnerte vom Gelächter der Zuhörer, und der Verurſacher deſſelben freute ſich nicht wenig über den Antheil, den er an der allgemeinen Luſtigkeit hatte; nur mit dem kleinen Unterſchiede, daſs, während er *mit* den andern lachte, dieſe vor Lachen *über* ihn beinah platzen wollten. (Europ. Magaz.)

Ein Geſpenſterhiſtörchen aus Spa.

Zwar iſt die heilige Peſt, *Mönch* genannt, in den meiſten Orten Deutſchlands ausgetrieben worden, hat aber noch hie und da viele Verehrer, beſonders unter den gemeinen Leuten, in dieſem Reich. Einer von denſelben kam vorigen Sommer nach Spa, wo, nebſt ihm, noch zwei holländiſche Offiziere und andere feine Leute in einerlei Gaſthofe ſich einquartierten. Die Frau in demſelben war geſtorben, und der Wittwer führte mit ſeiner Tochter, die ein belebtes und vernünftiges Mädchen war, die nachgelaſſene Wirthſchaft. Auf einmal fing dies Mädchen an, ſich über nächtliche Unruhen zu beklagen. Ihr würden, ſagte ſie, die Bettücher abgezogen, wenn ſie ſchliefe, und es fiele ihr dann, ſie wüſste nicht was? aufs Bett. Sie hätte geglaubt, es wäre der Haushund, hätte ihm geſchmeichelt und gedroht; als ſie aber geglaubt, ihn mit einem ergriffenen Stocke zu vertreiben, wäre plötzlich ihre Schlafkammer erleuchtet worden, ſie hätte ſich vor Angſt ins Bettuch gewickelt, und dann ſei es wieder weggeweſen. Wie ſie dies Stückchen den nächſten Morgen erzählte, lachten einige Leute ſie aus, andere ſagten, es ſei ein Traum, der Alp oder eine Katze geweſen. Man ſpaſste ſo lange, bis ſie endlich ſelbſt darüber lachte. Doch kam in der folgenden Nacht die Erſcheinung wieder.

Ein Schüttern weckte ſie, und auf einmal fühlte ſie eine Hand über ihren Hals herſtreichen, und als ſie ſolche zurückwehren wollte, ward das ganze Bett erleuchtet. Sie fing an ſich zu kreuzigen und *Ave Mariæ* zu ſprechen; dadurch wurde die Helle vertheilt, aber der Poltergeiſt blieb nach wie vor da, ward immer freier, und zuletzt ungemein dringend. Sie öffnete ihre ſchwachen Augen, und erblickte am Bettgeſtell ein groſses flammendes Kreuz, woran unterwärts das Wort: *ſchweig!* leſerlich geſchrieben ſtand. Sie verkroch ſich auf dieſen Anblick tiefer als je, ſagte ſo viele Stoſsgebetlein her, als die Angſt ihr eingab, und gelobte ſich allen erſinnlichen Heiligen. Weil ſie ſo tief untergeduckt hatte, ſo ſah ſie nichts, und glaubte, daſs dieſe Dunkelheit durch ihr Gebet bewirkt worden wäre. Kaum aber wickelte ſie ſich ein wenig wieder hervor, als ſie ein gräſslich Geſpenſt gewahr ward, das bis an die Decke reichte. Die Arme deſſelben waren, wie ein Kreuz, ausgeſtreckt, und der Kopf ſchien zu brennen. Es ſchien viele Hände zu haben. Mit der einen hielt es einen Finger empor, um ihr das Schreien zu verbieten; mit der andern durchſtörte es die Küſſen, und behielt bei alle dem doch die Geſtalt eines Krucifixes. Die Griffe, die es nach ihr that, ſchienen nicht von einem himmliſchen Geiſt herzurühren, deswegen ſuchte ſie ſich loszuwinden, und ſchrie um Hülfe. Zwei Damen,

die im Nebenzimmer lagen, hörten ſie rufen, und ſchickten ihre Frauen hin, ihr beizuſtehen. Als dieſe die Thüre eben öffneten, ſahen auch ſie den Flammengeiſt, der ihnen alsbald in einem feierlichen Tone zurief: *weg, oder Tod auf euch!*

Sie entflohn, und niemand kam der Leidenden zu Hülfe. Die Offiziere waren auf kurze Zeit verreiſet, und der Mönch wohnte im Hinterhauſe. Den Morgen aber ward der Lärmen groſs. Die Damen wollten nicht länger im Hauſe bleiben, aus Beſorgniſs, auch dergleichen Umgang zu erfahren. Der Wirth ward erboſt auf ſeine Tochter, ſchalt ſie ein tolles Sonntagskind, und der Mönch ſagte: es wäre wol dergleichen ſonſt vorgefallen, und er habe ſelbſt ſo etwas zuweilen erfahren. Genug, die Damen zogen aus; aber das Mädchen wollte nicht länger allein ſchlafen. Sie nahm eine Magd mit ſich zu Bette, und der Mönch ging mit dem Vater vorher in die Kammer, ſagte eine lange Reihe Gebete her, und — das flammende Krucifix erſchien demungeachtet. Doch rührte die Hand diesmal niemanden an; welches der Mönch den folgenden Tag ſeinen kräftigen Gebeten zuſchrieb.

Der Vater wachte die Nacht darauf ſelbſt bei ſeiner Tochter, und der Geiſt blieb nicht weg. Er machte ſogar die feurige Erſcheinung noch ſchreckender als ſonſt. Der Wirth lief zu dem Mönch, bat ihn mit ihm zu kommen; und wie-

wol ſich dieſer entſchuldigte, er habe ſich ſchon halb entkleidet, es ſchicke ſich nicht, in ein Zimmer zu gehen, wo ein junges Mädchen liegt; der Vater nöthigte ihn ſo lange, bis er mitging. Anfangs ſchien er ſehr erſchrocken über den Gegenſtand, der zu ſehen war, erholte ſich aber bald wieder, und beſchwor das Geſpenſt, ſichtbarlich zu erſcheinen. Dies geſchah nicht, und dieſe Verweigerung deutete der Mönch auf ſeine heilige Kutte, deren Anblick den grimmigſten Teufel in Zaum halten müſste; holte ein geweihtes Lichtendchen hervor, und zündete es an. Sogleich verſchwand das Geſicht, und das Mädchen kam wieder zu ſich ſelbſt. Da erzählte der Mönch ihr alle Wunderkräfte des heiligen Lichts, welches er auch den Vater ſogleich auf die Treppe drauſſen hinſetzen hieſs, um einen Verſuch anzuſtellen. Kaum war dies geſchehn, als den Augenblick alle die Kreuze und Erleuchtungen wieder zum Vorſchein kamen, und die Worte: *weg, ihr Ungeweihten!* (*Hence ye prophanes; procut eſte, profani!*) leſerlich zu ſehn wurden. Der Mönch wollte ſie auf den Vater, als einen Laien, deuten, und ihn dazu bringen, aus dem Zimmer zu gehn; dieſer aber erblickte einige Funken auf der Kleidung des Mönchs, welches ihm eine Art von weitem Verdacht einflöſste; genug, er verlieſs ſeine Tochter nicht. Auch ward er ſo vertraut mit dem Geſpenſt, daſs er die Nacht über die Weihkerze

einigemal hinein und heraustrug, um die Luft zu haben, den Teufel erſcheinen und verſchwinden zu ſehn.

Jetzt kamen auch die holländiſchen Offiziere wieder, und als ſie das ſeit ihrer Abweſenheit vorgefallene Abentheuer hörten, verſicherten ſie den Wirth, ſein Haus bald von ſolchen Gäſten zu ſäubern. Sie brachten ihm zuerſt eine Verachtung gegen allen Glauben an Erſcheinungen, und dann einigen Argwohn gegen den Mönch bei, und erboten ſich, ihn von der Richtigkeit ihrer Behauptungen handgreiflich zu vergewiſſern. Sie karteten demnach unter einander ab, daſs das Mädchen in der Offiziere Zimmer gehn, der eine von ihnen ſich an ihrer Stelle in der Kammer zu Bette legen, und der andre mit dem Wirth den Ausgang der Sache in der Küche abwarten ſollte. Sie hielten alles unter ſich geheim; ſelbſt das Mädchen wuſste von nichts eher, als bis ſie, der Verabredung gemäſs, ſich heraus begeben muſste. Der Offizier legte ſich, und verlangte zu ſehn, was vorfallen würde.

Zwei Stunden verſtrichen in aller Stille, und der Offizier begann ſchon zu denken, der Geiſt müſse ſich vor ihm fürchten, als die Kammerthüre ſich leiſe öffnete. Er ſtellte ſich tief eingeſchlafen; merkte, es gehe in der Kammer, und nach den Betttüchern greifen, die er veſt zuſammenwickelte. Es lies loſs; und jetzt ſah

er unter dem Tuche durch, und erblickte die ganze Kammer in Feuer, nebſt einem gräſslichen Geſpenſte, das Feuer und Dampf ſpie. So gewöhnt zum Feuer der Holländer ſeyn, und ſo ſchreckenlos er ſich halten mochte, entſetzte er ſich doch anfangs; und der Spuck, dumpfe Worte murmelnd, trat dem Bett wieder nahe. Hier wartete der Feind die Gelegenheit ab; und ſchlug ihm eine Schlinge um den Hals, von welcher er ein Ende an der Bettpfoſte beveſtigt hatte, und das andre zog er mit ſolcher Macht nach ſich, daſs er das Geſpenſt niederwarf. Hierauf fiel er darüber her, und ſchwur, es zu erwürgen, wenn es nicht redete. Der Fall deſſelben war ſchrecklicher als die Geſtalt ſelbſt; es krachte und knallte wie Donner, Feuerfunken ſprühten hervor, und füllten das Gemach beim Verlöſchen mit Rauch. Der Offizier kam nicht aus ſeiner Faſſung, ſondern packte ſeinen Raub hart bei der Kehle, weil er merkte, daſs es ein körperlicher Geiſt ſei und zu entwiſchen ſtrebte; vielmehr ſchrie er, er wäre ſtärker als der Teufel. Zuletzt kamen der Wirth und der andre Holländer ihm mit Licht zu Hülfe, und erlöſten den Geiſt von ſeinem Ueberwinder. Aber wie hoch trat ihr Erſtaunen, als ſie fanden, daſs der halsſtarrige Poltergeiſt kein andrer war, als — der Mönch ſelbſt! Er hatte den ganzen Handel angeſtellt, um das Mädchen zu ängſten, und ſeine Begierden zu befriedigen;

und hätten nicht die Offiziere des Wirths Wuth zurückgehalten, er hätte ihn zum Opernheld, das heifst, einen zweiten Abälard aus ihm gemacht.

Der elende Mönch bezeugte viel Reue über ſein Verbrechen, das er jedoch nur in der Einbildung begangen; da er durch die Vergeiſterung Mühe und Ruhe verloren hatte. Das Mittel, wodurch er all die Schelmſtreiche ſpielte, beſtand hauptſächlich in einigen Flaſchen mit Phoſphorus von verſchiedner Zubereitung. Eine davon war während dem Handgemenge zerbrochen, und hatte ihm die rechte Hand ſo verbrannt, daſs ſie faſt unbrauchbar geworden iſt. Man rief die Tochter herein, deren Gegenwart er diesmal gewiſs nicht wünſchte. Denn ſobald ſie den ſpaſslichten Geiſt in ſeiner nunigen Beſchaffenheit anſichtig ward, verlor ſie ihre Furcht, zog einen Pantoffel ab, und zerklapſte ihm die Ohren, daſs es ſchallte.

Zwar hätte dies Abentheuer berichtet und mit Beſtrafung geendet ſeyn müſsen; weil aber Spa unter Lüttichſchem Hirtenſtabe ſteht: ſo darf der Gaſtwirth es nicht bekannt machen. Es iſt gefährlich, Prieſter anzugreifen, wo ſie Herren ſind, und die Kapuziner ſind dort zu Lande wichtige Leute. Nachdem der Mönch jede Art von Beſchimpfung von Vater, Tochter, und den Offizieren erlitten hatte, lieſs er ſich von ihnen rathen, aus der Stadt zu gehn;

und nachdem er die Rechnung bezahlt, und einige Dukaten Pein- und Schadengeld obendrein hingelegt hatte: zog er des Morgens in höchſter Frühe von dannen an einen Landort, wo man ſeine Abentheuer wol nicht erfahren wird.

(*The Rambler's Magazine.*)

Johnſon's Worte über *Young*.

Ich ſah den Dr. *Young* zuerſt im Hauſe *Richardſon's*, des Verfaſſers der *Klariſſe*. Man hatte mich holen laſſen, damit er mir ſeine *Gedanken über Originaldarſtellung* vorleſen könnte. Ich machte meine Anmerkungen darüber, und erſtaunte, daſs *Young* als Neuigkeiten aufnahm, was ich für ganz gemeine Maximen hielt. *Young* war kein groſser Gelehrter, hatte die *Kunſt zu ſchreiben* nicht regelmäſsig ſtudiert; und wenn ſchon ſehr ſchöne Sachen in ſeinen *Nachtgedanken* zu finden ſind, ſo wird man doch nicht zwanzig Zeilen darin leſen, ohne auf Ausſchweifungen zu ſtoſsen. Zwei Stellen in *Liebe des Ruhms*, die *Karaktere* von *Stella* und *Brunetta* ſind lobenswerth. *Young* war mit ſeinem Sohne geſpannt; dies kam daher, daſs dieſer nicht leiden wollte, daſs ſein Vater mit der Wittwe eines Geiſtlichen lebte, die groſsen Einfluſs über ihn hatte, und den Sohn ſcheel anſah. Man kann nichts Schlimmes ſonſt über ihre Vertraulichkeit ſagen. Denn er war über achtzig Jahr alt, und ſie eine grobe Frau. Sie las ihm vor, machte ihm Kaffee,

ſchäumte ihm die Choccolade, und that überhaupt, was ein alter Mann gern für ſich thun läſst. (*Europ. Magaz.*)

Der Cardinal Dubois hatte einen Haushofmeiſter, deſſen Betrügereien ihm bekannt waren. Am Neujahrstage brachte ihm dieſer allezeit ſeine Glückwünſche. An ſtatt daſs ihn der Cardinal wie ſeine andre Hausleute beſchenkt hätte, ſagte er bloſs zu ihm: *ich ſchenke euch das, was ihr mir im vergangenen Jahre geſtohlen habt.* Der Haushofmeiſter verneigte ſich alsdann ſehr tief, ſagte weiter kein Wort, und entfernte ſich. (*Journal. Encycl.*)

Vor kurzen trafen einige junge Officiers mit einem Geiſtlichen im Gaſthofe, zu Sewe, zuſammen. Letzterer gieng ſeinen guten Schritt von Verſailles nach Paris. Die Herren redeten ihn an und baten ihn zu Mittage. Beim Deſert fragen ſie der Wirthin, ob keine Journale da wären? — *O ja; mein Nachbar lieſst Journale.* — Man bringt die Holländiſche Zeitung, welche einer der Herren vorlieſt. Er ſtöſst auf eine lateiniſche Stelle; alle gerathen darüber in Verlegenheit. — — — Um Verzeihung Abbé, erklären Sie uns doch das Latein da! — dieſer antwortete ganz kaltblütig: *Wie! ich verſtehe kein holländiſches Latein.*

Ein Pfarrer in der Gegend von Paris hörte in der Nacht vor Pfingſten einen Dieb an ſeinem Kammerfenſter. Er ſpringt auf, nimmt ein geladnes Piſtol und ſtellt ſich am Fenſter, um den Räuber zu empfangen. Jener ſtöſst die Laden ein, und beide bekommen einander zu Geſicht. — Wer da? ruft der Prieſter; — *Apoſtolus Domini*, antwortete der Böſewicht mit grober Stimme; — *accipe ſpritum ſanctuum*, verſetzte der Pfarrer, und drükte ſein Piſtol auf ihn los. —

Eine junge angehende Schauſpielerinn, die ſich bis zu mehrere Vollkommenheit auf geſellſchaftliche Theater übte, ſollte neulich in Paris eine Soubrettenrolle ſpielen. Sie hatte nichts, als dieſe wenige Worte zu ſagen: — *da kömmt die Kutſche im Hof gefahren;* — weil ihr Gedächtniſs ſehr ſchwach, und ſie überdem ſchüchtern und furchtſam war, ſo beſchäftigte ſie ſich wohl ſechs Wochen vorher damit, und lernte Tag und Nacht. Endlich kam der Tag der Vorſtellung; ſie faſste Muth, trat auf; und rief beherzt; *da kömmt der Hof in die Kutſche gefahren.*

Ein Geiſtlicher in Flandern frug bei der Katechismuslehre einem einfältigen Tropf: *wie viel ſind Götter?* — *Fragt das meinen jüngern Bruder*, antworte er trotzig, *denn ich, lerne die Violine ſpielen.*

Einem jungen neulich ordinirten Abbé, lüſterte ſehr, in ſeinem Dorfe zu predigen. Sein Vater, ein alter ehrlicher Pächter, rieth ihm, noch einige Zeit zu warten, bis er ſich mehr Kenntniſſe geſammelt hätte. Allein der junge, von ſich eingenommene Geiſtliche lieſs ſich nichts einreden; er beſtieg die Kanzel und fing an: *Meine lieben Brüder! Die Alten, — die Alten. — —* Nun, die Alten? kurz dem Redner ward ſein Gedächtniſs ungetreu; er ſtockte. Sein Vater, der ſich hinter einem Pfeiler geſtellt hatte, trat hervor und ſchrie ſeinem Sohne zu: *Steig herunter und geh zum T...!* hätteſt du die Alten gefolgt, ſo würdeſt du jetzt nicht mit Schimpf und Schanden beſtehn. (*)

Ein Frauenzimmer fiel unvorſichtiger Weiſe und ſchlug mit der Hand gegen einen glühenden Ofen, auf eine Stelle, wo die Jahrszeit 1742 ſtand, ſo daſs die ganze Zahl ſich in ihrem Arm einbrannte. Man ſchickte zum Chi-

---

(*) Dieſe fünf letzten Anekdoten ſind das beſte, was wir in acht Heften, jedes 12 Bogen ſtark, einer neuen franzöſiſchen periodiſchen Schrift, betitelt: *les lunes du Couſin Jacques*, die uns von unterſchiednen ihrer *aufgeklärten* Landsleute als *très amuſantes & très-intéreſſantes*, anempfohlen ward, haben finden können, und man kann den Werth des ganzen übrigen ſchlechtern, ziemlich ſicher nach dieſen beſtimmen.

rurgus, welcher eben abweſend war. Weil indeſſen die Sache dringend gemacht wurde, ſo gieng der Lehrburſche hin, um die Wunde zu verbinden. Als dieſer die Jahrszahl 1742 erblickte, ſo erklärte er ſtracks, der Schaden ſei unheilbar, weil er zu alt wäre.

In einem Gaſthofe vor Dresden ſpielte vor einigen Jahren eine Marionettengeſellſchaft. Man gab das chriſtliche Trauerſpiel: *die Enthauptung der ſchönen Dorothea.* Wie am Ende die Cataſtrophe des Enthauptens vor ſich gehen ſollte, und die ſchöne Dorothea niederkniete, um den letzten Streich zu empfangen, warf ein gegenwärtiger Offizier ſein Schnuftuch aufs Theater und rief: *Pardon.* Mehrere Zuſchauer folgten nach, und der Marionettendirektor ſahe ſich alſo genöthigt, ihr das Leben zu ſchenken.

Trifftiger Beweis.

Wie viel ſollen Kurfürſten, in Deutſchland ſeyn?

Antwort. Sieben.

Und warum denn ſieben?

Weil ſieben Leuchter in der Offenbarung Johannis vorkommen.

(S. die goldne Bulle Karls des Vierten.)

Fortsetzung der Durchsicht des europäischen Magazins.

April.

Kurze *Lebensbeschreibung* des Wundartztes *Belchier.*

Beurtheilung einiger *musikalischen Werke*, z. E. Haydn's Quartett von Giordani herausgegeben; der Freiheitssaal, eine komische Oper, &c.

Gedanken über das *Nachahmen* der *Alten.* Ein Langes und Breites über Virgils Nachahmung Homers, und dass er demohngeachtet original sei. Homer hat den Hesiodus nachgeahmt, wovon uns folgende Probe gegeben wird. Hesiodus sagt in seiner Theogonie: Ein Schmiedehammer, der vom Himmel fällt, braucht neun Tage, um zur Erde zu gelangen. Homer erzählt, dass, als Vulkan aus dem Himmel geworfen wurde, er einen ganzen Tag auf den Fall bis zur Insel Lemnos zubrachte. Unser Kritiker zeigt hiebei an, dass "wenn schon beide Vorstellungen anfänglich ganz verschieden aussähen, sie doch, bei näherer Ansicht, auf einerlei Sache hinausliefen." Wir begreifen in der That nicht, was er will, zumal da er die Frage unentschieden lässt, welcher von beiden Alten der älteste gewesen sei.

Der Engländer in Dünkirchen. Der Engländer hatte sich, zum Behuf seiner Reisen, zwölf Paar seidne Strümpfe zu Nottingham angeschafft, wofür er zu Dünkirchen einen Zoll, und zwar für jedes Paar 3 Livres entrichten sollte. Als alles Gegenreden nichts half, ward er wütend, schmiss die Strümpfe in eine Gasse und zerstampfte sie mit den Füsen, unter den Worten: er wolle lieber durch ganz Frankreich barfuss reisen, als von sich sagen lassen, er habe von einem Französischen Könige das Recht erkauft, Strümpfe nach seinem Geschmack tragen zu dürfen.

Brief von *Dav. Hume* an *Dr. Campbell*, 1762. Wenn

doch jeder Gelehrte, der ſich mit einem andern über wiſſenſchaftliche Materien in Streit einlaſſen will, dieſen Brief vorher läſe, und ſich dann vornähme: hierin will ich Hume ſeyn!

Anekdoten, von der Schauſpielerin *Montford*, jetzt Mrs. *Verbruggen*, der *Czarin Eliſabeth*, *Zach. Moore* und dem *General Braddock*.

Berichte alter chriſtlicher Schriftſteller über *Zauberei*, nebſt einigen *Anekdoten* von *Zauberern*. Der Verfaſſer dieſes Anſſatzes hat alte vergeſsne Bücher durchgeblättert, und daraus abgeſchrieben.

Ueber den *Zuſtand* der *Geſellſchaftlichkeit* in *Frankreich*, *Spanien* und *England*, nebſt den *Urſachen*, die den *Genuſs derſelben* in *letzterm Lande erſchweren*. "Warum klagen Fremde, daſs in England die Zeit ſchwer über ihnen hängt, Privathäuſer vor ihnen verſchloſſen ſind, und ſie ſich ſo oft, auch mitten unter einer Menge, einſam finden? Landedelleute, die zuweilen nach London kommen, von eben den guten Freunden vergeſſen und zurückgeſetzt werden, die ſie in ihren Wohnungen wohl aufgenommen und bewirthet haben? daſs oft Leute von Talenten, geſchaffen für die Annehmlichkeit und das Vergnügen unſrer geſellſchaftlichen Augenblicke, die Gaſſen und den Park allein wandern müſsen, als wären ſie aus der Geſellſchaft gebannt? — Vornehme Fremde, die bei einer guten Einrichtung als Gäſte des Staats betrachtet werden müſsen, machen bei ihrer Ankunft alle die läppiſchen Hofceremoniale des Vorzimmers durch, und nachher bekümmert man ſich nicht mehr um ſie. Da iſt kein Mann von der Krone geſetzt, ſie zu empfangen, keine Tafel in, noch auſſer dem Pallaſt zu ihrer Unterhaltung beordnet; jeder Staatsminiſter darf ſich mit ſeinen vielen Geſchäften entſchuldigen, er habe nicht Zeit für ſie. Das winterliche Klima Englands iſt ſo abſchreckend für Leute, die in wärmern Gegenden geboren ſind, daſs dieſe gewöhnlich nur im Sommer in die Hauptſtadt kommen, wenn ſie verlaſſen iſt. Da

bringen ſie wenige widrige Tage in einem leeren Gaſthofe zu, wo der Geruch und Lärm des Anweiſſens und Färbens ſie bald wieder herausjagt, und freuen ſich, wegzukommen, als verlieſſen ſie ein Gefängniſs. Seitdem man die im Parlament vorfallenden Reden abdruckt, iſt das Verſammlungshaus des Staats in ein Theater verwandelt worden."

Tagiſche Begebenheiten Abdollahs und Zarima's; aus dem *Abulfagi* gezogen.

Noch etwas über *Louiſe* und *Werther*. Lottens Klagen auf Werthers Grabe.

Eine alte *Predigt* 1550 zu London gehalten.

Die Gefahr eines Lächelns; ein Anekdötchen.

Bedeutung und *Rang* einer türkiſchen *Sultanin*, *Ceremonien* und *Beluſtigungen* im *Harem*, *Beſchreibung* des *Tulpenfeſtes* &c. aus den *Denkwürdigkeiten* des Barons *Tott* gezogen.

Kritiken; über *Sinclair's Geſchichte* der öffentl. *Einkünfte* des *Britanniſchen Staats*. *Guendolen's Rache*, ein epiſches Gedicht von einem ungenannten, der gute Verſe macht, und von dem man, weil er noch jung ſeyn ſoll, dereinſt höhere Dinge erwartet. Des *Barons* von *Tott Denkwürdigkeiten* der *Türken* und *Tartern*, aus dem Franzöſiſchen überſetzt. *Betrachtungen* über die *Wichtigkeit* der *Staatsveränderungen in Amerika*, mit einem *Briefe* von *Turgot*. Dieſe Schrift iſt von dem Dr. *Price*, der ſich mehrmals als Sachwalter der Amerikaner gezeigt hat. Wie ſehr er von ſeiner Parthei eingenommen ſei, ſehe man aus dieſer Stelle! "Ich glaube nicht zu weit zu gehn, wenn ich behaupte, daſs, nach der Einführung des Chriſtenthums, die Staatsunruh in Amerika der wichtigſte Schritt aus dem Stufengange menſchlicher Verbeſſerung ſei. Ich bin überzeugt, daſs die Vorſehung ihn vermittelt habe, um die Zeiten zu verſchaffen, wo Heuchelei und Aberglaube, Knechtſchaft unter politiſcher und prieſterlicher Tyrannei zu Bette gehn, und das beſſer verſtandne Evangelium des Friedens, bei Vernunft und Tugend, freien

Lauf nehmen und verherrlicht werden wird." *Ein Stral des Troſtes für unſer zerrüttetes Reich*, zu Trotz dem Partheigeiſt, Liſt und Gewalt. Ein launigtes ſatyriſches Schriftchen, was aber gewiſs keine Stralen des Troſtes in die ſchon entſtandnen Zerrüttungen werfen wird. Das Buch hat einen Widerſacher in einem andern, *Eironiclaſtes*, oder: ein *Haufe Thatſachen gegen* den *Troſtſtral* gefunden.

Ein *Verzeichniſs* der *Werke* von Dr. *Potter*.

Gedichte; monatl. Zeitregiſter, *Tagebuch der Bühnen*, nebſt einem Regiſter der gegebnen Stücke, wo unter 22 Vorſtellungen in Drurilane 6 von *Shakſpeare*, und unter 23 in Coventgarden eben ſo viel von dieſes groſſen Dichters Schauſpielen vorkommen.

May.

Kurzer Bericht von *Charles Jenkinſon* Eſqu.

Beſchreibung der Art Vögel zu fangen auf einer von den *Orkney-Inſeln*. Ein ſehr gefährlicher Fang!

Fragmente von *Leo*. Eine amerikaniſche Ekloge, aus der Cherokiſchen Sprache überſetzt, wird hergeſtellt, um ſie mit den Oſſianiſchen Gedichten zu vergleichen. Es gehört viel Competenz dazu, wenn man hier ein Urtheil für oder wider fällen ſoll. Wir wollen deswegen unſern Leſern mit nichts weiter, als einem unter mehrern, in der Ekloge vorkommenden, langen Namen aufwarten. " Den Nachtrab führte *Larpedomeskodundowalleskere.*"

Ueber das *Nachahmen* der *Neuern;* von J. B. Verfaſſer der beim April angezeigten *Gedanken über das Nachahmen der Alten*. Enthält eine kurze Darſtellung der poetiſchen Kunſt von *Vida* und *Addiſon;* iſt übrigens eben ſo flach geſchrieben, wie Angeführtes.

Tagebuch Chaubierts des Miſanthropen. Iſt im erſten Bande dieſes Journals (S. 91 - 103, und v. 250 - 254) überſetzt zu le en.

Beſchreibung der Dämpfer, einer Sekte von Philoſophen. Eine Satyre, die auf die Stillen im Volk gehen

ſoll, die nicht leiden wollen, daſs andre Leute unruhig ſind und Auffehen machen.

Johnſons Charakter, unpartheiiſch geſchildert. Soll von der berühmten Miſs Seward ſeyn, und zieht, nach einigen, dem gelehrten J. billig zukommenden Lobſprüchen, einige Züge ſeines Charakters nieder, die ihm zwar nicht zur Ehre gereichen, aber faſt immer zu der ſchwachen Seite hervorſtechender arbeitſamer Köpfe gehört haben. "Er brachte gerne Widerſinnigkeiten an, die oft ins Alberne gingen, ſeine Entſcheidungen über andre ſeines gleichen ſind oft partheiiſch, unbarmherzig und bitter, er war ein eifriger Anhänger des Prätendenten, ſtolz auf ſeine Andächtelei, vermeſſen, neidiſch, theilte ſeine Wohlthaten verkehrt aus, und las in ſeinen ſpätern Jahren kein neues Buch, was nicht einer ſeiner Freunde oder Anhänger geſchrieben hatte." Kurz, alles läuft darauf hinaus, daſs man auch dieſen literariſchen Abgott der Engländer mit derſelben Elle meſſen muſs, deren man ſich bei andern Menſchen und Gelehrten bedient.

Politiſch-philoſophiſcher Blick über *Ruſsland*, über die *Urſachen* der *vormaligen Schwäche* und *jetzigen Stärke* dieſes Reichs. Enthält manches, was erklären und belehren kann.

Kritiken; Chr. Atkinſons Proceſs, weitläuftig auseinandergeſetzt, nebſt einem vollſtändigen Bericht, wie er den Auftrag, Sr. Majeſtät Seemacht mit Lebensmitteln zu verſehen, in Erfüllung gebracht. Iſt aus der eignen Feder des am Pranger geſtandnen Atkinſons, und man kann denken, ob er ſich in dieſer Schrift rein machen und vertheidigen werde. Er thut es wirklich, und zwar mit ſolcher Gründlichkeit, daſs man an dem engliſchen Gerichte faſt irre werden mögte. *Gedichte* von *R. Craſhaw*, herausgegeben von *P. Phillips.* Ein Buch aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, welches wegen einiges Werths der Vergeſſenheit entriſſen werden ſoll. *Poetiſche Werke* von *Dav. Garrick:* eine Sammlung ſeiner 110 Theaterreden, nebſt andern kleinen

Gedichten in zwei Bänden. *Fenelons Begebenheiten des Telemach*, aus dem Französiſchen in engl. Verſe überſetzt, — und zwar ſehr glücklich.

Die gewöhnlichen Rubriken ſchlieſſen auch dieſen Monat, wobei der Tod des theologiſchen Schriftſtellers *Perronet* angeführt wird, welcher in ſeinem 90ſten Jahre zu Shoreham verſtarb.

Junius.

Etwas von dem berühmten Luftflieger *Blanchard*, geboren 1753 in der Normandie, und gleichſam auserſehen, eine neue Bahn zu öffnen, in welcher vielleicht noch unſre Enkel millionenweiſe ihm folgen werden. Von Jugend auf war ſchon ſeine Hauptidée, ein Mittel zu erſinnen, das ihn heben und in die Luft tragen möchte, zu wehchem Behuf er ſich auch leichte Flügel machte, die indeſſen, bei aller dabei angewandten Kunſt, ihrem Zwecke nicht dienen wollten. Man hat ihm eine hydrauliſche Maſchine zu verdanken, und einen von ſelbſt fortgehenden Wagen. Den 2ten März 1784 wagte er ſeine erſte Luftfahrt in der von den *Montgolfiers* erfundenen Maſchiene.

Anekdoten über *Johnſon*, in zwei Briefen von einer Dame, die uns unächt zu ſeyn ſcheinen.

Fragmente von *Leo*; 2tes Stück. Beweis, daſs die *franzöſiſche Sprache* nicht zur *epiſchen Dichtung* tauge. Gegen *Voltaire*, der in ſeiner Vorrede zur *Henriade* ziemlich praleriſch das Gegentheil behauptet, nicht ohne Grund geführt.

Anekdoten von *Jon. Toup*, dem Herausgeber des *Longins*.

Jetztmaliger Zuſtand von *Athen*, aus dem Franzöſ. des *Abbé de Lisle*. "Eine von den Säulen aus dem Tempel Jupiters wurde abgebrochen, um zur Zierde des Harems des Kommandanten zu dienen."

Briefe von *Johnſon*, die fortgeſetzt werden ſollen. Man muſs lachen, wenn man ſieht, wie emſig die übrigen Brocken dieſes Mannes zuſammengeleſen werden, damit ja nichts umkomme.

Angeführte Stellen aus einem Buche von 1713: *Die Seufzer von Groſsbritanien*, worin das alte Lied von dem Mangel der Dichter am Nothwendigen wieder vorgeſungen und mit Belegen dargethan wird. Zu Beiſpielen dienen hier *Spenſer*, *Milton*, *Butler*, *Dryden*, *Otway* &c. "Wegen des Schickſals dieſer und anderer trefflichen Männer, muſs ich die Britten für gröſsere Barbaren ſchelten als die Geten, die den verbannten Ovid mit Ehren unter ſich leben, und als er geſtorben war, auch ſo begraben lieſſen. Er fand Schutz, Liebe und Leben unter Barbaren, aber unſre Dichter finden Mangel, Elend und Tod unter ihren Landsleuten, den Britten." — Weiterhin ſtehen ein paar Worte, die ſich nicht übel auch auf Deutſchland anwenden laſſen. "Die Athenienſer erlaubten nicht, daſs eine Tragödie von einem Dichter aufgeführt wurde, der noch nicht dreiſsig Jahr alt war. Bei uns läſst man achtzehnjährige Jungen, ja Weiber, die kaum engliſch buchſtabiren können, die Freiheit, den Geſchmack des Publikums zu verderben."

Kritiken: Wartons neue Ausgabe von *Miltons engliſchen*, *italieniſchen* und *lateiniſchen* kleinern *Gedichten*, nebſt erklärenden und kritiſchen Anmerkungen; *Bemerkungen* über die *Geſchichte* der *Handelsgeſetze* von *England*, ſeit dem Einfall der Römer bis auf Jacob den erſten; zwei Bände. *Widerlegung* der beim May angezeigten *Schrift* von *Chr. Atkinſon*. "Ein ohnmächtiger Angriff theilt einer ſchwachen Sache noch dazu Stärke mit." *Verſuch über die Interpunktion*; welcher trockene Stoff hier mit viel Geiſt und Geſchmack behandelt iſt, ſo daſs der Leſer zugleich Nutzen und Unterhaltung aus dem kleinen Buche ſchöpfen kann.

Ueber die Papageien, deren hier 35 Klaſſen gemacht werden.

Den Beſchluſs machen *Gedichte*, das *monatl. Zeitregiſter* und *Todtenliſten*.

Geiſt der vaterländiſchen Zeitſchriften.

I. Schlözers Staatsanzeigen; No. 31. Monat Januar 1786.

Enthält 31. *etwas über geheime Verbindungen.*

Dieſer Aufſatz iſt wichtig für alle diejenigen, welche Antheil an dem nehmen mögen, was auf gebildete Menſchen Einfluſs hat. Der Verfaſſer theilt ſeine Gedanken über die Endzwecke und Folgen geheimer Verbindungen mit. Er ſagt, der Endzweck der mannichfaltigen geheimen Verbindungen, wovon der gröſste Theil ſich an eine ankettet, oder ein beſonders Syſtem dieſer ausmacht, iſt entweder religiös, politiſch, oder moraliſch, oder aus dieſen zuſammengeſetzt.

Es ſind ſicherlich einige Köpfe darauf hinausgegangen, vermöge einer ſolchen Verbindung eine *allgemeine Religion* für den denkenden oder gebildeten Haufen der Menſchen zu machen. Doch die wenigſten ſind im Stande, zu überſehen, welche nachtheilige Folgen für den menſchlichen Geiſt ein ſolches Projekt, wenn es realiſirt werden könnte, nach ſich ziehen müſste. Von einer allgemeinen *deiſtiſchen* Kirche an, die alle Religionen vereinigen ſoll, aber alle *Nichtdeiſten* ausſchlieſst, bis auf eine *allein ſeligmachende katholiſche* Religion herunter, wird dadurch aller Forſchungsgeiſt, alles eigenthümliche Denken unterdrückt. — Glücklicher Weiſe iſt die Sache, in die Länge, noch unmöglicher als ſchädlich. Der Menſch kann ſchlechterdings nicht auf immer dem Rechte, ſelbſt denken zu dürfen, entſagen. Alle, die es ſich wieder zueignen, werden bald die Schranken durchbrechen, die Einförmigkeit erhalten ſollte. Und wozu hätte denn dieſe allgemeine Religion für den denkenden Haufen gewirkt? Man laſſe doch jedem ſeine Speculationen, die ſelten ins tändelnde Leben wirken, und urtheile nur nach der überwiegenden Maſse von Handlungen.

Eine weit anſteckendere und gefährlichere Abſicht einiger Syſteme von geheimen Verbindungen, ſind die *metaphyſiſch-theoſophiſchen* Ideen, die ſo viele beſchäftigen. Es iſt verderblich, den Hang zu Speculationen dieſer Art, die ſo ſelten aufs Handeln wirken, zu vermehren. Der Menſch hängt ohnehin genug auf dieſe Seite. Man gebraucht Myſtik, und das beſchauliche Leben nur gar zu oft, um ſich der ſo mühſamen guten Werke zu entübrigen.

Zu den religiöſen Endzwecken geheimer Verbindungen muſs man billig auch das *Goldmachen*, die *Univerſal-Medicin*, oder die Zubereitung des Tranks der Unſterblichkeit, die *Wunderkuren*, und das *Geiſterbeſchwören*, rechnen, wegen der Art und Weiſe, womit es betrieben wird. Denn mit der Alchimie beſchäftigen ſich nicht Chemiker, und mit der Heilkunde nicht Aerzte; die unwiſſendſten Menſchen in den erſten Anfangsgründen dieſer Wiſſenſchaften gehen auf gut Glück am Schmelztiegel, oder an menſchliche Körper. Die Kraft des Gebets, mit zu Hülfe genommenen Faſten, ſoll bei ihnen den Mangel an Kenntniſs erſetzen: und ſo kömmt ſelbſt die Chemie, die in ältern Zeiten doch noch bei den Thorheiten der Alchimie gewann, um keinen Schritt weiter. Das Geiſterbeſchwören geſchieht auch auf die nämliche Weiſe; denn die Religion iſt immer mit im Spiele. Glücklicherweiſe für den menſchlichen Geiſt, ſcheint doch itzt dieſe durch Verbindungen befördert. *Manie*, in Abnahme zu ſeyn, und es iſt zu glauben, daſs der Debit des in geheimen Verſammlungen erſchienenen ſilhouettirten Cäſars, die ſonſt im ſüdlichen Deutſchland ſtark war, bald nicht mehr einträglich ſeyn dürfte.

Die politiſchen Abſichten geheimer Verbindungen gehen *entweder* dahin, einen beſtimmten politiſchen Plan im Staate auszuführen; *oder* ſie zwecken darauf ab, die Mitglieder, ſo viel nur immer möglich, mächtig und reich zu machen, um dadurch der Geſellſchaft mehr Macht nnd Glanz zu geben, oder auch gar dem Orden

ſelbſt zu wichtigen Beſitzungen an Gütern und Gelde zu verhelfen.

Im erſten Fall, wenn die Verbindung einen gewiſſen beſtimmten Plan im Staate hat, wird man bald gewahr werden, von welcher Gattung der Plan ſei. Denn wenn auch die Art und Weiſe, wie gewirkt wird, noch ſo verborgen ſeyn ſollte; ſo kann doch unmöglich der Endzweck, wozu gewirkt wird, lange ein Geheimniſs bleiben. Kein Eid des Stillſchweigens, — nichts als lautere Abſichten, kann geheime Verbindungen vor der Entdeckung bewahren. Eide, die gegen die moraliſchen und politiſchen Pflichten des Menſchen laufen, ſind an und für ſich nichtig, und können keinen ehrlichen Mann binden.

Aber iſt es in unſern Zeiten in monarchiſchen Staaten möglich, faſt könnte man ſagen, nur gedenkbar, daſs Menſchen ſich zuſammen verbinden können, um eine Revolution in der Staatsverfaſſung hervorzubringen? Vor Unternehmungen und Verſchwörungen aller Art ſind wir ſo ziemlich durch unſere ſtehende Armeen geſichert.

Ariſtokratien haben zwar ungleich mehr Urſache, wegen der Erhaltung ihrer Regierungsform, auf ihrer Hut zu ſeyn: und deſswegen hat man von jeher in ihnen ſolche Verbindungen mit eiferſüchtigen Augen betrachtet. In Bern ſind ſie daher lange verboten, und Venedig hat ſie neuerlich unterdrückt. Aber es würden doch ſchon die meiſten der oben angeführten Urſachen, auch die Staaten dieſer Verfaſſung gegen alle Entrepriſen von Revolutionen ſchützen. In Staaten, wo es öffentlich und in allen Fällen dem Unterthan erlaubt iſt, ſeine Meinung über die Regierungsangelegenheit des Tages bekannt zu machen, — da haben geheime Verbindungen, unter dem politiſchhandelnden Theile der Menſchen, nie viel Glück gemacht, ſo zahlreich ſie auch geweſen ſind. In *England* und *Holland* liebt man ſie als *Clubbs*, nichts weiter. —

Die Urſachen, warum faſt alle Menſchen, an allen

Orten, in Orden treten, ſind auch ſo geradezu den Ideen von Anſchlägen auf den Staat zuwider, daſs, bei der geringſten Entwicklung eines ſolchen Zwecks, die Entdeckung unvermeidlich wäre.

Der zweite mögliche politiſche Endzweck einer geheimen Verbindung iſt der, die Mitglieder, ſo viel nur irgend möglich, *mächtig* und *reich* zu machen, um dadurch der Geſellſchaft mehr Macht und Glanz zu geben. Dieſer Endzweck könnte leicht dem Staate ſo nachtheilig werden, wie der vorhin benannte, wenn nicht ſo viele Unruhen in der innern Einrichtung aller Staaten lägen, die der Ausführung dieſes Endzwecks die gehörigen Schranken ſetzten.

Der dritte, mit den vorigen in ſehr genauer Verbindung ſtehende mögliche politiſche Endzweck einer Verbindung, iſt der, dem Orden zu wichtigen Beſitzungen von Gütern und Gelde zu verhelfen. — Es iſt nicht zu leugnen, daſs das ehemals der Fall bei einem Syſteme einer Verbindung geweſen. — Allein der Umſturz dieſes groſsen Werks hat bewieſen, wie wenig zu befürchten iſt, daſs ein ähnliches Syſtem wieder auflebe. Aber die Begierde nach ſoliden Vortheilen, die nun einmal durch die Hoffnung reicher kommenden erweckt war, ſuchte andere Wege. Man verfiel auf Anlegung von Fabriken, ſuchte Geheimniſſe in der Färberkunſt, &c. aber mit eben ſo wenigem Erfolge; und jeder, der da weiſs, was bei einem Kaufmann heiſst, in eignem Namen oder als Faktor einer Compagnie zu handeln, wird ſich auch darüber nicht wundern; zumal da das bloſse Wollen bei Fabriken und der Färberkunſt eben ſo wenig, als beim Philoſophiren entſcheidet, ſondern beides Anlagen und Kenntniſſe erfodert.

Es kann auch einige Orden geben, wo am Ende die Kaſſe, die alle geheimen Verbindungen haben, in den Händen der Obern bleibt: aber eine ſolche zweckloſe Einrichtung, bloſs um einige zu bereichern, kann unmöglich, wenn ſie mehr als Nebenzweck iſt, lange be-

ſtehen. Der hintergangene Haufen wird gewiſs früh oder ſpät die Wahrheit erkennen, und ſein Joch abſchütteln.

Die politiſchen Endzwecke, ſagt der Verfaſſer, werden überhaupt immer mehr und mehr wegfallen, weil man von den meiſten Orten, ſowohl ihre Schädlichkeit als Unmöglichkeit, in gleich ſtarker Maaſse einſieht. —

Der letzte mögliche Endzweck einer geheimen Verbindung iſt moraliſcher Gattung. Hieher gehört alles, wodurch ſolche Geſellſchaften Aufklärung des Verſtandes, Bildung des Karakters, Liebe und thätige Hülfe unter den Mitgliedern, unter den Menſchen überhaupt, befördern.

Der Nutzen, den die Maurerei, durch die Folgen des von ihr begünſtigten Triebes der Geſelligkeit, veranlaſst hat, iſt unverkennbar: und ſchon in dieſer Rückſicht verdient ſie den Dank der Welt. Durch die Verhältniſſe der Maurerei wurden Männer von allen Religionspartheien, von allen Ständen, die ſich ſonſt nie, oder höchſt ſelten, aus ihren Stand und Dienſtzirkeln herausgeſetzt haben würden, oft und mehr zuſammengebracht. Dies wirkte unmerklich, aber deſto ſichrer. Durch das nähere Zuſammenbringen verlor ſich die Einſeitigkeit im Denken, welche Intoleranz in ſpeculativen Meinungen, und Verachtung der verſchiedenen Stände nach ſich zieht. Dadurch, daſs man oft mit Leuten von verſchiedenen Religionsmeinungen zuſammenkam, ward Toleranz, — dadurch, daſs Leute allerlei Standes einander nahe kamen, Menſchenſchäzzung verbreitet. Noch mehr. Menſchen von verſchiedenen Nationen brachte die Maurerei zuſammen. Ehe das Band ſo weitläuftig, die Glieder ſo zahlreich waren, war es eine Art Empfehlung, die, Reiſenden eine angenehme Aufnahme und intereſſante Bekanntſchaften zuwege brachte. Nationalabneigungen legten ſich, und die Tugend der Gaſtfreiheit wurde dadurch befördert. — Unzählige Vorurtheile fielen, und Ideen wurden

gegen Ideen, durch das Zutrauen, ſo jeder Collegialgeiſt einflöſst, ausgewechſelt. Sicher iſts, daſs eine erſtaunliche ſchnelle Circulation geiſtiger Münze dadurch befördert ward; daſs manche Schritte der Aufklärung vielleicht nur darum ſo ſchnell geſchehen konnten. Hätte alſo auch die Maurerei keinen weitern Endzweck als dieſen gehabt: ſo hätte ſie doch wirklich viel ausgerichtet. — In nicht ſehr zahlreichen Logen war das Eſſen und Trinken von ſehr groſser Wirkung, weil durch das zwangloſe eines Mahls, und die höhere Stimmung der Lebensgeiſter, ſo viel dazu beigetragen ward, die Menſchen offner zu machen, was durch bloſse geſellſchaftliche Connexionen, ohne Eſſen und Trinken, ſchwerlich in dem Maaſse zu erreichen ſtand.

Allein ſo verdienſtvoll dieſer erhöhte Grad von Geſelligkeit auch an und für ſich ſeyn mag, was iſt er gegen den Endzweck einiger Verbindungen, deren Abſichten, durch wechſelſeitige Bemühungen der Glieder, untereinander immer mehr Aufklärung des Kopfes, immer mehr Bildung des Karakters, hervorzubringen und zu erhalten? — Solche Verbindungen ſind unerſchöpfliche Quellen des edelſten Genuſſes für ihre Theilnehmer. Ein jeder, der hineintritt, erhält ein Recht auf die Aufmerkſamkeit der übrigen. Das zuvorkommendſte Zutrauen wird ihm geſchenkt, und Neid und Miſsgunſt können in Geſellſchaften, die durchaus alle politiſche Endzwecke verbannen, dieſe Ruhe der Freunde unter einander, dieſen ihren Frieden, nie trüben. Weil der ganze Geiſt ſolcher Orden nie aufs Klagen gerichtet iſt; ſo ſucht auch keiner auf eine beleidigende, zurückſchreckende Art, dem andern ſeine Vorzüge fühlbar zu machen. Es theilt jeder ohne Sorgen ſeine reifen und unreifen Gedanken dem andern mit, weil er weiſs, daſs er vor ihrem Miſsbrauch ſicher iſt: weil er weiſs, daſs keiner ſpöttiſch ſeine halben Gedanken weiter trägt; weil er weiſs, daſs keiner ſich über deren Unrichtigkeit freuet. Die andern erwiedern ſeine Gedanken mit den ihrigen. Man widerſpricht und wird

widerſprochen, ohne Empfindlichkeit zu äuſſern: und ſo entſteht Aufklärung und Berichtigung von Ideen; das Reiben von Köpfen an Köpfen, das für Einſeitigkeit aller Art bewahrt, das beſte Mittel, die Menſchen zum richtigen Denken zu gewöhnen, und dabei zu erhalten. —

Was vom Geiſte gilt, paſst noch mehr auf den Karakter: denn was ſoll alle Kenntniſs, wenn ſie den Menſchen nicht beſſert? Die Menſchen handeln gut aus Inſtinkt oder Raiſonnement; aber der gröſste Grad von Vollkommenheit iſt doch der, wo die möglichſte Harmonie in den Empfindungen und Grundſätzen und ihren Folgen, den Handlungen, herrſcht. Wie kann das beſſer bewirkt werden, als wenn vertraute Freunde, unter der wärmſten Theilnehmung, mit ihren Kräften, dem ſinkenden Muthe, der ſinkenden Kraft ihres Freundes zu Hülfe eilen, dem vielleicht ſeine Lage zu ſchwer ward, der, ohne ihren Beiſtand, alle Feſtigkeit, allen Trieb, auf ſeiner graden Bahn fortzuwandeln, verloren hätte?

Wie groſs iſt nicht der Lohn für den, der ſich ſolcher Dienſte bewuſst iſt! wie gerne verdankter ſie nicht auch ſeinen Freunden, denen er eben ſo gern gibt, als er von ihnen empfängt! Wie ruhig beſchleuſst er nicht ſeinen Tag, wenn es ihm gelang, den Unmuth und Tiefſinn von der Stirne ſeiner Lieben zu verſcheuchen, wenn ihn die in einer frölichen Laune verlaſſen, welche ihm in einer miſsmüthigen entgegen kamen; wenn es ihm zuweilen glückt, die unruhigen, zu ſehr geſpannten Nerven ſeines Freundes, zu ſanftern, heitern Empfindungen herunter zu ſtimmen. Und welches Gefühl auf der Welt iſt endlich dem zu vergleichen, wenn er das Zutrauen ſeines Freundes belohnen kann; wenn es ihm möglich wird, ihn aus einer Verlegenheit zu reiſſen? Was könnte ihm den Händedruck, die ſtammelnden Worte, das glühende Geſicht des eingefoderten Danks erſetzen? Zu ſolchen glücklichen Situationen führen mehrere geheime Verbindungen den Men-

ſchen. — Durch ſie wird das Band des Zutrauens unter den Menſchen um ein groſses verſtärkt. Wie viele verzehrt nicht der Gram, weil ſie Rath, Hülfe, Mittheilung, bedürfen, und ihnen das Zutrauen fehlt, ſich Fremden zu entdecken? Das iſt nicht auf gewiſſe Jahre, auf gewiſſe Situationen eingeſchränkt: das Bedürfniſs dauret fort durch unſer ganzes Leben. — Die Zwecke der Wohlthätigkeit gehören endlich auch noch zu den moraliſchen Abſichten geheimer Orden. Wie oft haben nicht dergleichen, würdigen Männern aufgeholfen, die heruntergekommen waren? — Wie viele Beweiſe der mildthätigen Geſinnungen ſind nicht an den Tag gekommen? — Der Verfaſſer ſchlieſst aus dieſen vorangeſchickten Sätzen und Thatſachen: So wie die gröſste Weisheit des Staats darinne beſteht, die verſchiedenen Religionsmeinungen zu dulden, *die Menſchen machen zu laſſen, ſo lange ſie nicht die öffentliche Ruhe, oder das Recht des dritten, ſtöhren;* nicht immer bei jeder anſcheinenden Unordnung Hand an die Maſchine zu legen, da man hier ſo leicht gröſsere Uebel verurſacht, weil ſo viele Faden nicht zu überſehen ſtehen; nicht gleich Verordnungen zu machen, da oft *die höchſte Weisheit im Nichtthun* beſteht: — und allenfalls den Miſsbräuchen auch ohne gewaltſame Mittel vorgebeugt werden kan.

32-36. *Verzeichniſs der Staaten, die in Frankreich vom Droit d'Aubaine befreit ſind. — Vormaliger Bürgereid zu Münzenberg. — Ausſchreiben der k. k. Regierung zu Stade, wegen der Frettungsgerechtigkeit. — Von beweibten katholiſchen Geiſtlichen in Ungarn. — Neue Brüderſchaft, beſtätigt in Rom* 1784.

37-43. *Nachricht von einer zu Hannover errichteten Kriegsſchule.* Dieſe Schule iſt auf Königl. Koſten errichtet. Es werden in ihr Cadets, Unteroffiziere, und Offiziere, in der Mathematik, in allen Theilen der Kriegswiſſenſchaften, in der franzöſ. Sprache, im Zeichnen, und in Verfertigung militairiſcher Aufſätze unterrichtet. Der ganze Curſus währt 3 Jahre. — *Errich-*

tung von zehn neuen Gouvernemens im Königreich Ungern. — Rechtsſtreit zwiſchen der Reichsſtadt Regensburg und dem Reichsſtifte S. Emmeram. — Vorläufig einige Hauptſtücke aus den Inquiſitionsacten, über den in Achen angeſponnenen Complot, dem Herzog Ludwig von Braunſchweig ſeine Brieffchaften mit Liſt oder Gewalt zu rauben. — Von Herrn von Meyers Rückkehr aus ſeiner funfzehnjährigen Verbannung.

44. *Ueber die neueſte Münzoperation in Frankreich, aus — Auſtraſien, im Januar* 1786. Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes gibt hier die Urſachen an, welche die Münzoperation vom 30ſten October des vorigen Jahrs veranlaſst haben mögen, und fügt Erläuterungen über verſchiedene Thatſachen hinzu, für die wir aber nicht bürgen wollen.

Ob er nun gleich keine kunſtmäſsige Unterſuchung darüber anſtellt, ſo ſucht er doch durch Beibringung verſchiedener Thatſachen zu beweiſen, daſs die franzöſiſche Adminiſtration dabei keinen andern Zweck gehabt habe, als durch ſolche Steigerung des Goldes, die häufige Einſchmelzung der nach dem bisherigen Münzfuſs geprägten Louisd'or, und ihre Ausfuhr zu verhindern,

Der Verfaſſer ſcheint ſehr auf franzöſiſcher Seite zu ſeyn, daher übergeht er S. 370 vielleicht mit Fleiſs den Umſtand, daſs Frankreich ſein Silber nicht nur aus Spanien, ſondern auch aus Deutſchland, zum Schaden unſers Vaterlandes, gezogen habe.

Aber vermuthlich werden diejenigen, die über Deutſchlands Intereſſe wachen ſollen, auf der Hut ſeyn, und durch geſetzliche Vorkehrungen verhindern, daſs uns der Ausländer durch ſeine willkührlichen Münzbeſtimmungen nicht Kürze thun könne. Man leite es nur ſo ein, daſs die Vorzüge, welche das franzöſiſche Geld in vielen Gegenden unſers Vaterlandes, beſonders in Oberdeutſchland, hat, wegfallen; lege hernach, nach einem richtigen Verhältniſs zwiſchen Gold und Silber, dem neuen Louisd'or ſeinen Werth bei, und überlaſſe

übrigens der *eigentlichen Handlung*, das Steigen und Fallen des Goldes.

II. Militairiſche Monatsſchrift 3. Band. Januar 1786.

Inhalt.

1. *Fortſetzung des zweiten Theils des Tagebuchs von 1760, von der Schlacht bei Liegnitz bis zum Beſchluſs deſſelben.* Dieſe und ähnliche Nachrichten zeigen hinlänglich den Werth der militairiſchen Monatsſchrift, die ſich nicht auf einzelne Materien beſchränkt, ſondern aus allen Fächern der Kriegswiſſenſchaften ihren reichen Vorrath wählt, und ſo wohl dem angehenden Offizier ungemein nützlich iſt, als auch den ſchon erfahrnen Feldherrn Sammlungen liefert, die zur hiſtoriſchen Kenntniſs vergangener Kriege beitragen, und eben daher auch dieſen ſchätzbar werden. Da es nicht möglich iſt, ohne von dem höchſt weſentlichen etwas auszulaſſen, einen Auszug aus dieſem Tagebuch zu machen, ſo begnügen wir uns, jedem Leſer, dem das Kriegsfach intereſsirt, anzurathen, die Originalabhandlungen ſelbſt zu leſen, welche, da ſie meiſtentheils mit Planen begleitet ſind, ihm dadurch ſo deutlich als möglich vorgeſtellt werden.

2. *Authentiſche Nachricht vom Treffen bei Burkersdorff ohnweit Schweidnitz, den 21 Julius 1762. aus den Papieren eines Königl. Preuſs. Offiziers, der bei dieſem Vorgang zugegen war.*

3. *Lager der Spaniſch-Neapolitaniſchen Armee bei Villetri, und der öſterreichiſchen Armee bei Nemi, im Jahr 1744.* Villetri, der Geburtsort des Kaiſer Auguſtus, ward 1744 durch den Aufenthalt des Königs beider Sicilien und durch das Lager berühmt, welches die ſpaniſchen und öſterreichiſchen Armeen in dieſer Gegend bezogen hatten. Dieſe kleine Stadt, die nur zwei Thore hat, liegt etwan 20 italieniſche Mei-

len von Rom, an der Appianiſchen Straſse, die nach Neapel führt, und iſt zwiſchen zwei Bächen eingeſchloſſen, über welche zwei Brükken führen. Der Pallaſt von Guietti nebſt den dazu gehörigen Hofraum, nimmt beinahe die ganze Morgenſeite der Stadt ein, und auf der Abendſeite iſt ſie nur mit ſchlechten Mauren eingefaſst. Vor dem römiſchen Thore, jenſeit der Appianiſchen Straſse, befindet ſich ein kleiner Hügel und zwiſchen den Bächen ein Capuziner Kloſter. Zwiſchen dieſem Kloſter und dem Fuſs des Bergs Artemiſio liegt ein Weinberg. Dies war auf der Gebürgsſeite die Lage von Velletri, und in dieſer Gegend muſste die vereinigte ſpaniſchneapolitaniſche Armee auf Befehl des Grafen von Gages ein Lager beziehen, um ſich dem weiterm Vordringen der öſterreichiſchen Armee zu widerſetzen. Velletri ward zum Hauptquartier gewählt, wo der ſpaniſche General rechter und linker Hand die Armee campiren lieſs. Den Tag nach der Ankunft bei Velletri ſahe man die öſterreichiſchen Fahnen auf dem Berg Artemiſio. Hätte der Fürſt von Lobkowitz, welcher die öſterreichiſche Armee kommandirte, ſich dieſes erſten Vortheils bedient, und ſelbſt den Berg Artemiſio erſtiegen, ſo hätte er das Lager bei Velletri überſehen und gewahr werden können, daſs die ſpaniſchneapolitaniſche Armee, wegen Mangel des Raums, nicht deplogiren konnte, und daſs er folglich, den König mit allen ſeinen Truppen hier ſehr leicht einzuſchlieſsen und gefangen zu nehmen im Stande war. Werden die glücklichen Augenblicke im Kriege verſäumt, ſo wartet man zuweilen vergebens, auf eben ſo günſtige Gelegenheiten. Endlich erwachte der Fürſt Lobkowitz von ſeinem Schlummer. Er befahl dem General Peſtaluzzi an einem verdeckten Weg arbeiten zu laſſen, auf welchen man von dem Fuſs des ſo genanten kleinen Berges in die groſse Straſse, die nach Velletri geht, kommen könnte. Der Generallieutenant D. Placido Sangro, der ſich in den am Fuſs des Berges angelegten Verſchanzungen befand, hörte das durch die Arbeiter ver-

urſachte Geräuſch. Es wurde ein Kriegsrath gehalten, und der König befahl, den Feind anzugreifen. Der Graf Mariani erhielt Befehl, mit 6 Bataillonen von den Walloniſchen Garden in gröſster Stille auf den Appianiſchen Weg vorzurücken, den Berg auf der andern Seite zu umgeben, und den Feind in der rechten Flanke anzugreifen. Der Generallieutenant Macdonel ſollte mit ſechs Bataillonen von den ſpaniſchen Garden gegen den Fuſs des Artemiſio vorrücken, den Berg umgehen und den Feind in der Flanke angreifen. Der Graf von Sayve ſollte auf die Mitte des Feindes losgehen. Der Graf Mariani verfolgte die groſse Appianiſche Straſse. Seine Bataillons erreichten die Abſchnitte, die nur mit einer einzigen Schildwache beſetzt waren, ohne Hinderniſs. Der öſterreichiſche General Peſtaluzzi hätte dieſe Poſten mit ſtärkerer Wache beſetzen ſollen. Dieſe groſse Unvorſichtigkeit verurſachte den glücklichen Fortgang der Unternehmung des Grafen Mariani; er eroberte den kleinen Berg, worauf die Feinde ſtanden, und nahm ſie alle, nebſt den General Peſtaluzzi, gefangen. Auf die Eroberung des kleinen Berges, erfolgte unter Anführung des Generallieutenant Macdonel und des Grafen von Sayve ſogleich die Einnahme des Berges Artimiſio und Spina. Hier hätte der commandirende General der ſpaniſch-neapolitaniſchen Truppen, Graf von Gages, ſeinen Vortheil benutzen und die fliehenden Feinde angreifen ſollen; allein weit entfernt, den Muth ſeiner Soldaten zu benutzen, lieſs er die Truppen, welche die Oeſterreicher verfolgten, die ſich bereits nach Albano und Rom zurückzogen, den Befehl zum Rückzug ertheilen. Wie wichtig dieſer Fehler war, hat die Folge bewieſen. Die Nachläſsigkeit des Grafen von Gages lieſs indeſſen dem Fürſten Lobkowitz Zeit, wieder zu ſich ſelbſt zu kommen. Er zog bloſs ſein Lager etwas zurück, und ſtellte bald wieder ſeine Truppen in Ordnung. So viele Fehler des Grafen von Gages, zu welchen noch hinzu kam, daſs er die Berge Artimiſio und Spina verlieſs, und bloſs den kleinen Berg beſetzt

hielt, erregten das Mifsvergnügen der ganzen Armee. Die Feinde gewannen wieder Poſto auf den Berg Spina und ſchnitten dadurch der Stadt Velletri die Waſſerleitungen ab. Der Fürſt Lobkowitz wollte ſeinen vorigen Fehler, den er begangen, daſs er ſich die Höhen, die in ſeinen Händen waren, nicht bedient hatte, um Velletri anzugreifen, wieder gut machen, und faſste den Entſchluſs, die ſpaniſche Armee in der Nacht anzugreifen. Zur Erleichterung ſeines Unternehmens traf es ſich, daſs ein Deſerteur bei ihm ankam, welcher ihm verſicherte, es wären ihm in der Gegend des Thors von Stettuno alle Eingänge bekannt, um in das Lager und in der Stadt zu kommen; dieſen nahm man zum Wegweiſer. Die Oeſterreicher drangen hierauf ohne Widerſtand den 11 Auguſt mit anbrechenden Tage in Velletri ein. Alles gerieth in der gröſten Unordnung, und der König von Neapel und der Herzog von Modena wären beinahe ſelbſt gefangen genommen worden. Dieſer Ueberfall, wo die Oeſterreicher indeſſen doch durch die guten Maneuvres, die der König von Neapel in eigner Perſon mit der Armee machte, zurückgetrieben wurden, hatte für einige Generale, für die Armee und für die Einwohner von Velletri unglückliche Folgen. Der Herzog von Artrisco, einer der vornehmſten Generals bei der neapolitaniſch-ſpaniſchen Armee, ſtarb für Verdruſs einige Tage nach dieſem Vorfall. Er konnte es als Patriot nicht verſchmerzen, daſs das Blut, die Schätze und der Ruhm ſeiner Nation ein Schlachtopfer der Unwiſſenheit und der niederträchtigſten Feigheit geworden wären. Der Graf von Beaufort, ſtarb an ſeinen erhaltenen Wunden, und der Graf Mariani, der in der Gefangenſchaft gerieth, kam nicht wieder zur Armee. Nur der Graf von Gages überlebte die Unglücksfälle, die er durch ſeine Feigheit verurſachte; allein das groſse Zutrauen, das der König Philipp der Fünfte von Spanien auf ihn ſetzte, erhielt ihn in ſein Anſehn, welches er bei der Armee und bei allen Offiziers verloren hatte.

4. *Anzeigen.*

III. Der deutſche Zuſchauer, herausgegeben von P. A. Winkop. 10 Heft.

I. Reuſſiſche Reformationsacten. d. h. Kirchenviſitation aus dem 15 Jahrhundert.

II. Zuſtand der Eiſenbergwerke in Kärnthen, eine Quelle, die jährlich 600,000 Gulden fremdes Geld im Lande einbringt. Der Verfaſſer eifert dagegen, daſs ſo vieles Raucheiſen ausgeführt, einige Meilen davon bearbeitet und 100 Procent darauf gewonnen wird; er beſchwert ſich ebenfalls über die groſſe Abgabe von 40,000 Gulden jährlich, wie auch über die jährliche Beſoldung und Penſion, die bis zu 24,000 Gulden ſteigt.

III. Briefwechſel zwiſchen dem Grafen Metternich und dem Baron von Erthal. Der Graf von Metternich beſchwert ſich bei dem Churmainziſchen Miniſter, Baron von Erthal, über einige vom Churfürſten erhaltene unſchickliche Begegnungen; dieſe beziehen ſich meiſtentheils auf die Veränderung im Miniſterio, wobei der Graf von M. mit verwickelt geweſen. Der B. von Erthal entſchuldigt den Churfürſten in deſſen Nahmen, auf eine ſehr leichte und ungenügſame Weiſe.

IV. Preſsfreiheit im Brandenburgiſchen. Deren Lobrede, und etwas, über eine a. 1783 vorgenommenen Unterſuchung des Städte-Caſſe-Directoriums.

V. Nochmaliges Memorial der evangeliſchen Gemeinde in der Herrſchaft Landsthal im Weſtreich an das corp. Evangel. Schulanſtalten betreffend.

VI. Toleranz des Magiſtrats der Reichsſtadt Speier, und Intoleranz des geiſtlichen Gerichts in Mainz. Dieſes Beiſpiel iſt ein ſehr gewöhnlicher Fall, und beweiſst, daſs das Wort Toleranz und Intoleranz oft, und vorzüglich in dieſer periodiſchen Schrift, verſchwendet wird.

VII. Penſionat Royal de Herve. — Augsburger Büchercenſur. — Lob des Marggr. von Bareuth auf ſeinem Miniſter, Freiherrn von Sekendorf. — Toleranzpredigt in Augsburg. — Labre. — Widerruf; den Archidiakonus Klotz betreffend. — Auszug aus einem Briefe; alles ſehr unwichtig.

IV. Für ältere Litteratur und neuere Lecktüre. 3 Jahrgangs. 3 Quartals. 6 Heft.

I. Das Waldweibchen, ein Volksmärchen, von Langbein.

II. Ueber die geiſtlichen Orden in Churſachſen, von *Canzler*, eine ſehr mühſame Unterſuchung über den Tempelherrn, St. Johannis, und den deutſchen Orden.

III. Die Menſchheit, ein ſehr gutes Gedicht von Rupert Becker; hievon der Beweis:

Der Schöpfung Quell begann den Lauf,
Da keimten tauſend Weſen auf
Und jedes trug des Meiſters Siegel,
Der Menſch nur war der Gottheit Spiegel

— — — — —

Doch adelte zu hohen Rang,
Nicht Schönheit nur, und Herrſcherdrang;
In ſeine Stirne war ein Funken
Von Gottes reinſter Gluth geſunken.

— — — — —

IV. Hofleben. Ein kleines Fragment eines handſchriftlichen Schauſpiels das nächſten Oſtern erſcheinen ſoll. — *Das Crocodill und der Mann*, ein Gedicht von einem Frauenzimmer. — *Berichtigung eines Zeitungsartikels.* — *Aus der griechiſchen Antheologie überſetzte Gedichte*, unter welchen folgendes ſehr glücklich überſetzt.

auf einem Grabe am Ufer des Meeres.

O Schiffer! frage nicht: Wem hebt der Hügel ſich?
Geh hin und ſey vom Meer begünſtigter als ich.

Beiträge zu des Herrn Shummels Ueberſetzerbibliothek, von Friedrich Grillo.

Tanzlied von Langbein, begleitet von einer den Text ſehr anpaſſenden Melodie, von Schuſter.

Die Edelfrau und der Mörder; eine wahre Anekdote, von Meisner, und folglich ſehr gut erzählt. Eine junge Dame, deren Gemahl abweſend war, hörte, da ſie eben ihr Bett beſteigen wollte, im Nebenzimmer ein ſchreckliches Getöſe; und da auf ihr Rufen niemand erſchien, ging ſie nach der Thür, und erblickte zwei ihrer Be-

dienten ermordet, und das ganze Gemach voll fremder gräfslicher Menfchen. Vor einem derfelben kniete der Baroin Kammerfrau, und empfing, ftatt der gebetenen Gnade, den tödtlichen Stofs. Auf die geöffnete Thüre eilten fofort zwei diefer Barbaren mit gezognem Säbel los. Statt hier die Flucht zu ergreifen, oder, um ihr Leben zu flehen, rief fie mit dem Ton der innigften Freude aus: *feid ihr da?* euch habe ich längft erwartet. Sie erzählte ihnen hierauf, fie fei zwar die Frau des reichften Kavaliers; allein ihr Gemahl fei ein fchäbigter, eiferfüchtiger Filz, von dem fie längft loszukommen gewünfcht, fie bot den Mördern an, fie in alle Zimmer zu führen, wo Beute zu machen, und letztere nahmen nach einiger Ueberlegung den Vorfchlag der Baronin an. Die Dame führte die Mörder überall, wies ihnen die verborgenften Schätze, und begab fich hierauf mit dem ganzen Schwarm in Keller, wo fie noch mehrere Koftbarkeiten rauben follten. Die Räuber folgten fie, aber nicht ohne Vorficht; fie ftellten an den Eingang des Kellers einen Mann zur Schildwacht. Man kam in des Kellers äufferfte Vertiefung, wo ein Kaften ftand. Hier, fagte fie, und bot dem Hauptmann ein Schlüffelgeboth dar: hier fchliefs auf, und nimm was du findeft. Kein Schlüffel pafste . . Sie hatte fich verfehen und unrechte Schlüffel ergriffen. Sie lief, um das würkliche Schlüffelbund zu holen, kam eilends zurück, rief fchon von ferne: gefunden, gefunden! Jetzt war fie drei Schritte von der Schildwacht; mit einem Sprung fprang fie auf diefen Elenden los, und warf ihn die Kellertreppe hinab. In eben dem Nu fchlug fie die Fallthüre zu, fchob den Riegel vor, und hatte die ganze Bande im Keller verfperrt. Nun flog fie über den Hof des Schloffes, fteckte mit dem Licht in der Hand einen ganz einfam ftehenden Schweinftall an. Der Wächter fahe die Flamme und machte Lermen. Eine Menge Bauern und Knechte eilten aufs Schlofs zu. Diefer bediente fie fich, die eingefperrten Mörder habhaft zu werden; und es entkam keiner der Gefangenfchaft und feiner Strafe.

V. ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ, *oder Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde, als ein Leſebuch für Gelehrte und Ungelehrte. Herausgegeben von C. Ph. Moritz.*

Dritten Bandes erſtes, zweites, drittes; vierten Bandes erſtes Stück.

Dritten Bandes erſtes Stück.

Herr *Moritz* ſetzt ſein, allen Liebhabern der Menſchenkenntniſs und Theilnehmern an den Gefühlen und Abartungen der Geſchöpfe ihres gleichen, wichtiges Werk glücklich fort. Er hat uns im vorigen und dieſem Jahre Folgendes zu leſen gegeben:

Eine wahnwitzige Paſſionspredigt, gehalten von Hrn. Præpoſ. *Picht* zu *Gingſt* in Schwediſch-Pommern, den 5ten März 1784. Sie ergeht über den Text Maleach. 2, v. 7. wobei der Mann Anlaſs nimmt, über den Verdruſs zu reden, den der Superintendent in Greifswalde ihm macht, der ein Mammonsknecht, ein Geitzhals ſei, und ſeinem Sohne Edelgüter kaufe. Er will ein neues Leibregiment Chriſten anlegen, und ſchlieſst ſo: "Es iſt euch doch wol bekannt, wie ich vor vier Jahren an meinem Verſtande verworren war, und das Blut in mir damals ſo in Heftigkeit gerathen war, daſs ich meine eignen Glieder nicht in meiner Macht hatte, und ich euch ſelbſt bat, daſs ihr mich binden muſstet. Bat ich euch nicht, daſs ihr mich ſolltet binden? Das kam damals von meinem böſen Gewiſſen her, und von den Unordnungen, die ich gemacht hatte, und von den Verwirrungen, worin ich mich zu der Zei befand. Ich weiſs es auch wohl, daſs ihr nun wieder hingeht, wenn ihr aus der Kirche kommt, und ſagt: unſer Prieſter iſt nun wieder närriſch worden, das weiſs ich alles recht ſehr wohl, aber ihr mögt nur hingehen und ſagen, was ihr wollt, ich weiſs doch wohl, daſs ich ein getreuer Obriſter bin unter den acht Compagnien des Leibregi-

ments unſers Fürſten, und dabei will ich auch bleiben, ſo wahr Gott im Himmel lebt! und will dem König dienen als ein getreuer Deutſcher und Schwede zuſammen, und will mich davon nicht abbringen laſſen, noch mich davon abwenden, ſo lange ich das Leben habe."

Geſchichte meiner Verwirrungen an Herrn Paſt. W. in H. Beſchluſs eines nicht zu Ende gebrachten Aufſatzes von einem armen jungen Manne, der ſeine Fehler offenherzig erzählt, und zuletzt einige Zweifel über die Vorſehung in Betreff der Leiden der Menſchen darlegt, deren Beantwortung er in jedem Compendium der natürlichen Theologie finden kann; wenn er aber zur Erleichterung ſeines beſchwerten Gefühls ſucht, nirgend finden wird.

Ein Korbmacher, der oftmals, gleichſam in einer Betäubung, ausnehmend erwecklich *predigt*. "Er heiſst J. C. Mohk, wohnt im Waldeckiſchen, und ſeine Vorträge ſind wahre Muſter für Dorfprediger."

Eine Unglücksweiſſagung. Einem Prediger wird von einem andern, der ſich ſeinen nahen Tod vermuthete, ein Leichentext nebſt einigen beſondern Umſtänden ſeines Lebenslaufs gebracht, und er zugleich zum zweiten Pfingſttage zu Mittag bei ihm eingeladen. Dieſer hat den Morgen des geſetzten Pfingſttags einen wunderlichen Traum, wo ihm vorkommt, ſein Freund ſei ausgefahren, ſeine Pferde ſcheu geworden, und er habe ſich den Kopf an einen Fichtenbaum zerſchmettert. — Dieſer Traum traf mit allen ſeinen Nebenumſtänden ein.

Die Nichtigkeit des Ahndungsvermögens. "Es iſt viel betrüglicher Schein in dem gemuthmaſsten Daſeyn eines Ahndungsvermögens bei melancholiſchen Perſonen, wenn auch einmal vorgewuſste Dinge eintreffen."

Ueber den Anfang der Wortſprache in pſychologiſcher Rückſicht, von Herrn *Pockels*. Iſt die Fortſetzung eines ſchätzbaren Aufſatzes, der über die Art, wie ſo viele Ideen der Menſchen von ihrer Sprache, der Erlernung und dem Gebrauch derſelben, abhängen, einiges Licht zu verbreiten ſucht.

Ein Dichter im Schlaf. "Der ehemalige Profeſſor *Wähner* zu Göttingen hat oft von ſich erzählt, daſs ihm in jüngern Jahren aufgegeben worden, einen gewiſſen Gedanken in zwei griechiſchen Verſen auszudrucken. Er beſchäftigt ſich ein paar Tage damit, er kann aber den aufgegebnen Gedanken ohne Nachtheil ſeiner Stärke nicht in zwei Verſe zwingen. Er ſchläft an einem Abend unter der Bemühung, dieſe zwei Verſe heraus zu bringen, ein. In der Nacht klingelt er ſeiner Aufwärterin, läſst ſich Licht, Papier, Feder und Dinte geben, ſchreibt die im Schlaf noch geſuchten und gefundenen zwei Verſe auf, und läſst ſie auf ſeinem Schreibtiſche liegen, und ſchläft bis an den Morgen. Da er aufwacht, weiſs er von demjenigen nichts, was in der Nacht geſchehen, und fängt von neuem an, ſich Gewalt anzuthun, und die beiden verlangten Verſe zu finden; es will ihm aber nicht gelingen. Er ſteht mit Verdruſs darüber auf, geht an ſeinen Schreibtiſch und findet die beiden in der Nacht verfertigten und ſehr wohl gerathnen Verſe, und zwar mit ſeiner eignen Hand geſchrieben. Er ruft die Aufwärterin, und erkundigt ſich, woher das Blatt mit den zwei geſchriebnen Reihen gekommen. Dieſe erzählt ihm dann, was in der Nacht geſchehen. Er hat ſich aber deſſen nie erinnern können. Er verſicherte dabei, daſs er den Abend vorher nichts von ſtarken Getränken genoſſen, und mit dem nüchterſten Muthe zu Bette gegangen ſei."

Pſychologiſche Bemerkungen über das Lachen, von Herrn *Pockels.*

Nebeneinanderſtellung jugendlicher Karaktere, von Herrn *Seidel.*

Ein *Brief über die Seelenheilkunde.*

Unglücklicher Hang zum Theater.

Einfluſs der Dogmatik auf die Ruhe und Heiterkeit der Seele.

Zweites Stück.

Jakob Varmeyer. Dieſer Mann hatte die Rechte ſtudirt, las Kollegien in Roſtock, wurde Hofgerichtsſe-

cretar zu Sternberg, ging wieder nach Roſtock, wurde Advokat, lieſs ſich doktoriſiren, ging nach Lübeck, wo er eine beſondere Schwermuth äuſſerte, von da nach ſeinem Geburtsort Osnabrück, wurde Hofmeiſter, ging nach drei Wochen wieder davon; konnte nirgend raſten noch ruhen. Er verzweifelte zuweilen an ſeiner Seligkeit, bildete ſich ein, er könne nicht ſprechen, noch etwas zu Papier bringen. Als er wieder nach Roſtock gekommen war, und daſelbſt bei ſeiner Schwiegermutter wohnte, wurde er mit dem daſigen Kommandanten, dem kaiſerlichen Oberſten *von Hatzfeld* bekannt, und erlangte freien Zutritt bei ihm. Im Jahre 1631, den 20ſten Januar, kam ihm zu Mitternacht der fremde Gedanke, Gott habe ihn auserſehn, den Oberſten *von Hatzfeld* durch einen ſchleunigen Tod von der Welt zu ſchaffen, fand den Mittag darauf ein Beil, womit er den Ruf Gottes zu vollſtrecken beſchloſs, und ſich zu dieſer That durch Leſung der Begebenheit der Judith mit dem Holofernes ſtärkte. Den 22ſten Jan. ging er wirklich zur Morgenszeit in das Zimmer des Oberſten, ſprach mit ihm über Päſſe für Wittwen und Studenten, und, nachdem er noch einmal zu Gott gefleht, daſs die That unterbleiben möchte, hieb er endlich dem verdachtloſen Oberſten den Kopf ab. Er hat dieſen, und keine andre Gründe zur Vollbringung dieſes Mordes angegeben, wiewol man ihn auf die ſchrecklichſten Foltern gebracht hat. Nicht einmal das Geſtändniſs, wie ſeine That ſündlich und reuwerth ſei, hat man aus ihm erzwingen können; er hielt ſie immer für einen innern Befehl Gottes, dem man nicht widerſtehen ſoll.

Geneſungsgeſchichte eines Jünglings von einem dreimonatlichen Wahnwitz. Iſt das Tagebuch der Verrückungsſchwäche eines guten und fleiſſigen jungen Menſchen, in deſſen Krankheit man Symptome bemerkte, die recht von einem entgegengeſetzten Karakter herzurühren ſchienen.

Geſchichte eines im früheſten Jugendalter intendirten

Brudermords. Ein vierzehnjähriger Knabe faſste in einem Augenblicke, da er zu ſeinem jüngern Bruder ins Bette ſtieg, den Anſchlag, denſelben mit einem Meſſer zu tödten, unterlieſs aber die That, weil das ergriffene Meſſer ein — Einlegemeſſer war.

Eine Selbſtbeobachtung auf dem Todbette.

Handlung ohne Bewuſstſeyn der Triebfedern.

Die natürliche Religion eines Taubſtummen. Dieſer Taubſtumme, von dem hier die Rede iſt, glaubt mit veſter Ueberzeugung Gott, Chriſtum, böſe Geiſter, und drückt dieſen Glauben durch verſtändliche Geberden aus.

Beobachtungen jugendlicher Karaktere. Ein Aufſatz, der diesmal, wegen der richtigen und mannichfaltigen Bemerkungen, die er enthält, beſonders merkwürdig iſt. Wir würden ihn ausziehn, wenn ſichs thun lieſſe.

Einige Scenen aus meiner Kindheit, von Hrn. *Spazier.*

Ein neuer Werther. Ein junger Ausſchweifling, der ſich erſchoſs vor einem Tiſche, wo *Werther* aufgeſchlagen lag.

Verrückung aus Liebe.

Drittes Stück.

Beiſpiel einer auſſerordentlichen Vergeſſenheit. Neben der Hauptbegebenheit, davon der Verfaſſer dieſes Aufſatzes handelt, erzählt er noch einige, die auf dieſelbe Sache hinausgehn. Z. E. "In einer Stadt in Frankreich hielt ein Mann auf dem Gerüſt eines zu erbauenden Hauſes eine Rede. Das Gerüſt ſtürzte nieder und er mit demſelben, ſo daſs er für todt nach Hauſe getragen wurde. Er lag einige Tage ſinn- und ſprachlos. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, ſetzte er ſeine Rede fort, die durch den Einſturz des Gerüſtes unterbrochen war.

Sonderbare Gemüthsbeſchaffenheit eines Mannes, der ſich einbildet, daſs er geſchlachtet werden ſoll. Es iſt ein Mann von 75 Jahren, Quedlinburger Probſteibote, und hat dieſe wunderlichen Grillen erſt ſeit wenig Jahren, da man ihm, wegen kurzen Gedächtniſſes, ſeine Stelle genommen, dieſelbe an ſeinen Sohn übertragen,

und ihn auf einen Gnadengehalt gesetzt hat. Der unglückliche Gedanke, dafs man ihn schlachten und Würste aus seinem Fleische machen werde, verläfst ihn selten, ausgenommen zuweilen, da er sieht und bekennt, dafs seine Nerven verspannt sind.

Ahndendes Vorgefühl der Krankheit.

Drei Aufsätze von *Mad. Reiske: Heilung des Wahnwitzes durch Erweckung neuer Ideen; Einfluſs äuſserer Umstände auf die Krankheiten der Seele; Selbstbeobachtung.* Z. B. "Zuweilen, sagt *Mad. R.*, ist mirs nicht möglich, etwas Zusammenhängendes zu schreiben. Ich schreibe Worte hin, die nicht zur Sache gehören, kann die bekanntesten nicht finden, setze die letztern eines Gedankens, den ich niederschreiben will, oder die letztern Buchstaben eines Worts zuerst; weifs, dafs es unrecht ist, und schreibe doch immer noch unschicklicher, bis ich die Feder wegwerfe. Oft, wenn ich viel nach einander geschrieben oder etwas mit starken Nachdenken gelesen habe, und sogleich mit jemanden sprechen soll, weifs ich die bekanntesten Dinge nicht zu nennen, und verwechsele eins mit dem andern. In Gesellschaften, wo mehrere Personen zugleich mit einander sprechen, rede ich wenig oder gar nicht. Denn das Gespräch anderer, macht mich im Reden so irre, dafs ich ganz unschickliche Worte sage, die keinen Verstand geben. Ein paarmal ward ich dadurch, beim Abschiednehmen, so irre gemacht, dafs ich die gewöhnlichsten Ausdrücke nicht zu gebrauchen wufste, mich darüber ärgerte, und mich doch immer noch abgeschmackter ausdrückte, bis ich es für das rathsamste hielt, fortzugehen, und es der Gesellschaft zu überlassen, ob sie über meine Einfalt lachen wollte oder nicht. Bei mir sind das Folgen eines nicht so wohl durch Arbeit, als vielmehr durch mancherlei Sorgen und oft lange anhaltende Schlaflosigkeit, geschwächten Kopfs. Vielleicht wird diese Schwäche nach und nach durch die Ruhe gemindert, die ich itzt in beider Betrachtung genieſse."

Moralität eines Taubstummen, auch von *Mad. Reiske.*

Erinnerungen aus den erſten Jahren der Kindheit.

Beiſpiel eines ſehr empfindſamen Nervenſyſtems; handelt von einer vornehmen Perſon, die bei dem Worte *Aderlaſſen* allemal eine Anwandlung von Ohnmacht hat.

Von der Beſchaffenheit einiger unſerer Geſichtsbegriffe, von H n. *Pockels.*

Ueber meinen unwillkührlichen Mörderſchluſs, von Hrn. *V.*, dem in ſeiner Knabenjugend der Gedanke, ſeinen Bruder zu tödten, durch den Kopf geflogen war. S. das zweite Stück.

Ueb r die Neigung der Menſchen zum Wunderbaren, von Hrn. *Pockels.*

Nachträge zur Seelenkrankheitskunde, worunter einige ſonderbare Anekdoten von *Pfeffel*, dem Prof. *Reuſch zu Jena &c. Sprache in pſychologiſcher Rückſicht* u. ſ. w.

Vierten Bandes 1ſtes Stück.

Reviſion der drei erſten Bände, von Hrn. *Moritz*, worin ſich derſelbe bemüht, ſeine Korreſpondenten näher auf den Zweck ſeines *Magazins* zu leiten, die vorgeſetzten Aufſätze durchſieht, Anmerkungen, auch wohl Erläuterungen giebt, und ſich bemüht, das aus der Natur und Analogie zu erklären, was den Stempel des Wunderbaren und Unbegreiflichen trägt. *Reſultate* ſind noch wenig oder gar nicht gezogen.

Sprache in pſychologiſcher Rückſicht, von Hrn. Rektor *Bauer.*

Nebeneinanderſtellung jugendlicher Karaktere.

Belege zu dem Aufſatze: (S. 3 B. 1 St.) *Unglücklicher Hang zum Theater.*

Geſtändniſſe über das Vermögen, künftige Dinge vorherzuſehen.

Auszüge aus Briefen, wovon die *letzte Einlage* von einer *Frauensperſon* iſt, die ſich, *Erſcheinungen* zu haben, rühmt. Sie hat Flammen, den Heiland, Engel und Teufel geſehen.

Beſchluſs
der
Nothwendigkeit encyclopâdiſcher Kenntniſſe,
aus dem Grunde vervielfältigter Bedürfniſſe.

Mehr wie alles iſt der Menſch zum Genuſs vervielfältigter und veredelter Freuden gebaut. Die Sinne, welche der minder vollkommnen Kreatur in Ermangelung menſchlicher Klugheit zu Führern gegeben, ſcheinen mehr ihre Erhaltung zu befördern, und dem, was ihnen ſchädlich iſt, auszuweichen, als ihnen ganz beſonders zu Quellen des Vergnügens zu dienen; dieſe Sinne ſind dem Menſchen, wie Thüren, durch welche ihm angenehme Empfindungen unwiderſtehlich ins Herz ſchleichen. Seine Sehkraft umfaſst die ganze ſchöne Schöpfung nach ihren unzähligen Verſchiedenheiten, wie ſie ausgebreitet vor ihm da liegt. Froh öffnet ſich das Herz, wenn er über ſich nach dem ſchönen blauen Gewölbe des Himmels blickt, — wenn er die Sonne ſieht, wie ſie majeſtätiſch und mild am öſtlichen Horizont hervortritt; er ſieht wie prächtig ſie niederſteigt, wenn ſie ihren Tageslauf geendigt hat, um den Menſchen, den ſie zur Arbeit weckte, und ſeine raſche

Thätigkeit am heiſſen Mittage lähmte, nach vollbrachten Geſchäften unter der Decke der Nacht wieder Ruhe zu geben. Welche Empfindung der Anblick der Sonne in dem ſich beobachtenden Menſchen erwecken mag, es iſt immer Empfindung der Freude, — und dieſe frohen Gefühle gehen unaufhörlich von jedem Gegenſtande durchs Geſicht in die Seele, — — freilich auch ſchaudernde Gegenſtände mancherlei Gattung, treffen durchs Auge unſer Gefühl auf eine ſchmerzliche Weiſe; aber, — das ſind die Schatten in dem herrlichen Gemählde der Natur, die nur dienen, das Licht ihrer Schönheit deſto beſſer zu heben.

Wir bemerken nie, daſs der Sinn des Geſichts ſich bei einem andern Geſchöpf ſo mannigfaltig und angenehm beſchäftigt, als bei den Menſchen. Welche andre Kreatur achtet auf die mannigfaltige Farbenmiſchung der Blumen? Welchem Menſchen lacht nicht das Herz, wenn er blumengeſchmückte Beete betrachtet, oder jene, alle Kunſt weit hinter ſich zurück laſsende Teppiche der Natur, über welche mit verwüſtendem Tritt, jedes minder vollkommne Geſchöpf achtungslos hinſchreitet?

O gewiſs, der Menſch iſt zur Freude geſchaffen und Freude iſt ſein Bedürfniſs. Iſts nicht mit jedem andern Sinn beim Menſchen eben ſo? Wie unterſcheidend fein horcht das Ohr auf jede Melodie in der Natur, auf Wohlklang

der Stimme, auf den harmonievollen Silbenfall ſanfter geſchmeidiger Worte, — alles tönt freudige Empfindung durchs Ohr ins Herz; in der lebloſen Natur, das melancholiſche Rauſchen des Bachs, das ſanfte Lispeln der Weſtwinde, das ſchauerliche Geſchwirr der Blätter; auf den heerdenvollen Auen, das freudige Blöcken des geſättigten Viehes. Selbſt der furchtbare Donner hebt hohe Freuden in uns empor, die aus dem Bewuſstſeyn einer allwaltenden und ſchützenden Himmelsmacht entſteht. Oder wenn er uns einen Augenblick bloſs ſchreckt, ſo bereitet er unſer Herz vor, auf das Rauſchen des gnädigen Regens, der aus ſegenvollen Wolken ſich auf die Erde ergieſst. Dann horcht auf dieſes eintönige Rauſchen wollüſtig das Ohr, und ſtille Gefühle der Freude erweitern das Herz zu nahmenloſen Entzücken. Da fühlt es der Menſch, wie ſehr er zur Freude geſchaffen iſt; er fühlt das Bedürfniſs, ſich zu freuen, geſtillt.

Eben das lehrt ihm auch bei der herrlichen Naturſcene eines fruchtbares Gewitters der Sinn des Geruchs; wenn beim Niederfallen des Regens Wohlgerüche aus Blumen und Kräutern der Erde entſteigen. Wohl wird ihm, wenn die einfachen Düfte der Roſe ſeine Geruchsnerven berühren, wenn er die ſüſsen Gerüche der blauen Viole, der feinen Hiazinte oder andrer Blumen einzeln einziehet. Aber wenn

nach dem belebenden Regen, die ganze Erde ihm duftet, in tauſendfacher Vermiſchung die Wohlgerüche der Fruchtbarkeit, das Entfalten der Keime verkündigen, aus welchen die erquickenden nährenden oder heilenden Naturſchönheiten hervorgrünen, dann fühlt die Seele Einladungen zu den heiligen Freuden dankbarer Empfindungen mitten im Ahnden des aufwallenden Segens; fühlt tiefer in der balſamiſch-dampfenden Athmosphäre, die innigen Freuden der allebenden Gottheit, als in den Tempeln der Andacht, wo alles Symbol des Gebets, das Rauchwerk nachahmend, die ausdüftende Erde gen Himmel ſich hebt.

Eben ſo iſts mit dem Sinne des Geſchmacks, wenn die unzählige Verſchiedenheit der Früchte und der Wein der Freude, auf immer andre angenehme Weiſe, den empfindlichen Gaumen berührt. Wozu dieſe Mannigfaltigkeit? Warum reicht die Natur nicht nur Brod dar, den Hunger zu ſtillen, und der Quell nur Waſſer, den Durſt zu löſchen? Warum hat jede Frucht immer ihren eignen Geſchmack, und jede Weinart ihre eigenthümlichen Reitze, wenn in jedem Theile beſonders, und in dem mannichfaltigen Gemiſch des Ganzen, nicht ſo viele Auffoderungen lägen ſich zu freuen, wenn nicht mehr als die übrige Kreatur der Erde und Meere, der Menſch beſtimmt wäre zu den Ergieſsungen eines fühlbaren Herzens?

Und welche Freuden drängen ſich nicht in das Herz des Menſchen durch den reitzbaren Sinn des Gefühls! in dieſen ſcheint alle durch die übrigen Sinne zertheilte Empfindungskraft, zu eben ſo feinen als gewaltigen, Herz und Sinn berauſchenden Freuden ſich zu concentriren. Mit einem Worte, jeder Sinn iſt der Führer zu neuen Freuden, und in jedem ſpricht nach der Natureinrichtung die unleugbare Wahrheit, daſs des menſchlichen Herzens natürliches Bedürfniſs, Freude ſei. — Wenn dies nicht wäre, ſo wären dem Menſchen ausſchlieſſungsweiſe nicht das Merkmal der Freude, das Lachen anerſchaffen, und im entgegenſtehenden Fall, wenn das Herz Freudeleer' iſt, und Gram die Seele erfüllt, ſo hätte der Menſch keine Thräne.

Es giebt mehr und noch edlere natürliche Freuden, als die, welche die Sinne verſchaffen. Freuden, die das Nachdenken des Weiſen hervorbringt, auf dem Wege des Forſchens nach Wahrheit, Freuden, wenn fröhlige Geſichter um uns herrſchen, oder im menſchenfreundlichen Beſtreben, fremder Noth abzuhelfen, Thränen abtrocknen und das Lächeln in verweinte Augen rufen. Freuden der Freundſchaft und der Liebe, des gemeinſchaftlichen Genuſſes unſres Lebens im Stande einer gleichen Gefälligkeit, aus welchen die Gemälde des goldenen Zeitalters entlehnt wurden.

Alle dieſe Freuden biethet der unverdorbne Naturſtand dem Menſchen, der jede derſelben genieſst, und um ſo ſchärfer, je getreuer er der Natur bleibt. Nirgends werden ſie reitzender abgebildet als in den glücklichen Schäferleben der Dichter, zum Beweis, daſs keine Lage in dem Stande der Cultur ſolche lachende Farben annimmt. Mit jedem Fortſchritte dieſer, von unſrer natürlichen Beſtimmung abweichenden Cultur, haben wir von der unvermiſchten Reinigkeit menſchlicher Freuden verloren. — Mehr hat der phiſikaliſche Zuſtand unſrer Geſundheit nicht gelitten, als die Geſundheit der Seele und des unverdorbnen Herzens, deren Früchte, Freude ſind. Auch dieſes Bedürfniſs iſt geblieben und hat ſtarke Forderungen, aber — in den Mitteln der Befriedigung iſt ein mächtiges Bedürfniſs ausgebrochen; im Ueberfluſs von Erfindungen uns aufzuheitern, bettelt der freudenloſe Menſch bei der reichern und doch armſeligen Kunſt um Hülfsmittel gegen Ekel, gegen Langeweile, gegen Verdruſs, Gram, gegen tiefgewurzelte Melancholie, gegen Verzweiflung. Er iſt in dem Grade arm geworden an Zufriedenheit und Freuden, daſs er ſich ſelbſt nicht mehr ertragen kann; er flieht zum Selbſtmord, um ſeines Verdruſſes, ſeines ſich läſtigen Selbſts zu entladen.

Welche Kenntniſſe und welche Wiſſenſchaften, welche Erfindungen der Kunſt wurden auch

da nicht erfordert, um es dahin zu bringen, ſich bei dem Reichthum der Freuden darbietenden Natur, arm zu finden, — erſt die Sinne zu ſtümpfen, um ſich fühllos bei dem Einfluſs aller natürlichen Schönheiten zu fühlen! Wie viel erkünſtelte Hofpracht gehört dazu, um das Auge ſo zu verwöhnen, daſs es den Himmel und die Erde in aufblühender Frühlingsherrlichkeit nicht mehr ſchön findet! Wie manches Jahrhundert von Menſchenfleiſs wurde nicht erfodert, um die Tonkunſt dahin auszubilden, daſs der kultivirte Menſch auf keine Melodie mehr horcht, die dem Naturmenſchen das Herz öffnete! Wie ſehr muſsten durch geſchärfte Eſſenzen oder beizende Pulver, die feinen Geruchsnerven angegriffen werden, bis ſie den Reitz verloren, die ſanftern Düfte der Blumen zu empfinden! Welche Verſchwendungen im verſtärkten Hauptgout und vergeiſtigten Getränken muſte nicht die fälſchende Kunſt erſt machen, bis der Gaumen ſo ſtumpf wurde, daſs ihm keine natürliche Frucht, und ſelbſt am Ende eines verwüſteten Lebens, der ungekünſtelte Wein nicht mehr ſchmeckt, und welche Anſtrengung aller Muskeln durch Miſsbrauch ihrer Kräfte, erfand nicht eine gemiſsleitete Fantaſie, um ſchon oft im Jünglingsalter, unter der Pein kraftloſer Fühlloſigkeit eines entnervten Greiſes, zu ſeufzen!

Eben ſo viel und noch mehr Kunſt war nö-

thig, um das Herz ſelbſt zu verderben, und ſich tauſend Dinge zu verſchaffen, welche ſo viele Riegel ſind, den Freuden den Zugang zu erſchweren. Wiſſenſchaftlich wurden unzählige Erfindungen getrieben, die Stoltz, Neid, Haſs und Feindſeligkeit gebahren. — Mit dieſen flohen die Freuden der Freundſchaft und der Liebe. Jetzt bedürfen wir neue Kenntniſſe und Wiſſenſchaften, um durch geſuchte Luſtbarkeiten, durch eine Mannigfaltigkeit öder Spiele durch lauter Puppenwerk, uns zu dem verlornen Gefühl der Freude, wieder zu erwecken. Zufrieden und frölich ſeyn iſt zur Kunſt geworden, worüber von Lehrſtühlen deklamirt, und in unzähligen Bändern geſchrieben wird. Nach dem Verluſt der Fähigkeit, mit dem, was die Natur ungeſucht giebt, froh und zufrieden zu leben, haben die Bedürfniſſe nach Vergnügungen zugenommen, ſie führen zu neuen Kenntniſſen, die wir nun ſchon nicht mehr entbehren können, wenn wir nicht wieder in den einfachen nomaden Zuſtand zurückkehren wollen.

Ich gehe einen Schritt weiter, um von dem ausgearteten natürlichen Bedürfniſs der Unabhängigkeit — Schlüſſe auf die vervielfältigten Kenntniſſe und Wiſſenſchaften zu machen, die zuerſt erfordert wurden, unſrer angebornen Freiheit Feſſeln anzulegen, — um im Stande der Abhängigkeit und nach Entſtehung der Re-

gierungen und Staaten, Glück zu ſuchen, was uns über den Verluſt der verlornen Naturfreiheit entſchädigen ſoll.

Noch jetzt, da Freiheit längſt zum Unding herabgeſunken, und jeder Menſch abhängig geworden iſt, ſelbſt der Monarch von Umſtänden, von den Launen eines mit ihm wetteifernden Nachbars, von allen läſtigen, neue Abſichten hindernden Conſtitutionen, oft von dem guten oder böſen Willen eines zuſammengerotteten Pöbels abhängt; jetzt, da, im Grunde genommen, allgemeine Sklaverei in mancherlei Geſtalten die Erde beherrſcht, noch jetzt weidet ſich jeder an ſeinen Schatten von eingebildeter Freiheit, noch jetzt preiſet er ſie als etwas Koſtbares, wenn er ſich unabhängig träumt, und wenn er dieſes ſeines erſten Menſchenrechts Verluſt fühlt, er mag nun am Thron oder an die Galeere angeſchmiedet ſeyn.

Nur da, wo der Menſch noch wirklich unabhängig war, da ſchätzte er das Gut nicht, was erſt Werth gewinnt, wenn es hin iſt.

Kultur brachte den Menſchen um dieſes ſchätzbare Gut, — Kultur häufte ſeine Bedürfniſſe und ſeine ungenügſame Begierden. Nicht zufrieden für ſich ſelbſt unabhängig zu ſeyn, erwachte Herrſchſucht in ihm, er entwarf Plane, ſeine Mitgeſchöpfe um ihre Freiheit zu bringen, und ihren Kräften zu gebieten, nur für ihn zur

Erreichung ſeiner unbegrenzten Abſichten und Wünſche wirkſam zu ſeyn.

Die Glückſeligkeit der Natur hat Schiffbruch gelitten. Alles befindet ſich in der Nothwendigkeit nach Trümmern zu haſchen. Schon das iſt jetzt Glück, hie und da etwas von dem geſcheiterten Wrack zu bergen, hie und da ein Reſtchen von hingeopferter Geſundheit, dort aus dem Lauf eines langen Lebens, etliche frohe Stunden, dann wieder ein Schattenbild der geraubten Unabhängigkeit, neben ſeinem Unterhalt, den die Natur umſonſt giebt, und welche die Kunſt durch tauſend Künſte jetzt abverdient, oder durch Liſt abgeſtohlen werden muſs. — Der Menſch bedurfte wenig Kenntniſſe im Stande der Natur, nach mäſsigen Bedürfniſſen zu genieſsen. Er bedarf jetzt unzählbarer Wiſſenſchaften, um von dem verſchleuderten Naturgut nur etwas wieder zu erobern, um ſeine erkünſtelte ſich zugezogene Leiden ein wenig zu verſüſsen. Dahin geht alle unſre Müh und Arbeit — das iſt der Zweck unſers Tichtens und Trachtens.

Es war eine Zeit, wo jeder nur ſeine eigenthümlich ſich gewählte Kenntniſſe ſich zu verſchaffen brauchte, um allen ſeinen Bedürfniſſen zu gnügen. Jeder ſorgte für *eine* nothwendig gewordne Sache; und ſo war für alle geſorgt. Der Rechtsgelehrte, zum Beiſpiel, verfocht das Recht des Eigenthums für andre, und jeder

andre lieferte ihm ſeine Bedürfniſſe. Aber die Zeiten änderten ſich; die Kultur ſtieg höher. Auch kam die Kunſt auf, fein zu hintergehen, und einen jeden zu übervortheilen. Niemand konnte ſich mehr auf den andern verlaſſen. Wer auf Glauben annahm, war betrogen. Jeder fand ſich in die Nothwendigkeit geſetzt, in jedem Fache, welches etwas zum Behuf ſeiner eignen Bedürfniſſe enthielt, ſelbſt zu ſehen, alles ſelbſt zu prüfen, folglich Kenntniſs jedes einzelnen Bedürfniſſes mitzubringen, um alles, was er zu ſeinem Bedarf nöthig hat, prüfen und würdigen zu können. Dies iſt Nothwendigkeit, wenn man in Dingen, die man nicht ſelbſt verſteht, ſich nicht von andern nach Belieben will hintergehen, und etwas aufbinden laſſen.

Jeder Kaufmann preiſt ſeine Waare; wer ſie nicht ſelbſt zu unterſcheiden weiſs, iſt betrogen. — Jeder Arzt rühmt ſeine Curart, der eine dieſe, der andre jene; jeder Rechts-Conſulent ſein juriſtiſches Verfahren, je nachdem er bei dieſen oder jenem mehr zu gewinnen glaubt; jeder Philoſoph hat ſeine beſondre Art von Wahrheit; jeder Theolog ſeinen eignen Glauben. So iſts in allen Fächern. Wo, wie, oder wem ſoll man trauen, daſs er der rechte ſey, wenn man nicht ſelbſt unterſuchen kann, wenn man nicht von allem, nach Maaſsgabe jedes beſondern Bedürfniſſes, Kenntniſſe hat, um Unter-

ſuchungen anzuſtellen, und das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden.

Es iſt noch ein Grund, der es nothwendig macht, nach der Lage der Zeiten und der Umſtände ſich um alles zu bekümmern.

Die geſellſchaftliche Unterhaltung kann ſich nur auf einen Gegenſtand beziehen, wenn ſie nicht äuſſerſt trocken und von der Art ſeyn ſoll, daſs nur einer oder wenige daran Theil nehmen, andre aber die ſtummen oder gähnenden Rollen ſpielen. In der That iſt nichts widriger, als wenn man in einer vermiſchten Geſellſchaft, nur grade von ſeinem beſondern Geſchäftsfache ſprechen wollte, welches alle übrige ſo wenig intereſſirte, als ſie unfähig ſind, etwas davon zu verſtehen. Mangel an Kenntniſſen hat ohnedem ſchon das müſſige und oft eben ſo nachtheilige Spiel zur unvermeidlichen Nothwendigkeit gemacht. Das verſcheucht die Langeweile gerade ſo lange, als man beim Spieltiſche ſitzt. Aber bei jeder andern Gelegenheit, bei Tiſche, oder ſonſt, wo zur Unterhaltung nichts übrig bleibt, als geſellſchaftliche Unterredungen, da wird eine Mannigfaltigkeit von Materien erfordert, wo jeder mitſprechen kann. Da muſs jeder von allem, wenigſtens einige flache Kenntniſſe haben, um an den Geſprächen über jede Gegenſtände Theil zu nehmen.

Kenntniſſe von mehr als einer Gattung, von allem, was zu den vervielfältigten Bedürfniſſen

des menſchlichen Lebens gehört, ſind jedem Menſchen von Erziehung nothwendig geworden, wenn er nicht in andrer und in ſeinen eignen Augen eine traurige Rolle ſpielen will. Ein brauchbarer Mann in ſeinem beſondern Fache, muſs Meiſter ſeyn, und ſeine Kunſt nicht halb wiſſen. Denn aber iſt es ihm nicht bloſs erlaubt, von jedem andern Dinge, was auſser ſeiner Sphäre liegt, etwas zu wiſſen, — nach der Lage ſo mannigfaltiger Bedürfniſſe müſsen ſeine Kenntniſſe eben ſo mannigfaltig ſeyn, und wenn der Mann von Welt im bloſs geſellſchaftlichen Leben nicht oft müſsige Rollen ſpielen will, ſo muſs er beinahe eine ganze Encyclopedie und den vollen Umfang alles menſchlichen Wiſſens in ſeinem Kopfe zuſammen drängen. Freilich kann alsdenn vom gröſsten Theil nicht gründliches Wiſſen erlangt werden; — aber bei völliger Kenntniſs deſſen, was jedem insbeſondre Hauptſache iſt, hat alles übrige ſchon Werth, wenn es auch bloſs nur von der Oberfläche abgeſchöpft iſt.

Wie aber ſoll man auch nur zu dieſer allgemeinen Oberfläche gelangen? Jede Sache in ihrer eignen Quelle von Grund aus ſtudiren, dazu würden viele Menſchenalter gehören. Aus Büchern, deren jedes einzelne immer nur einzelne Materien verhandelt, zu lernen, dazu müſsten die zahlreichſten Bibliotheken nach der Reihe weggeleſen werden. Das ganze Leben würde

mit Lektüre hingebracht, für Thaten und Selbſthandel bliebe nichts übrig. Dies war der Grund, auf einen kürzern Weg zu denken, um die gröſste Mannigfaltigkeit von Kenntniſſen ſo enge zuſammen zu drängen, daſs ſie leichter und kürzer überſehen, und bereits geſammelte Hauptbegriffe von den meiſten Objekten des menſchlichen Wiſſens, mit minderer Mühe auf einem Blick, ſo zu reden, umfaſst werden könnten. Man ordnete alles in Tabellen, unter und neben einander, was das geſammte Reich der Gelehrſamkeit und aller Wiſſenſchaften in ſich faſste, — damit belaſtete man bloſs das Gedächtniſs mit Benennungen; der Verſtand blieb müſsig, unaufgeklärt und arm an Begriffen. Man ſammelte Sachkenntniſſe in Diktionarien, und gab nach alphabethiſcher Ordnung kurze Beſchreibungen und trockne Definitionen über alle Dinge in der Welt. Aber auch das war ein zu dürres Studium, um es allgemein nutzbar zu machen; zuletzt fiel man auf einzelne Magazine und Journale, in welchen eine groſse Mannigfaltigkeit von Sachen und Kenntniſſen aus allen Fächern, in einer angenehmen Kürze, aber nicht ſo ſkeletmäſsig, vorbereitet und der Geſchmack an allem gereizt wurde. Dieſe wurden bald allgemein beliebt, eben ſowohl zur Unterhaltung, als zum Unterricht allgemein geleſen. Durch dieſen Weg verbreiteten ſich encyclopediſche Kenntniſſe im weitern Umfange; — und wenn das

Journal aller Journale ſeiner Abſicht treu bleibt, wenn es aus der Menge von Journalen und Schriften, überall das Beſte herauszieht, ſo muſs auch dieſes zum Zweck erweiterter und gewiſs der vorzüglichſten Kenntniſſe führen, ſo wie es Wegweiſer wird, um auf die beſten Journale, die alle dieſen Zweck haben, aufmerkſamer zu machen.

Beſchluſs
von
LAURA DE SADES.

Nach einer Unterredung, wie dieſe, war Schweigen und Dulden die Beſtimmung des Petrarch. In dem dreijährigen Zeitraume (von 1327 bis 1330) ſcheint er die meiſten der Lieder geſungen zu haben, durch welche er das Weib unſterblich gemacht hat, das ihn nicht glücklich machen konnte. Manche dieſer Lieder reden die hoffnungsloſe Sprache der Verzweiflung; andre ſchildern mit Begeiſtrung die Reitze Laurens, und entwerfen das Ideal eines weiblichen Geſchöpfs, dem der Dichter mit dieſem einzigen Pinſelzuge die Vollendung gab: *die Natur bildete ſie — und zerbrach den Stempel.* Viele der Petrarchiſchen Sonnette endlich ſind Selbſtgeſpräche eines Liebhabers, deſſen Leidenſchaft zu wahr, zu innig iſt, als daſs er nicht ſelbſt

die Quaalen ſegnen ſollte, welche ſie ihn empfinden läſst; und Ausdrücke der Ueberzeugung, daſs er die Liebe, welche ihn ſo viel Lieder und ſo viel Thränen koſtete, nicht aufgeben könne, ohne ſeine Ruhe und Glückſeligkeit und den beſſern Theil ſeiner ſelbſt aufzugeben. Bei der Lebensart, welche Petrarch jetzt führte, da er die Natur in ihren romantiſchſten Gemälden aufſuchte, die Leidenſchaft in ihren verborgenſten Labyrinthen verfolgte, und die Schönheit in ihrem vollkommenſten Muſter ſtudierte, muſte er natürlich einer Wiſſenſchaft überdrüſsig werden, bei deren Erlernung man ſo oft ſeinen Verſtand gefangen nehmen muſs, und bei deren Anwendung man ſo ſelten der Stimme ſeines Herzens folgen darf. Die Rechtsgelehrſamkeit, auf welche ſich Petrarch in ſeiner Jugend gelegt hatte, wurde, ſeitdem Liebe und Lieder ſich in die Empfindungen ſeines Herzens theilten, immer mehr vernachläſsigt, und Aſträa erhielt ihren Abſchied, ſo bald er Laura und die Muſen kennen lernte. Selbſt der Rath ſeines Lehrers und Freundes, *Cino*, zu Bologna, (deſſen Tod er in dem ſchönen Sonnet: *Piangete done, et' con voi pianga amore*, beſungen hat,) konnte ihn nicht auf den Weg der gerichtlichen Beredſamkeit zurückführen, mit ſo vielem Nachdruck und ſo vieler Wahrheit er ihn auch zurief: "Die Rechtsgelehrſamkeit gewährt Aemter, Reichthümer und Ehrenſtellen;

die arme bettelnde Poeſie — höchſtens einen Lorbeerkranz."

Um das Jahr 1330 that Petrarch eine Reiſe nach *Lombes*, weil ſein Freund, *Jacob Kolonna*, bei der Beſitznehmung dès ſtreitigen Biſsthums dieſer Stadt ſeiner Hülfe bedurfte, und von da begleitete er ihn nach Avignon zurück. In dieſer Abweſenheit von Lauren ſcheint er die vortreffliche ſechste Kanzone geſungen zu haben, von der ich nur den Schluſs anführen will: "Wenn du, o Lied, den ſüſsen Ort erreichſt, wo meine Laura lebt, ſo wirſt du vielleicht wünſchen, in die ſchönen Hände zu fallen, von welchen ich ſo weit entfernt bin. Aber berühre ſie nicht, ſondern lege dich ehrerbietig zu ihren Füſsen, und ſage, bald würde auch ich da ſeyn: vielleicht ein Menſch von Fleiſch und Bein, vielleicht ein bloſser Schatten."

Aus der Unterredung, welche ich vorhin angeführt habe, und welche die Liebeserklärung des Petrarchs enthielt, erſieht man, daſs ihm Laura bis auf den Augenblick, wo er die Empfindungen ſeines Herzens nicht länger verbergen konnte, mit Freundſchaft und Achtung begegnete. Allein ſobald er dieſes Geſtändniſs gethan hatte, änderte ſie ihr Betragen gegen ihn. An öffentlichen Orten, wo er ſie anzureden ſuchte, vermied ſie ihn abſichtlich, und ſo bald ſie ſeinen Blicken begegnete, lieſs ſie ihren Schleier fallen, dieſen Schleier, der ſo oft

der Gegenſtand ſeines Unwillens und ſeiner Verwünſchungen war; (*) dieſen Schleier, von dem ſich Laura zu keiner Jahrszeit, bei keiner Witterung zu trennen pflegte; (**) dieſen Schleier, der immer zwiſchen ſeinen Augen und dem Gegenſtand ſeiner Wünſche war. (†)

So demüthigend dieſe Betrachtungen von der einen Seite für unſern Dichter waren, ſo konnten ſie doch einem Herzen nicht gänglich miſsfallen, das auch für Reitze der Seele Sinn und Gefühl hatte. Da Laura de Sades dem ganzen männlichen Geſchlechte mit dieſer Gleichgültigkeit begegnete; da ſeiner verſchmähten Liebe keine andre Liebe im Wege trat, ſo konnte er ſich wenigſtens einigermaſsen beruhigen, und muſste ſelbſt die Gefühle der Sittſamkeit und Tugend ehren, deren Wirkungen er ſo ſehr beklagte. Hiezu kam noch ein andrer Troſt, welchen er aus den allgemein anerkannten Vollkommenheiten ſeiner Geliebten ſchöpfte. Wenn er ihre Ueberlegenheit in jedem weiblichen Zirkel, den ſie durch ihre Gegenwart veredelte, bemerkte; wenn er die Bewundrung aller Män-

---

(*) Mortal velo il mio vedere appanna.

(**) Laſſare il velo o per ſole, o per ombra, Donna, non vi vid'io.

(†) — Si ſpeſſo ſ'attraverſa
Fra i'l mio ſommo diletto
Egli occhi.

ner die Wahl ſeines Herzens rechtfertigen ſah; wenn er die Vergleichung zwiſchen ihren Reitzen und den Reitzen andrer Weiber anſtellte, und ſie ſchöner fand, als die ſchönſten ihres Geſchlechts: ſo wuchs die Leidenſchaft, welche ihn beſeelte; er ſegnete den Augenblick, der ſie angefacht hatte, und war ſtolz darauf, daſs ſich ſeine Wünſche nur zu dieſem Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheiten hatten erheben dürfen. (*)

War es der Wunſch, ſich durch Entfernung und Zerſtreuung von ſeiner Leidenſchaft zu heilen, oder folgte Petrarch bloſs ſeiner Begierde, die Welt und die Menſchen kennen zu lernen — genug, er trat im Anfang des Jahrs 1333 eine Reiſe in fremde Länder an. Er beſuchte auf dieſer Reiſe Frankreich und die Niederlande; man hat ein paar Briefe, welche er über die Merkwürdigkeiten einiger Städte geſchrieben hat, und die voll artiger Bemerkungen ſind. Uns intereſſirt indeſſen nur die Geſchichte ſeines Herzens, während dieſer Trennung von ſeiner Geliebten. Kaum hatte er Avignon verlaſſen, als er anfing ſeinen raſchen Entſchluſs zu bereuen, und ſeine ganze Unternehmung zu verwünſchen. In dieſer Lage ſcheint er das dreizehnte Sonnet geſungen zu haben.

(*) Siehe das zwölfte Sonnet: *Quando fra l'altre donne* cet.

"Bei jedem Schritte wende ich meinen müden Körper zurück, und ſtärke ihn durch einen Hauch der Luft, die von dir kommt: und mit einem Seufzer gehe ich weiter; dann denk ich an den geliebten Schatz, den ich verlaſſe, an den langen Weg, den ich vor mir habe, und an das kurze Leben, das mir vielleicht beſtimmt iſt. Verſteinert ſtehe ich dann, und hefte meine weinenden Augen zur Erde; unter ſo viel traurigen Gedanken überfällt mich dann auch dieſer: wie können dieſe Glieder leben, entfernt von dem Geiſte, der ſie beſeelt? aber die Liebe antwortet mir: haſt du dies Vorrecht der Liebenden vergeſſen, daſs kein Geſetz der Sterblichen ſie bindet?" — und wahrſcheinlich auch auf dieſer Reiſe das vierzehnte: "Der ſilberharige Greis verläſst den ſüſsen Boden, wo er ſeine vorigen Tage durchlebte, und die weinenden Kinder, die einen geliebten Vater entbehren ſollen. Er ſchleppt den ſiechen Körper durch den kümmerlichen Ueberreſt ſeines erſchöpften Lebens, und beſiegt durch frohen Muth die doppelten Mühſeligkeiten des Alters und der Reiſe. So treibt ihn ſein Alter nach Rom, um hienieden die Schildereien deſſen zu betrachten, den er einſt dorten im Himmel zu erblicken hofft, und ſo, Madonna, forſche ich Unglücklicher, ob ſich deine erwünſchte Geſtalt in keinem andern Gegenſtande ſpiegeln ſollte?"

Als er endlich wieder zu Lion ankam und

die Ufer der geliebten Rhone und die Fluten erblickte, welche zu Lauren führten, ſang er das Sonnet, welches in ſeiner Sammlung das hundert zwei und vierzigſte iſt, und ſo ſchlieſst: "Dieſe anmuthsvolle Fluren, dieſer reizende Fluſs erfüllt mein Herz mit ſeliger Zufriedenheit, die ſchon dem Orte entgegen fliegt, wo ſein Licht glänzt."

Petrarch erreichte Avignon; allein Laura war für ihn noch immer das ſtrenge, unerbittliche Weib. Und jetzt, — ſieben Jahre nach ihrer Entſtehung, ſtieg ſeine Leidenſchaft zu einem Grade, wo ſie ihn mit der innigſten Schwermuth anſteckte, und oft der Verzweiflung nahe brachte; und ſo ſang er einſt: "Dürfte ich hoffen, im Tode dieſer verliebten Sehnſucht ledig zu werden, o! ſo hätte ſchon längſt meine eigne Hand dieſen erſchöpften Gliedern ein Grab bereitet. Aber weil ich fürchte, einen Kampf mit dem andern, und Schmerzen mit Schmerzen zu vertauſchen, ſo zaudre ich, den entſcheidenden Schritt zu thun, und hänge zweifelhaft am Eingange. Endlich wäre es wohl Zeit, daſs der unerbittliche Bogen ſeinen letzten Pfeil, der ſchon in ſo manchem Blute gefärbt iſt, auf mich abdrückte. Darum flehe ich die Liebe und jene taube Gottheit an, die mich ſchon mit ihrer Todtenbläſſe gefärbt hat, und mich zu ſich zu rufen jetzt vergiſst."

Dieſe Verzweiflung Petrarchs entſtand ver-

muthlich aus einer Betrachtung, die ſich ihm jetzt darbieten muſste, daſs weder die Abweſenheit fähig war, ſeine Leidenſchaft zu heilen, noch die Länge der Zeit vermögend, das Herz ſeiner Geliebten zu erweichen. Ueberdem fing er um dieſe Zeit an, die Einſamkeit von Vaucluſe zu beſuchen, deren feierliche Schatten, deren romantiſche Gegenden und wilde Ausſichten den Empfindungen ſeines Herzens ſo ſehr antworteten. Hier nährte ſich ſeine Einbildungskraft mit den groſsen Schauſpielen der Natur; und in einer Einſamkeit, welche ſelten durch menſchliche Geſellſchaften unterbrochen wurde, entwarf er die ungewiſſen Möglichkeiten, deren er zu ſeiner Glückſeligkeit bedurfte, und zählte alle Hoffnungen, um die ihm das Schickſal betrogen hatte. Dieſe traurige Lage wurde es durch einen Zufall noch mehr. Eine heftige Krankheit drohte nämlich (im Sommer des Jahrs 1334) dem Leben Laurens ein Ende zu machen: aber dieſer Zufall weckte ihn zugleich aus der dumpfen Schlafloſigkeit, worin ihn der Schmerz gefeſſelt hielt. Laura wurde endlich geſund, und der Dichter feierte ihre Geneſung in dem ſechs und zwanzigſten Sonnet.

In einer Einſamkeit, wie dieſe, ſuchte Petrarch ſeine Leidenſchaft in ihren geheimſten Winkeln zu ſtudiren. Hier that er unter andern einen Wunſch, der den groſsen Haufen gewöhnlicher Menſchen ſehr auffallen wird, aber ſich

aus dem Herzen eines Petrarch ſehr leicht erklären läſst. "O, rief er aus, daſs ich unter Liebe und Leiden nur ſo lange leben dürfte, bis das lebhafte Feuer dieſer Augen verlöſchen und das Gold dieſer blonden Haare zu Silber werden wird; bis die Roſenfarbe dieſer Wange in Bläſſe zerflieſst, und die Kränze verwelken, die Lauren ſchmücken: dann würde ich mit Muth das Geſtändniſs meiner Leidenſchaft thun, und ſpäte Seufzer würden dann vielleicht meinen Seufzern antworten. Dann würde Laura und die Welt ſehen, daſs ich nicht die irdiſche Hülle dieſes himmliſchen Weſens, nicht den zerbrechlichen Tempel, ſondern die Gottheit anbete, die ihn bewohnt."

Hier rief ſich Petrarch das: *ſey ein Mann!* ſo nachdrücklich zu, that das Gelübde, ſeine Leidenſchaft zu beſiegen, mit ſo vielem Ernſt, und begann dies Unternehmen mit ſo vielem Eifer, daſs Laura und die Welt die Folgen davon bald bemerken muſsten. So eifrig er ſonſt ihre Geſellſchaft geſucht hatte, ſo ſorgfältig ging er ihr jetzt aus dem Wege; ſo angelegentlich er ehedem jede Gelegenheit benutzt hatte, mit Lauren ins Geſpräch zu kommen, ſo ſichtbar vermied er ſie jetzt. Allein auf dieſem guten Wege der Geneſung ſtörte ihn ein Zufall, den er freilich nicht erwartet hatte. Laura begegnete ihn einſt und warf ihm einen Blick zu, an dem all ſeine Philoſophie und all ſeine Ent-

ſchlieſungen ſcheiterten. Dieſer günſtige aufmunternde Blick, von deſſen Allmacht jeder einen Begriff haben wird, der einmal liebte, zernichtete in einer Minute alles, was die Ueberlegungen Petrarchs, die guten Rathſchläge ſeines Beichtvaters, des P. Denis, und die Lektüre der Weltweiſen in vielen Monaten erbaut hatten; unter dieſen Umſtänden ſcheint er eins ſeiner ſchönſten Sonnetten, das neun und dreiſſigſte, geſungen zu haben:

"Schon fühlte ich ſchwächer in meinem Her-
"zen die Geiſter, welche du belebſt: und da
"die Natur jedes ſterbliche Geſchöpf den Tod
"vermeiden lehrt, ſo gab ich der Begierde nach,
"der ich jetzt ſtrenge den Zügel halte, und
"lieſs ſie den kaum mehr bekannten Weg ver-
"folgen. So ſehr ſie mich Tag und Nacht zu
"dir zu leiten ſucht, ſo eifrig führe ich ſie an-
"dern Gegenſtänden zu. Beſchämt und träge
"führte ſie mich endlich wieder zu dem reizen-
"den Augenpaar, das ich ſo ſorgfältig vermeide,
"um dich nicht zu beunruhigen. So ſoll ich
"denn noch eine Zeitlang leben, da Ein Blick
"von dir dieſe belebende Kraft hat, und ſter-
"ben werde, wenn ich aufhöre meine Begier-
"den zu folgen."

Es ſcheint wirklich, daſs Laura ſich, ungeachtet ihres ernſten und unveränderlichen Entſchluſſes, ſie niemals zu begünſtigen, dennoch durch die Liebe Petrarchs nicht wenig geſchmeichelt

gefunden habe. Dahero läſst es ſich erklären, daſs wechſelsweiſe die Hoffnung und die Verzweiflung in den Werken dieſes Dichters redet, und daſs er ſeine Liebe bald ſegnet und bald verwünſcht. Von einem ſo ſittſamen, für ihre Ehre ſo beſorgten Frauenzimmer, wie Laura, war ein einziger Blick, ein einziger Gruſs ſchon eine aufmunternde Gunſtbezeugung, und auch dieſe ſcheint ſie ſo lange geſpart zu haben, bis das Beſtreben ihres Liebhabers, ſeine Feſſeln zu zerreiſſen, zu ſichtbar wurde. Nicht ſelten fachten dieſe kleinen Gewogenheiten in Petrarchs Herzen eine Hoffnung an, um welch er ſich hernach zu ſeinem deſto gröſsern Miſsvergnügen betrogen ſah. "Die Liebe, ſingt er einſt, zeigte "mir ſo viel ſchmeichelnde Hoffnungen, um "mein übriges Leben deſto trauriger werden zu "laſſen.„

So vieler Empfindungen Raub war das Herz des Petrarch, und man kann nicht zweifeln, daſs er ſehr unglücklich war. Seine eigene Leidenſchaft und ihre Hoffnungsloſikeit, die Erinnerung ſeiner Freunde, die Ermahnungen ſeines Beichtvaters, die Spöttereien ſeiner Feinde, die oft liebloſen Urtheile einer Welt, welche ſich nicht in die Lage ſeines Herzens zu verſetzen wuſste, folterten ihn wechſelsweiſe. Die gröſsten Marter aber verurſachten ihm die Vorwürfe ſeines eignen Gewiſſens, das ihm, wie er ſelbſt geſteht, zurief, es ſei unrecht, ein Herz, wel-

ches der Schöpfer ſeiner Liebe geheiligt wiſſen wolle, zum Wohnplatz der Liebe eines Geſchöpfs zu machen. -- DieſeBetrachtungen ſetzte er ſelbſt oft genug ſeiner Leidenſchaft entgegen; allein das Reſultat davon war, daſs er ſeine Seele zu einem Kampfplatze machte, wo ſich ſeine Neigungen und Entſchlieſſungen Gefechte lieferten, von welchen ſeine Ruhe am öfterſten das Opfer wurde.

Um ſich den vielen Empfindungen eine Zeitlang zu entreiſſen, welche ihn ſo unglücklich machten, unternahm er im December des Jahres 1337 eine Reiſe nach Italien. Mein Zweck erlaubt es nicht, ihn auf dieſer Reiſe, von welcher er uns die intereſſanteſte Beſchreibung in Briefen an den Cardinal Colonna hinterlaſſen hat, zu begleiten. Nur eine kurze Stelle, welche den Zuſtand ſeines Herzens betrifft, finde ich anzuführen nöthig.

"Der Friede, ſchreibt er, welchen ich ſo "lange entbehren muſste, iſt wieder in meine "Seele zurückgekehrt; ich fühle nicht mehr "die immerwährenden Kämpfe, unter denen "ehedem meine Ruhe erlag. Die Phantaſei "zeigt mir Laurens Bildniſs ſeltner, und nicht "mehr mit der ehemaligen Gewalt über mein "Herz. Nächte, welche mir ſonſt unter Thrä-"nen und Seufzern verfloſſen, durchſchlafe "ich jetzt ruhig; jeder neue Gegenſtand iſt "fähig mich zu unterhalten, und ich lache

" nicht ſelten über die Thorheiten der Liebe,
" welche ehedem ſo ſehr meine eignen Thor-
" heiten waren. „

Aber dieſe ſcheinbare Ruhe war vielleicht mehr eine Zerſtreuung, welche die Abwechslung ungewohnter Gegenſtände und die ſeinem Herzen ſo neuen Eindrücke der Reitze des ſchönen Italiens hervorbrachten. Ungeachtet jener entſcheidenden Verſicherungen von der wiedererlangten Ruhe ſeines Herzens, bedurfte es nur eines zufälligen Gegenſtandes, um alle ſeine Gedanken und Empfindungen auf Lauren zurückzuführen. Solch ein Gegenſtand war zum Beiſpiel der Lorbeerbaum, wegen der Aehnlichkeit ſeines italieniſchen Namens mit Laurens Namen. Petrarch fand ihn ſehr oft auf ſeiner Reiſe, und ſelten fand er ihn, ohne ihn zu beſingen. Ob gleich die Anſpielungen, zu welchen ihm dieſer Baum Gelegenheit gab, unter die tändelnden gehören, welche ich vorhin getadelt habe, ſo hat er doch über dieſen Gegenſtand einige ſchöne *Sonnette* geſungen, wohin mir vorzüglich das folgende zu gehören ſcheint.

" Lebt jene ſchöne Leidenſchaft noch, die
" dich, Apoll, am Theſſaliſchen Ufer entflamm-
" te; haben verfloſſene Jahre die geliebten blon-
" den Locken noch nicht vergeſſen gemacht; o,
" ſo ſchütze vor der unfruchtbaren Kälte und dem
" rauhen Sturme, den dein jetzt verborgenes
" Antlitz zu verſcheuchen vermag, das verehrte,

" heilige Laub, das dich zuerſt — und dann auch " mich bezaubert hat. Laſs die Kraft jener " zärtlichen Hoffnung, die dir die Quaalen der " Liebe ertragen half, die Einflüſſe der verderb- " lichen Luft verſcheuchen. Verwunderungs- " voll werden wir dann beide unſre Geliebte im " Grünen erblicken, wie ſie mit ihren Armen " ſich ſelbſt beſchattet." — Aber freilich muſs man auch geſtehen, daſs dieſe Allegorie eine der ſchönſten und ungekünſteltſten iſt, wozu ihm der Lorbeerbaum Gelegenheit gegeben hat.

Kaum hatte Petrarch Avignon wieder erreicht, als er Lauren ſahe, und mit dieſem Anblick die ſüſse Täuſchung verlohr, als habe die Liebe keine Gewalt mehr über ſein Herz. Sobald er dieſe Bemerkung machte, beſchloſs er ein neues Mittel zu verſuchen, und ſich wieder die Gewalt der Leidenſchaft in den Schutz der Natur zu begeben; und von der Zeit an machte er die durch ihn ſo berühmte Quelle *Vaucluſe* zu ſeinem beſtändigen Aufenthalt; er kaufte ſich in der Gegend ein kleines Haus, wo er ſeine Wohnung anſchlug. Die Quelle des Sorgueflufſes, die romantiſchen Schatten der Wälder, welche ſie umgaben, die öde Einſamkeit, welche hier herrſchte, das Gemurmel des herabſtürzenden Waſſers, theilten dieſer Gegend eine Feierlichkeit mit, in welcher man Spuren von der Gegenwart unſichtbarer Geiſter, oder die nähere

Offenbarung einer Gottheit zu erkennen glaubte. Petrarch drückt ſich irgendwo folgendermaaſsen über die Quelle von *Vaucluſe* aus: "Seneca ſagt einſt: der plötzliche Ausbruch eines "Fluſſes verdient Altäre. — Wenn das wahr iſt, "ſo verdient dieſe Quelle ſie gewiſs, da ſie gleich "bei ihrer Entſtehung ſchiffbare Flüſſe hervor"bringt; ich nehme Gott zum Zeugen, daſs ich, "ſo bald es mir mein Vermögen erlaubt, in mei"nem kleinen Garten einen errichten will; aber "nicht den Fluſsgöttern, oder den Nymphen der "Quelle, wie Seneca verlangt, ſondern der "heiligen Jungfrau, der Mutter *des* Gottes, der "die Tempel und die Altäre aller andern Götter "zerſtört hat."

In dieſer Einſamkeit ſuchte Petrarch die ſanften, beruhigenden Eindrücke der Natur dem Sturme der Leidenſchaft entgegen zu ſetzen, und alle Gegenſtände zu entfernen, welche ſinnliche Eindrücke in ſeiner Einbildungskraft hervorbringen konnten. Im Schooſse der Natur führte er die Lebensart ihrer Bebauer und nährte ſich von ihren Früchten; ſein Haus glich der Wohnung eines römiſchen Diktators in den unverdorbenen Zeiten der Republik. Nichts konnte reiner und unſchuldiger ſeyn, als das Leben, welches er hier, in der Betrachtung der Natur und ihrer Wunder, in der Anbetung ihres Herrn und Schöpfers, und in der Geſellſchaft der keuſchen Muſen zubrachte. Aber

Gegenſtände, unter welchen er hier lebte, führten ihn dennoch, ſelbſt durch die entfernteſten Aehnlichkeiten, auf ſeine Leidenſchaft und das Weib zurück, das er liebte. Die Quelle von *Vaucluſe* pflegte zum Beiſpiel im April ungewöhnlich ſtark anzuwachſen. Dieſe Erſcheinung führt Petrarch in der achtzehnten Canzone an, und ſetzt hinzu: "ſo pflegen auch meine Thrä-"nen um die Zeit verdoppelt zu flieſſen, da ich "Lauren zum erſtenmal erblickte. Kurz, es gieng ihm auch hier, wie er ſelbſt von ſich geſteht:

Ne pur ſi aſpre vie, ne ſi ſelvagge
Cercar non ſo, ch'Amor non venga meco.

Sonate 28.

Die Einbildungskraft lieſs ihn das Bild ſeiner Geliebten da erblicken, wo er ſie oft mit ganz andern Gegenſtänden zu beſchäftigen ſuchte; er fand es auf der Silberfläche einer Quelle, im Schimmer eines Sterns, zwiſchen dem Farbenſpiele eines Regenbogens, und auf der Blüthe des Roſenſtocks. Aber nicht nur in den Schönheiten, ſondern auch in den Zerſtreuungen der Natur ſpiegelte ſich ihm Laurens Phantaſei. Er erblickte ſie auf verdorrten Blättern, auf dem Stamme eines erſtorbenen Baums, und zwiſchen den Ueberreſten eines vertrockneten Blumenbeetes. Doch ſcheint die Natur, welche ihn umgab, nach und nach einen Strahl ihres ſanften Friedens in ſeine Seele geſandt zu haben;

aber die Ruhe, welche er hervorbrachte, ſcheiterte, ſo oft Petrarch nach Avignon kam — an einem Blicke Laurens.

Die Entfernung des Dichters von Avignon, die Sorgfalt, mit der er bisweilen ihre Blicke zu vermeiden ſuchte, ſein verändertes Betragen gegen ſie, miſsfielen unterdeſſen Lauren. Vermuthlich aus einer Art von unſchuldiger Koquetterie, und weil ſie ſich durch die Leidenſchaft eines ſolchen Mannes geſchmeichelt fand, rief ſie ihn einſt zu: *Petrarch, Sie ſind auch bald müde geworden, mich zu lieben.* Dieſe Anrede fachte ſeine ganze Zärtlichkeit wieder an, und wurde die Veranlaſſung des folgenden Sonnets.

"Nein, Laura, nie wurde ich müde, dich zu lieben; nie werde ich's, ſo lange ich lebe, werden. Aber müde bin ich, mich ſelbſt unaufhörlich zu haſſen, müde der ewig flieſsenden Thränen. Lieber ſei einſt mein Grabmal leer und ſtumm, als daſs zu meinem Verderben dein Name den Marmor ſchmücken, unter dem dieſe Gebeine, getrennt von dem Geiſte, der ſie noch bewohnt, ruhn werden; wenn du alſo ein Herz voll treuer Zärtlichkeit zum Eigenthum, und nicht zum Opfer verlangſt, ſo habe Mitleid mit dem meinigen. Sucht aber deine Sprödigkeit ſich an einem andern Gegenſtand zu weiden, ſo wirſt du und wirſt dich, — Dank ſei es der Liebe und mir ſelbſt, — um deine Erwartung getäuſcht ſehn."

So widerſprechend war das Betragen des Petrarch, und ſo verſchiedene Sprachen redete ſeine Leidenſchaft zu verſchiedenen Zeiten. Er gab den vollkommenſten Kommentar zu den Worten des Dichters:

ſcilicet in inſano nemo amore ſapit.

Eine Einladung des römiſchen Senats bewog den Petrarch im Januar des Jahres 1341 nach Rom zu reiſen, um ſich dort zum Dichter krönen zu laſſen. Dieſe ehrenvolle Feierlichkeit gieng den 8 April, bei einem Zuſammenfluſs vieler vornehmen Fremden, und unter den ſchmeichelhafteſten Umſtänden für den Dichter, vor ſich. Von dieſer Reiſe langte Petrarch erſt im Jahre 1344 wieder zu Avignon an, wo damals ſein Freund *Peter Royer* unter dem Namen Clemens VI. den päpſtlichen Stuhl beſtiegen hatte. Während dieſes ſeines Aufenthalts zu Avignon ſchien ſich Laura mehr wie ehedem für ſeine Liebe zu intereſsiren. Einige der kleinen Gunſtbezeugungen, wodurch ſie dieſes verrieth, hat er in ſeinen Sonnetten verewigt; Gunſtbezeugungen, welche indeſſen ſelten etwas mehr waren, als ein Blick, ein Gruſs, oder ein paar im Vorbeigehn zugeflüſterte Worte. Aber wie viel lag in ihnen für ein Herz, das wie Petrarchs Herz liebte?

Unter ſo abwechſelnden Veränderungen hatte die Leidenſchaft Petrarchs ſechszehn Jahre gelodert, und allmählich näherte ſich der Zeitpunkt,

nach welchen er ſich ehedem geſehnt hatte. Laurens Reitze fingen an zu verwelken, und Fremde, welche ſie nur aus den Schriften Petrarchs kannten, und von der Neugier getrieben wurden, ſie ſelbſt kennen zu lernen, fanden es unbegreiflich, daſs das der Gegenſtand ſo gefühlvoller Lieder geweſen ſei. Von allen Schönheiten, welche Petrarch beſungen hatte, von allen Reitzen Laurens, welche in ſeinen Liedern lebten, ſah man nur noch armſelige, der Zerſtöhrung der Natur entgangene Trümmer. Das Roth ihrer Wangen war verblüht, und das Feuer ihrer Augen lebte nur noch in den Kanzonen Petrarchs.

Dieſe Bemerkung und einige bange Ahndungen machten den Abſchied Petrarchs ſehr traurig, als er im Jahr 1347 Avignon abermals verlieſs, um nach Italien zu reiſen. Bei ſeiner letzten Unterredung mit Lauren zerfloſs er in Thränen, welchen die Thränen Laurens antworteten. Die Liebenden ahndeten, daſs das ihre letzte Unterredung ſeyn ſollte.

Im Frühling des Jahrs 1348 entſtand zu Avignon und in den umliegenden Gegenden eine Peſt, deren Opfer unzählig waren, und die allein in Avignon einſt in drei Tagen 1400 Menſchen hinraffte. Laura fühlte die erſten Simptomen dieſer Krankheit den 3 April, und da ſie ſie ſogleich für ſichre Vorbothen des Todes hielt, ſo bereitete ſie ſich auf denſelben,

wie es ihr Weisheit und Andacht eingaben. Unter den Martern einer ſchmerzhaften Krankheit und den ſchreckenden Vorbothen des herannahenden Todes, war es Laurens vornehmſte Bemühung, den Ihrigen Troſt und Beruhigung einzuſprechen. Ihre Seele war der Liebe ihres Gottes zu gewiſs, und mit den Hoffnungen jener Welt zu bekannt, als daſs ſie nicht mit ununterbrochener Ruhe dem Augenblick hätte entgegen ſehen ſollen, der für den Sterblichen ſo entſcheidend iſt. Der Wunſch, ein ſo ſeltnes und lehrreiches Todbette zu beſuchen, und da Weisheit, Belehrung und Beiſpiel zu finden, beſiegte die Furcht der Mittheilung einer ſo anſteckenden Krankheit, die ſonſt um jedes Sterbelager eine traurige Einſamkeit verbreitet. Verwandte, Freundinnen und Nachbarinnen wetteiferten ſie zu beſuchen; und Diener der Religion erhielten an ihrem Sterbebette die Belehrungen der Weisheit und Andacht, welche ſie ſonſt mitzutheilen gewohnt waren. Hier verſchwanden die Wirkungen einer unangenehmen Krankheit, die Zerſtörungen der Natur, die Bilder des Todes, die Spuren, welche Grab und Verweſung verkündigten, und man ſahe nur Engel und Palmenzweige. Den 6 April in der Morgenſtunde, verlieſs dieſe ſchöne Seele ihre irdiſche Hülle nach den kurzen Leiden einer dreitägigen Krankheit.

Tornaſi al ciel che ſa tutte le vie.

Merkwürdig iſt es, daſs Laura gerade an

demſelben Tage des Monats April verſchied, an welchem Petrarch ſie vor 21 Jahren zum erſtenmal in der Kirche erblickt hatte; ihr Leib wurde denſelben Abend in der Franciscaner Kirche begraben.

Unter den Schriftſtellern, welche über die Liebe und die Lieder Petrarchs geurtheilet haben, giebt es einige, welche ſehr ſonderbare Meinungen behaupten. Dahin gehört zum Beiſpiel dieſe, daſs Laura de Sades niemals exiſtirt habe, ſondern bloſs eine Dame der Gedanken, ein Geſchöpf der Einbildungskraft geweſen ſei, an das Petrarch ſeine Lieder gerichtet habe.

Wenn man auch (und welcher Leſer, der mit der Sprache der Wahrheit und Natur bekannt iſt, wird das können?) die Lieder, welche die Liebe Petrarchs ausdrücken, für bloſse Uebungen ſeines poetiſchen Genies, und diejenigen, worinn er ſich oft ſeiner Liebe ſchämt und ſie bereuet, für Heuchelei halten wollte, ſo ſind doch Denkmale genug von der wirklichen Exiſtenz Laurens übrig, um eine ſo abentheuerliche Meinung zu widerlegen.

Andre Schriftſteller laſſen ſich durch ein unrühmliches Miſstrauen in alle menſchliche Tugenden ſo weit führen, daſs ſie den zwanzigjährigen Widerſtand, welchen Laurens Keuſchheit den Angriffen eines ſo gefühlvollen Liebhabers entgegen ſetzte, für fabelhaft, und die beſtändigen Klagen Petrarchs für die Larve

halten, hinter der er ſein Glück und ihre Schwäche zu verbergen ſuchte. Muthmaſsungen wie dieſe, können nur von einem ſehr verdorbenen Herzen entworfen, und nur einem ſehr eingeſchränkten Verſtande wahrſcheinlich werden. Sie gründen ſich auf keine Spur in den Gedichten Petrarchs, auf kein Zeugniſs eines Zeitgenoſſen, nicht einmal auf irgend eine hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit.

Petrarch feierte dieſen Tod in vielen rührenden Liedern. Er ſtimmte nach Laurens Tode ſeine Leier zu lauter Trauertönen. So redete er ſelbſt eines ſeiner Lieder an:

Fuggi il ſereno ed il verde:
Non t'appreſſar, ove ſia riſo o canto,
Canzone mia no, ma pianto.
Non fa per te di ſtar pergente allegra,
Vedova ſconſolata in veſte negra;

und dieſem Geiſte ſind die letzten ſeiner Gedichte alle geſungen.

Ueber das Hamburger Theater.

Vierter Brief.

Der Schauplatz, mein Lieber, hat ſich, ſeitdem ich Ihnen das letztemal zuſchrieb, verändert. Die unter der H. H. Brandes und Klos Direktion geſtandne Geſellſchaft iſt aus einander gegan-

gen, und ihre Stelle hat H. Schröder mit der ſeinigen wieder eingenommen. Da Sie die Mitglieder dieſer neuen Geſellſchaft in Zukunft aus meinen Briefen werden kennen lernen, ſo erſparen Sie mir ja wohl ein Namenregiſter derſelben; und nachdem ich Ihnen bloſs, als nebenbei angeführt, ſage, daſs Decorationen, Garderobe und Ameublement ſo ſchön und vollſtändig ſind, als ſie es auf irgend einer Bühne Deutſchlands, ſelbſt die Hoftheater mit eingezählt, ſeyn können: daſs Haus und Bühne ſchön erleuchtet, und das Orcheſter ſo vollſtimmig iſt, wie es ehedem bei Opern war: ſo eile ich zu weſentlichern Gegenſtänden. Mit *Emilia Galotti* ward den 19ten dieſes, die Bühne eröffnet. So gewiſs es iſt, daſs dieſes bisher das vorzüglichſte deutſche Originalſchauſpiel geblieben iſt; eben ſo ſicher iſt faſt eine jede Rolle darinn ein untrüglicher Prüfſtein, ſelbſt bei einem Schauſpieler, der ſich ſchon der Vollkommenheit in ſeiner Kunſt nähert. Auch möchte wohl von den jetzt exiſtirenden Geſellſchaften ſchwerlich eine die Probe beſſer, als dieſe, aushalten.

Den Prinzen ſtellte Herr *Klingmann* vor. Dieſer junge Mann, mit dem die Natur ſehr liebreich umgegangen iſt, ſpielt junge Liebhaber, mit einem Feuer, das, von ſeiner Figur und Stimme unterſtützt, ihn für jetzt, zu einem der erſten Schauſpieler Deutſchlands in dieſer Gattung macht. Bei alle dem aber

ſcheint er dieſer Rolle nicht gewachſen zu ſeyn, weil er die edle Würde eines Fürſten nicht beſitzt, und des hohen Selbſtgefühls, welches Leſsing in dieſen Charakter gelegt hat, wohl nicht fähig iſt. Hiezu trägt noch ſein Mangel an theoretiſchen Kenntniſſen, die bei dieſer Rolle ſo nothwendig ſind, nicht wenig bei. Sein ganzes Spiel giebt von der Richtigkeit dieſer meiner Bemerkung redende Beweiſe. Er lieſs von Anfang bis zu Ende nichts als den Liebhaber, nie aber den Fürſten ſehen: auch entſchlüpften ihm unzählige feine Nüancen; zum Beiſpiel in der Scene, wo er in Odoardo dringt, ſeine Tochter ins Haus der Grimaldi zu bringen, bleibt er in dem gewöhnlichen Ton, ohne ſich zu jener ſanften Schmeichelhaftigkeit, worauf die Ausdrücke ſelbſt ſo klar hinweiſen, auf gute Art niederzulaſſen. Auch begieng er den Fehler, daſs er zu Anfang des dritten Auftritts im dritten Aufzuge von dem Tode des Grafen Appiani, als ſchon erfolgt, ſprach, da er doch zu Folge des Stücks noch nichts davon wuſte. — Auch hatte ich Gelegenheit, eine ſchon längſt gemachte Bemerkung beſtätigt zu finden, daſs unſre Theaterprinzen ſo gern *beordnet* erſcheinen; und dies ward mir jetzt um ſo viel auffallender, da ich, zu meiner Verwunderung, in einem italieniſchen Prinzen einen Ritter vom Dannebrogsorden erblickte. Den Odoardo machte Herr Schröder.

Da es eine ſeiner vorzüglichſten und belobteſten Rollen iſt, ſo würde ein jedes Lob hier nur eine Art von Tadel ſeyn. Daſs aber auch der gröſte Künſtler ſich vergeſſen kann, dieſe alte Wahrheit ſchärfte mir Hr. S. aufs neue ein, als er im vierten Aufzuge im achten Auftritt die Frage: *Iſt es wahr, daſs der Prinz heute morgen Emilien in der Meſſe geſprochen?* — überhüpfte.

Herr *Zuccarini* machte den Grafen *Appiani*. Leſsing ſelbſt würde ſich für die Erfindung und Bearbeitung dieſer zwar kleinen, aber vortrefflichen Rolle ganz belohnt gefühlt haben, wenn er ſie von Zuccarini hätte ſpielen geſehen.

Den *Marinelli* ſtellte Herr *Löhrs* vor. Herr *Michaelis* würde ihn in jedem Falle beſſer ausgefüllt haben. Dieſer von einer unverkennbaren Meiſterhand dargeſtellte Charakter ward gänzlich verfehlt. Man ſah nicht den feinen, ſchlauen, ruchloſen Buben, nicht den ſchwarzen, aber äuſserſtverhüllten Charackter, nicht den, auf jedes Hinderniſs vorbereiteten unerſchütterlichen Böſewicht; Hr. L. blieb das ganze Stück hindurch in jeder Stimmung nicht allein kalt, ſondern oft ſehr ſteif; man erblickte nichts von der Behendigkeit, womit ſich Marinelle in und zu jeder neuen Lage zu finden und zu verändern weiſs, nichts von ſeinem hämiſchen Leichtſinn; — ja ſo gar nicht einmal den gewöhnlichen Höfling. Auch wäre ihm wohl anzurathen, wenn er in Zukunft Jemanden aus einem Zim-

mer auf die Straſse entgegen ſehen will, an ein Fenſter zu treten, und nicht durch die Wand zu kuken.

Den Maler *Conti* ſpielte Herr *Michaelis*. Ob zwar dieſer Charackter den Künſtler von Talenten aufſtellt, und einem Manne, der bloſs für ſeine Kunſt lebt, und in ihr etwas auſſerordentliches leiſtet, ein mit Recht darauf gegründeter Stolz nicht zu verargen iſt, ſo nahm Hr. M. doch ein ſolches *Air de grandeur* an, und declamirte ſo pathetiſch, daſs man wenigſtens die erſte Perſon am Hofe in ihm hätte vermuthen ſollen; zu dieſem Begriffe half vollends ſein prächtiger Anzug, der ſich von des Prinzen ſeinem (den Dannebrogsorden abgerechnet) wenig unterſchied. Glauben Sie nicht, Freund, daſs ich verlange, Conti ſolle in einem dürftigen Anzuge erſcheinen; nichts weniger. Er kann ſo fein und ſo geſchmackvoll, als möglich, nur nicht prächtig gekleidet ſeyn; denn wie reimt ſich ein reich geſtiktes atlaſſenes Kleid, zu dem Beſcheide, den er dem Prinzen giebt: *Die Kunſt geht nach Brod?* Bei den gegenwärtigen Schauſpielerinnen, muſs ich Ihnen eine Bemerkung vorausſchicken, die leicht für alle künftige Stükke paſſend ſeyn dürfte; nämlich daſs dieſe den Schauſpielern nicht an theatraliſchen Talenten gleich kommen; doch verdient dieſes eine Ausnahme bei der Madam *Seilern*, in der Rolle der *Claudia*. Madam *Eule* ſpielte die

Emilia Galotti. Wer die verſtorbene Charlotte Ackermann in dieſer Rolle geſehen hat, wer ſich die Scene, wo ſie die Roſe mit dem Ausdruck des innigſten Grams zerblätterte, und ſich dabei ihre Declamation und das Mienenſpiel, das auf ihren Vater gerichtet war, lebhaft entſinnt, der wird nicht allein den unerſetzlichen Verluſt erneuert fühlen, welchen Deutſchlands Bühne durch ihren zu frühen Tod erlitt, ſondern er wird auch auf viele Feinheiten aufmerkſam geworden ſeyn, die Leſsing in dieſen Charakter verwebt hat; Feinheiten, welche alle den gewöhnlichen Schauſpielerinnen entſchlüpfen; er wird ferner die Bemerkung machen, daſs dieſe Rolle äuſſerſt dankbar ſeyn muſs, da ſie ſelbſt bei ganz mittelmäſsigem Spiel ſo viel Eindruck macht. Mad. E. bewies durch ihre oft fehlerhafte Declamation, wie wichtig jedes Silbchen in dieſem Stücke iſt, und wie äuſserſt nothwendig es wird, dergleichen Rollen nicht bloſs zu lernen, ſondern zu ſtudieren. Zum Beiſpiel in der letzten Scene mit ihrem Vater läſst Leſsing ſeine Emilie ſagen: *Reiſst mich? bringt mich? — will mich reiſsen; will mich bringen: will! will! — als ob wir, wir keinen Willen hätten, mein Vater!* Statt deſſen behielt ſie den immer fragenden Ton: *Reiſst mich? bringt mich? will mich reiſsen? will mich bringen? will? will? als ob wir? wir keinen Willen hätten, mein Vater?* Uebrigens gab das Publikum wiederum einen Beweis

von ſeiner groſsen Gutmüthigkeit, und wie leicht es ſich befriedigt halte, indem es die ausgeſtreckte Lage der Mad. E. auf den Brettern der Bühne betäubend beklatſchte. Die Gräfinn Orſina, — *Madam Schröder*. Ob ſie gleich nicht das leiſten kann, was dieſe äuſserſt leidenſchaftliche Rolle fordert; ſo ſpielte ſie ſie doch immer gut genug. Den Camillo Rota — Hr. *Dengel* und den Angelo — Hr. *Brökelmann*.

Nach dem Stücke hielt Herr Schröder eine Rede, die nach den Aeuſserungen eines groſsen Theils der Anweſenden ſehr vielen Stolz verrathen ſoll, worinn ich aber nichts weiter finde, als den Mann von Talenten, der ſich zu ſchätzen weiſs, und der, nur zu oft in dieſem undankbaren Jahrhundert, keine andre Belohnung, als ſein eignes Bewuſtſeyn, erwarten darf. Ich vermuthe, daſs der Grund zu dieſer leidenſchaftlichen Beurtheilung mehr in der Gährung liegt, welche eine von Hr. S. vor kurzem herausgegebene Ankündigung verurſachte, und worin eine Stelle iſt, die nach der Verſicherung mehrerer, eine hämiſche Anſpielung auf die vorige Direktion ſeyn ſoll; welches ich aber nicht glaube, da es dem Herzen des Hrn. S. ſo wenig Ehre machen würde, und es nach dem Ausſpruche unſrer gröſsten Weltweiſen, nicht möglich ſeyn kann, daſs der Mann von *ſeltnen Talenten*, verbunden mit einem *richtigen Geſchmack*, ein böſes Herz haben könne.

Doch — warum Ihrem eignen Urtheile vorgreifen? Hier iſt die Rede.

Wer in die Zukunft hin nach ſeinen Wünſchen blickt,
Der ſieht ſie nur in Glanz gehüllet;
Der ahndet nicht die Laſt die dann ihn drückt,
Wenn nun ſein Schickſal ſie erfüllet.
So war von meinem Harren, Fleiſs und Streben
Was heut geſchieht das groſse Ziel;
Und nun erſt fühl ich Zweifel ſich erheben:
Hofft' ich vielleicht zuviel? wagt' ich zuviel?
Nicht als verzagt' ich heut an Eurer Gunſt,
(Durch ſie ward Hamburg meine Vaterſtadt)
Ihr ſeid gerecht, ihr würdigt ſtets die Kunſt
Nach Fleiſs und Willen, Möglichkeit und That.
Nur, ob ich noch, was mir ſo leicht geſchienen,
Den ſchönen Traum erfüllet ſeh,
Daſs feſt und ewig über alle Bühnen,
Einſt Hamburgs Bühne oben ſteh,
Das klemmt mein Herz; — denn nun ſei keine Ruhe,
Kein Friede mehr in meiner Bruſt,
Geweiht ſei dieſem Zweck, das, was ich denk und thue,
Geopfert Leben, Kenntniſs, Zeit und Luſt.
Laſst, edle Freund' uns einen Bund errichten,
Und heute ſchon fang die Erfüllung an:
Ich gebe, was ich hab' und kann;
Geliebt von mir ſeyn alle meine Pflichten,
Und froh ſei unſer aller Pflicht gethan!
Nur Eur Gefühl, kein Andrer ſei mein Richter,
Ob treu der Schönheit und Natur wir ſind;
Und wenigſtens erkenne Deutſchlands Dichter
Auf unſrer Bühne doch ſein Kind.

Ein kleiner Theil des Lobes das uns adelt,
Ein kleiner Theil mag mir Belohnung seyn,
Und wo gerecht Eur Auge tadelt,
Da sei der ganze Tadel mein.
Gebessert sei, was auch der Kenner schelte,
Gezollt des Freundes Rath der Dank, der ihm gebührt,
Willkommen selbst, ich sag's mit Beben, Eure Kälte,
Wenn sie nur zur Vollkommenheit uns führt.
Geschlossen sei demnach von dieser Stunde
Mit Hamburgs Publicum der glückliche Verein!
Es — immer gross, gelobt zu diesem Bunde
Den schönsten Preis, — soll's Eure Liebe seyn.
Was, Freunde, sonst der Bühne Ihr noch gebt,
Das sollt Ihr an Vergnügen von ihr erben.
Ich habe nur der Kunst gelebt;
Nicht reich, nur gross in ihr, möcht ich einst sterben.

Am 20ten ward *Victorine*, oder *Wohlthun trägt Zinsen*, ein Lustspiel in 4 Aufzügen von Schröder, und die *buchstäbliche Auslegung*, ein Lustspiel in einem Aufzuge von Brömmel gegeben. Der Stoff zu dem ersten ist wohl aus dem englischen Roman *Eveline* genommen. Victorine wird in dem Hause des Obersten von Maibaum als eine Waise erzogen, da ihre Mutter verstorben, und ihr Vater, ein Baron Sommer, der auf Reisen ist, sich nie um sie bekümmerte. Bei der Zurückkunft des Barons entwikelt sich die Intrigue. Victorinens Amme hatte dem Baron, nach dem Tode seiner Gemahlinn, ihre eigne Tochter nebst einem falschen Taufschein und einem

nachgeahmten Briefe ihrer verſtorbenen Gebietherinn, den ſie noch am Rande des Grabes geſchrieben, überbracht. (Finden Sie es nicht unwahrſcheinlich, daſs der Brief, den eine Frau auf ihrem Todtbette, von Freunden umringt, ſchreibt, in die Hände der Amme zum Kopiren kommen kann?) welches alles aber durch die Originaldocumente entlarvt wird, ſo daſs der Baron, Victorinen für ſeine wahre Tochter erkennt, und ſie an den Grafen Milburg, einen ſehr edlen Mann, varheirathet. Vorzüglich hervorſtechend und ſorgfältig gezeichnet, iſt der Charakter des Obriſten, und deſſen Tochter Francisca. Jener, ein alter biedrer Deuſcher, deren man jetzt leider!. ſelten in der wirklichen Welt antrifft, machte Herr Schröder. Letztere, ein munteres, lebhaftes, aber braves Mädchen, ſpielte Madam Schröder zu meiner Ueberraſchung ſehr gut, und es macht ihr um ſo viel mehr Ehre, weil es bei ihr bloſs das Reſultat der Kunſt und des Fleiſses iſt, da die Natur ihr ſo wenig Gewandheit und eine ſo disharmoniſche Stimme mitgetheilt hat. Noch muſs ich bemerken, daſs dieſe beiden Rollen mit ſehr vielen dankbaren Stellen, und guten Ausdrücken aufgeſchmückt, und mit witzigen Einfällen angefüllt ſind. Auch der Charakter der Frau von Düval, einer närriſchen Deutſchfranzöſinn, iſt ſehr treffend geſchildert, und wurde von Madam Bisler recht gut vorgeſtellt.

Einen Vorfall, der unſerm Freund *T.* an dieſem Tage begegnet iſt, und ihnen unwahrſcheinlich vorkommen wird, muſs ich doch noch berichten. Er erblickte aus dem Parterre in der erſten Rang-Loge, einen ſeiner, vom Lande hereingekommnen Freunde. Da das Hauptſtück geendigt war, ging er hin, ihm ſeinen Willkomm zu ſagen. Auf die Frage des Logenhüters nach dem Billet, erwiederte er, daſs er aus dem Parterre käme, und nur auf einen Augenblick einen Anweſenden ſprechen wolle. Er antwortete ihm in einem ſehr rauhen Tone: er würde ihn zwar hinein laſſen, aber höchſtens auf eine Viertelſtunde, und dies zufolge des Befehls vom H. Schröder. So ſehr ich auch Feind von allen Miſsbräuchen bin, ſo finde ich doch darinn eine unanſtändige Strenge, ſo nahe vor dem Ende des Schauſpiels, den Eintritt in die Loge zu verwehren; und ich bin überzeugt, daſs wenn Herr S. dieſe Ordre wirklich ertheilt hat, er ſie den Logenhüter wenigſtens in höflichern und weniger unſanftern Ausdrücken zur Ausübung diktirte. Sie wiſſen, wie gleichgültig ich ſowohl gegen die kriechende Höflichkeit des vornehmern, als gegen das ungeſittete Betragen des niedrigem Pöbels bin. Ich würde mich, eben ſo wie unſer Freund, mit der Verachtung dieſes Logenſouverains begnügt haben; und ich bin überzeugt, daſs er ſicher einmal auf jemanden ſtoſsen dürfte, der es mehr zu Herzen neh-

men und ſich bei H. S. darüber beſchweren wird, welcher dieſer Unbequemlichkeit ohne Zweifel abhilft; denn es iſt gewiſs nicht ſein Wille, daſs man Leuten, und zwar unter ſeiner Firma, — pöbelhaft begegne.

Geſtern ward *der Vetter von Liſſabon* gegeben; ein rührendes Familiengemälde von Schröder. Ich weiſs nicht, ob ich mehr den Theaterdichter, oder den Schauſpieler bewundern ſoll, und ob man mit dem Stolze eines Mannes, (es ſei denn, daſs er beleidigend wird,) der Verfaſſer ſolcher Stücke iſt, und ſie ſo ausführt, nicht Nachſicht haben muſs. Es iſt voll rührender, herzerſchütternder Situationen und ward ſehr gut vorgeſtellt, auſſer daſs Madame Seyler ihre Rolle beſſer hätte memoriren können. Vorzüglich zeichneten ſich H. Zuccarini und Madame Schröder zu ihrem Vortheile aus. Ich würde Ihnen mehreres über das Stück ſelbſt ſagen, wenn ich nicht bemerkte, daſs mein Brief ſchon zu lang geworden. Leben Sie wohl!

SELBSTGESPRÄCH.

Rauschet immer, feierliche Winde,
Durch den ſchattenreichen Buchengang;
Und du, meiner Seele Kummer, ſchwinde
Vor dem Wehn der ſanften Morgenwinde
Und der Baumbewohner lieblichem Geſang.

Flieſset nicht, ihr ſanften ſtillen Thränen;
Werde bleicher nicht mein Angeſicht;
Der Natur entzückungsvolle Scenen
Laſſen mich die ſchönen Zeiten wähnen,
Wo mir einſt Fortuna ſelber Kränze flicht.

Immer will ich, wenn der Gram mich drücket,
Fliehn in meiner Mutter ſanften Schooſs;
O Natur! wem nicht dein Reitz entzücket,
Wem bei dir kein ſanft Gefühl beglücket,
Der verdienet nicht der Menſchheit edles Loos.

ROUSSEAUS GRABSHRIFT.

Fern von dieſen Pappeln werde
Heuchelei und Vorurtheil geſchreckt:
Heilig, heilig iſt die Erde,
Welche Rouſſeau's Aſche deckt!

Im kühlen Schatten dieſer Pappeln ruht,
Von allen Tugenden umſchwebt,
Ein Staub, den Rouſſeau's Geiſt belebt.
Ihr Seelen, ſanft, empfindungsvoll und gut,
Ihr, die ihr ſein Gedächtniſs ehrt,
Naht euch, liebt ihn, ſeid ſeiner werth!

MOSES MENDELSSOHN.

Auch Moſes ſtarb! — und bei des Weiſen Bahre
Stehn ſeine erſten Freunde nun;
Und um der Welt ihr Beileid kund zu thun,
Zerzauſen ſie feindſelig ſich die Haare!

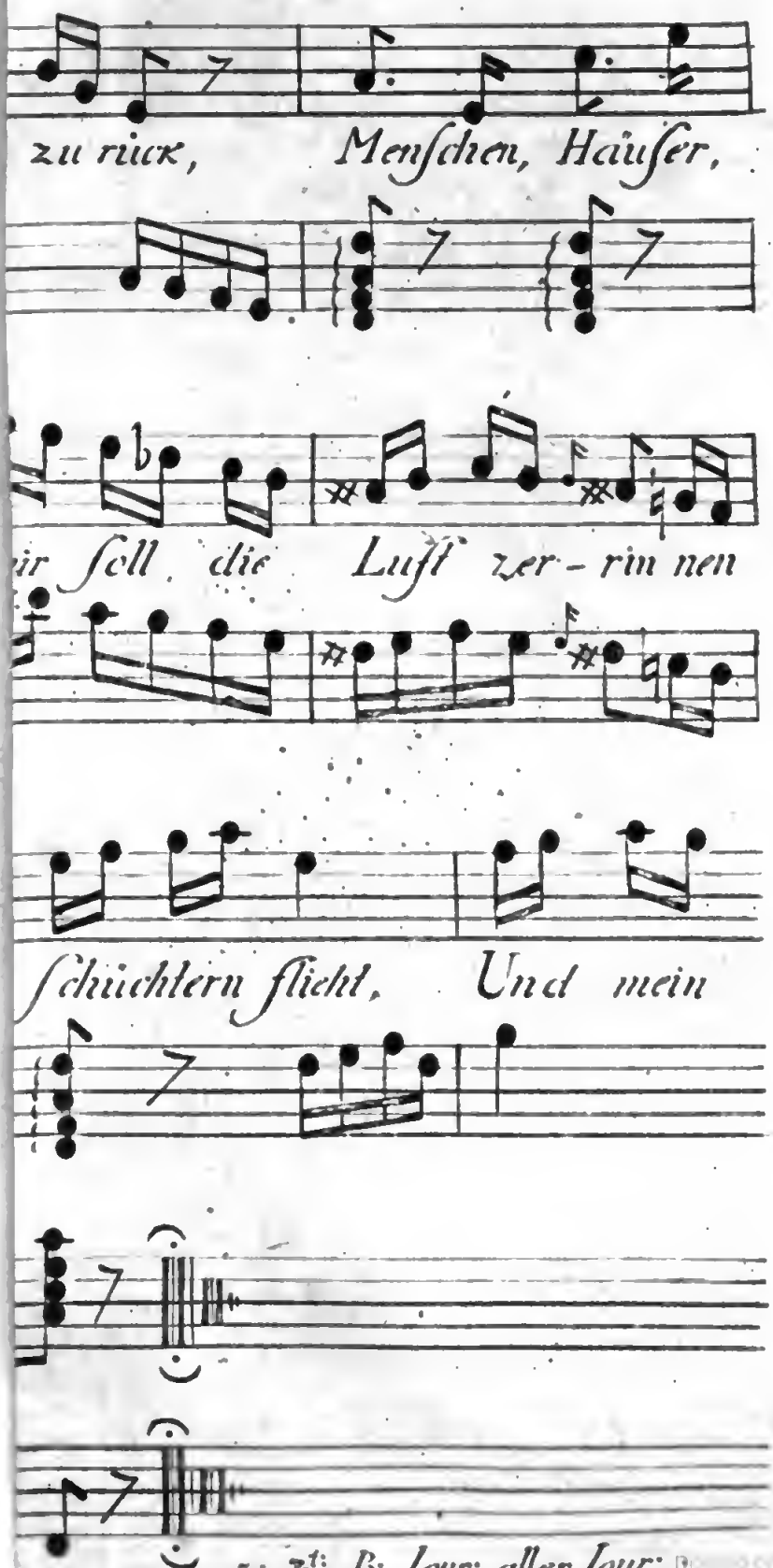
DER LUFTFAHRER.

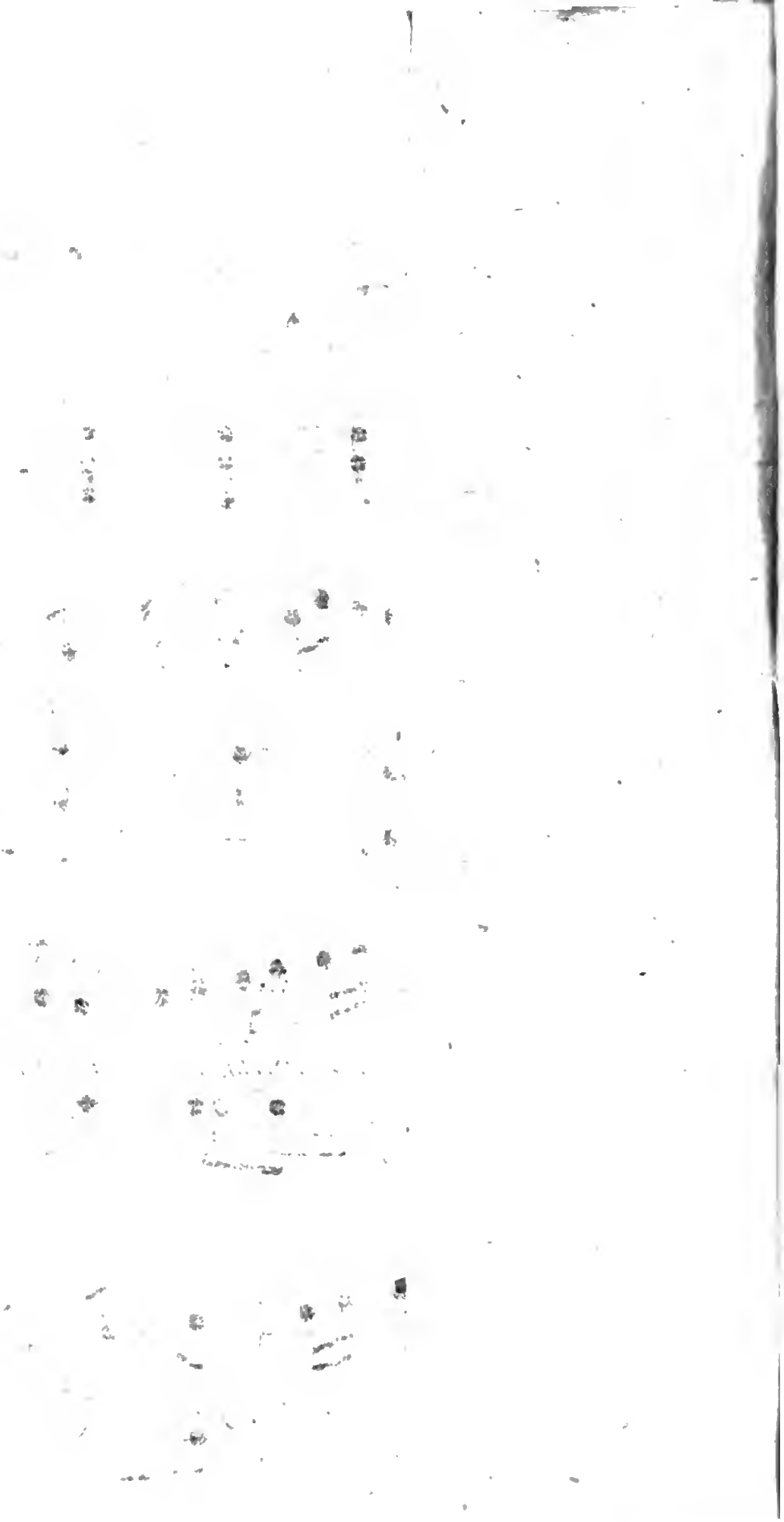
Auf, hinauf, geſchwellte Segel!
Bleibet unter mir zurück,
Menſchen, Häuſer, Thürme, Vögel!
Zu den Wolken ſtreift mein Blick.
Vor mir ſoll die Luft zerrinnen,
Sphären muſs mein Lauf gewinnen,
Bis die Erde ſchüchtern flieht,
Und mein Auge ſie nicht ſieht.

Ich entreiſſe mich den Fäden,
Die mich hier ſo oft gezerrt,
Frei von allem Wahn der Blöden,
Der den Geiſt in Schranken ſperrt;
Trotz der Schwere dieſes Leibes,
Trotz dem Zauberwink des Weibes,
Trotz dem allen, was mir droht!
Jedes Orts Gehäg' iſt Tod.

Ha! da ſchreckt mich kein Pilatre,
Klatſchen mögt ihr oder nicht!
Uebers weite Lufttheater
Hält kein Publikum Gericht.
Wenn ich unter Göttern ſitze,
Thu' ich dir vielleicht im Blitze
Meine Macht und Willen kund,
Bis du zitterſt, Erdenrund!

Com: v: K: Hanke.


zu rück, Menſchen, Häuſer,
ir ſoll die Luft zer-rin nen
ſchüchtern flieht, Und mein
z: 3t: B: Iour: aller Iour:



Fortsetzung

der

TUSKULANISCHEN REDÜBUNG

von CICERO.

ÜBER DEN TOD.

WIE uns nun die Natur vom Daseyn, und die Vernunft von der Beschaffenheit der Götter belehrt: so müssen wir unsern Glauben an die Fortdauer der Seele aus der Uebereinstimmung aller Nationen hernehmen, und aus der Vernunft zu erkennen suchen, wo und was sie ist. Die Unkunde hierin hat die Unterwelt und jene Schreckscheuchen erfunden, die du, nicht ohne Grund, zu verachten bezeugt hast. Denn da der Körper auf die Erde fällt, und in dieselbe begraben wird: so stellte man sich vor, die Verstorbnen müssten unter der Erde noch fortleben. Aus dieser Meinung sind grosse Irrthümer entstanden, wozu die Dichter nicht wenig beigetragen haben. Bei vollen Schaubänken, worauf schwache Weiber und blutjunge Leute sitzen, können so starke Zeilen, wie diese, nicht, ohne Eindruck zu machen, herdeklamirt werden:

BIBLIOTHECA REGIA

Aus tiefen, ſteilen Klüften komm ich her
Vom Acheron; durch Felſenhölen, rauh,
Abſchüſſig, graſs, wo dickes Dunkel ſtets
Die Unterwelt umklammert!

Und dies Vorurtheil (was ich indeſſen immer mehr abnehmen ſehe) iſt ſo weit gegangen, daſs, wenn man ſchon wuſste, daſs der Leib verbrannt war, man ſich doch einbilden konnte, er ſei in der Unterwelt; eine Sache, die ohne Körper nicht möglich, noch gedenkbar iſt. Da es unbegreiflich zu ſeyn ſchien, wie eine Seele für ſich ſelbſt ein Leben haben könne: ſo fand man eine Art von Geſtalt für ſie aus. Daher ſchreiben ſich die Todtenmährchen im Homer, und die Geiſterweckeri meines Freundes Appius. Eben ſo auch der See Avernus bei meinem Geburtsorte, (†)

Wo aus dem offnen Schlund des Acherons
Die Seelen, düſtre Schatten, todtenbleich,
Durch Blut und Salz erzaubert, ſteigen.

Dieſe Schattenbilder ſollen reden, ſagt man; als wenn das ohne Zunge, ohne Gaumen, Kehle, Lunge und Körper möglich wäre. Die Alten hatten noch keine Geiſtesaugen; es muſste ihnen daher alles körperlich und ſichtbar ſeyn. Nur groſse Köpfe vermögen ihr Gemüth von der Sinnlichkeit, und ihre Gedanken von Vor-

(†) Nicht weit von Arpinum, wo Cicero zur Welt kam.

urtheilen abzulenken. Vermuthlich hat es dergleichen Leute ſchon in allen Zeitaltern gegeben; doch, in ſo fern wir uns in Schriften Raths zu erholen haben, war der Syrer Pherecydes der erſte, welcher ſagte, daſs die menſchliche Seele unſterblich ſei. Er gehört gewiſs zum Alterthum; denn er lebte unter der Regierung meines Namensvetters (†). Seine Meinung wurde von ſeinem Schüler Pythagoras erſt recht gehoben, welcher unter dem zweiten Tarquinius (††) nach Italien kam, als ein Mann, den Groſsgriechenland hoch ehrte und ſich von ihm unterweiſen lieſs; ſo daſs man auch ganze Jahrhunderte nachher Niemanden für gelehrt hielt, der nicht unter die Pythagoräer gehörte. Dieſe philoſophiſche Sekte gab keinen Grund von ihren Meinungen an, auſſer wenn Zahlen oder Riſſe zu ihren Erklärungen hinreichend waren. Plato, ſagt man, ſei nach Italien gegangen, um die Pythagoräer kennen zu lernen, habe ihr ganzes Syſtem erlernt, und nicht allein die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele pytha-

†) Servius *Tullius*, der ſechste unter den erſten römiſchen Königen, war zwar nicht mit dem Marcus *Tullius* Cicero verwandt; doch führte er, wie man ſieht, einerlei Namen mit ihm; und darauf ſpielt C. an.

(††) Tarquinius Priſcus war der fünfte, und Tarquinius Superbus der ſiebende unter der Reihe der römiſchen Könige. Von dem letztern iſt hier die Rede.

goräiſch angenommen, ſondern auch Gründe dazu erfunden und angegeben. Wenn du nichts dagegen haſt, ſo will ich über dieſe Gründe hinfahren, und die ganze Hoffnung auf Unſterblichkeit ſeitwärts laſſen.

Gegner. Nun, da du meine Erwartung ſo hoch geſpannt haſt, wollteſt du mich verlaſſen? Nein, lieber will ich mit dem Plato irren, den du ſo hoch hältſt, und den ich aus deinem Munde bewundre, als mit andern Leuten Wahrheit glauben.

Ich. Schön; auch ich würde ihm mit Vergnügen in Irrthümer folgen. Laſs uns einmal hier unſre gewöhnliche Zweifelei (*) etwas einſchränken. Die Mathematiker verſichern uns ja, daſs die Erde, die im Mittel der Welt ſchwebt; einen gewiſſen Punkt, oder, wie ſie ſagen, ein Centrum enthalte, um welches ſich der ganze Himmel ründet; daſs die *vier* alles erzeugende *Urkörper* ſo beſchaffen ſind, daſs ſie ihre beſondern, von einander geſchiednen Wirkungsſtellen haben, indem die *irdiſchen* und *wäſſrigten* Theile vermöge ihrer Natur und Schwere ſich rechtwinklicht gegen die Erde oder das Waſſer ſenken, derweile zugleich die beiden

(*) *Cicero* gehörte zu der philoſophiſchen Partei der *Akademiker*, die faſt an allem zweifelten, und glaubten, der Menſch könne aufs höchſte nur zur *Wahrſcheinlichkeit* gelangen.

andern Arten, die *feurige* und *luftige* nemlich, ſtatt ſich, wie jene, durch ihre Schwere und Senkkraft gegen den Mittelpunkt zu neigen, eben ſo geradlinigt gegen den Himmel ſchwingen, und zwar entweder, weil ſie von Natur über ſich aufdringen, oder weil überhaupt leichte Stoffe von ſchwerern Zurückgeſtoſsen werden (*). Soll dies wahr ſeyn, ſo iſt auch augenſcheinlich zu ſehen, daſs die aus dem Leibe geſchiednen Selen, ſie mögen übrigens luft- oder feuerartig ſeyn, oberwärts dringen müſsen. Wenn nun gar die Seele eine Zahl (**) iſt, (was ich für ziemlich witzig, aber unverſtändlich geſagt annehme) oder auch eine fünfte Art von Urſtoff, der es noch ſowohl am Namen als an Beſtimmung fehlt: ſo muſs ſie zu ſelbſt-

(*) Gegen das, was *C.* hier und folgendhin behauptet, würden unſre Aſtronomen, Phyſiker und Hieroſophen verſchiednes zu erinnern finden, wenn ſie ſich darauf einlaſſen wollten. Diejenigen Leſer, die hier Dinge finden, wogegen ſich ihre erlernten Begriffe empören, und ſich doch nicht ſtark genug fühlen, mit Gründen zu widerſprechen, bitten wir, die Sache dahin geſtellt ſeyn zu laſſen, indem man nicht verbunden iſt, einen römiſchen Advokaten auſs Wort zu glauben. Was ſonſt ſtatt aller dieſer wunderlichen Dinge zu ſetzen iſt, werden ſie wohl in andern Büchern ſchon gefunden haben.

(**) Nach pythagoräiſchen Grundſätzen.

ſtändig und miſchungslos ſeyn, als auf der Erde weilen zu können. Gewiſs iſt die Seele ein ſolchartiges Weſen, denn ſo raſch wie ſie iſt, kann ſie nicht im Herzen, Gehirn, oder, nach dem Empedokles, im Blute, wie übergoſſen, liegen. Die Behauptungen des Dicäarchus, wie ſeines Zeitgenoſſen und Mitſchülers Ariſtoxenus, übergeh ich. Der eine von ihnen muſs nie Schmerz empfunden haben, weil er nicht einmal das Daſeyn ſeiner Seele empfand; und der andere iſt ſo verliebt in ſeine Töne, daſs er ſie gar mit in dieſe Materie miſcht. Man weiſs wohl, daſs eine Reihe von Tönen eine Harmonie, und eine verſchiedne Zuſammenſetzung derſelben mehre Harmonien hervorbringt; was aber für eine Harmonie aus der Lage der Glieder und aus der Geſtalt eines ſeelenloſen Leibes bewirkt werden könne, ſehe ich nicht ab. Hätte doch der gelehrte Mann die ganze Sache ſeinem Lehrer Ariſtoteles überlaſſen, und ſich, nach dem griechiſchen Sprichwort:

Die Kunſt, die einer weiſs, die mag er üben,

damit begnügt, in der Muſik zu unterrichten! Mit jenem ungefährem Zuſammenſtoſsen der leichten untheilbaren Körperchen, welches *Demokritus* aus einem erwärmenden Lufthauche entſpringen läſst, wollen wir uns ganz und gar nicht vermengen. Genug, wenn die Seele zu einem der vier Urſtoffe gehört, und, wie *Panætius* wahrſcheinlich findet, aus Feuer-Luft be-

ſteht: ſo muſs ſie ihren Lauf oberwärts nehmen. Denn dieſe beiden Elemente gehen niemals niederwärts; immerfort wenden ſie ſich nach oben. Sollte ſie auch wirklich auseinander gehen, ſo geſchieht dies nicht anders, als ferne von der Erde. Dauert ſie aber in ihrem Weſen fort: ſo muſs ſie ſich noch vielmehr zum Himmel ſchwingen; ſie muſs dieſe dicke gedrängte Erdluft, die uns umgiebt, durchſchneiden und ſich hindurch winden. Denn die Seele iſt viel wärmer oder vielmehr feuriger, als dieſe, eben von mir dick und gedrengt genannte Luft. Daſs dieſes wahr ſei, kann man daraus ſehen, daſs unſre Leiber, die doch aus irdiſchen Grundtheilen zuſammengeſetzt ſind, durch die Wärme der Seele auch ihre Wärme empfangen. Auch hilft ihr ihre Schnelligkeit beim Durchfluge durch die Luft. Man kann ſich über ihr nichts Geſchwinders, nichts Raſcheres erdenken. Wenn ſie denn ihr Weſen ohne Schmälerung behalten ſoll: ſo muſs ſie den ganzen Theil des Himmels, wo Wolken, Regen und Winde hängen, und den die ſteten Ausdünſtungen der Erde mit Dunkel und Näſſe beziehen, zertheilen und durchfahren. Wenn ſie hierüber weggelangt iſt, und ſich unter Weſen befindet, die ihr gleich und kundig ſind: ſo bleibt ſie unter Feuertheilen, aus verfeinerter Luft und Sonnenſtrahlen zuſammengewebt; dann hört ihr Flug auf. Denn da die hier herrſchende Leich-

tigkeit und Wärme ihrem Weſen ganz entſpricht: ſo wird ſie durch eine Art von Gleichgewicht in ihrer Bewegung gehemmt, und kann nicht weiter aus einer Stelle, wo alles ihr ſelbſt gleich iſt, wo ſie von Natur hingehört, wo ihr nichts fehlt, und eben die Mittel ſie nähren und unterhalten, die den Geſtirnen zur Nahrung und zum Unterhalt dienen. Da wir nun durch die Ungeſtüme des Leibes faſt zu allen Begierden fortgeriſſen werden, und zwar um ſo mehr, wann wir andern nacheifern, die das, was wir wünſchen, beſitzen: ſo werden wir dann vollkommen ſelig ſeyn, wann unſre Leiber abgelegt, und wir von aller Begierde und Nachahmerei frei ſind. Was wir jetzt gerne thun, wenn uns Geſchäfte die Zeit dazu laſſen, *betrachten* und *nachſpähen*, das werden wir dann mit gröſserer Freiheit thun können; ganz werden wir uns auf die Beſchauung und Durchkennung der Dinge wenden, da die Seele doch einen unlöſchbaren Durſt nach Wahrheitskenntniſs hat; und je leichter uns die Bekanntſchaft mit himmliſchen Gegenſtänden in dieſen Gegenden, wohin wir kommen werden, gemacht wird, deſto gröſsere Begierde zu wiſſen wird uns dies einflöſsen. Die Schönheit des Himmels erregte ſchon früh ein Verlangen, ihn zu kennen, und erzeugte die Väter- und Groſsväter-Philoſophie, wie *Theophraſt* ſie nennt. Vorzüglich aber werden da die ſcharfſinnigen Köpfe Weide finden, die,

ſchon als Bewohner dieſer Erde, den uns umgebenden Nebel durchzubrechen geſucht haben. Denn wenn es ſchon etwas bedeuten ſoll, den Eingang zum ſchwarzen Meer und die Meerenge (*) geſehn zu haben, wodurch vor Zeiten

Die Argo ſchwamm, wo auserleſne Männer
Der Widder goldnes Vlieſs zu holen fuhren;

oder die Enge des groſsen Oceans, (**)

Wo ein reiſſender Strom Europa von Libyen ſcheidet:

was wird es dann erſt für ein Schauſpiel werden, wann wir die ganze Erde werden überſchauen können, ihre Lage, Geſtalt, Umfang, die bewohnbaren Länder, ſo wie die andern, wo Froſt oder Hitze den Anbau hemmt? — Was wir in dieſem Leben ſehen, ſehen wir ja nicht einmal mit den Augen. Der Leib hat keine Sinne, ſondern es giebt, nach der Verſicherung von Naturkundigen und Aerzten, welche ſich durch den Augenſchein haben überzeugen können, gewiſſe Gänge, die aus dem Sitze der Seele zu den Augen, Ohren, Naſelöchern, und ſo weiter gehen. Wenn wir in tiefen Gedanken oder ſchwer krank ſind, ſo ſehen und hö-

(*) Die Meerenge bei Konſtantinopel, wenn man aus dem *Mar die Marmora* ins ſchwarze Meer will.

(**) Die Meerenge von Gibraltar, die das mittelländiſche mit dem atlantiſchen Meer verbindet, und Europa von Afrika (welches bei den Griechen Libya hieſs) ſcheidet.

ren wir mit offnen, wohlbeſchaffnen Augen und Ohren nicht. Dies dient zum Beweiſe, daſs nur die Seele ſieht und hört; nicht aber jene Gliedmaſsen, die ihr nur gleichſam zu Fenſtern dienen, ohne deren Zuthun und Gebrauch ſie aber keine Begriffe erlangen kann. Wie verſchiedenartig ſind nicht die Begriffe, die ſie faſst! Da ſind Farben, Geſchmäcke, Hitze und Kälte, Gerüche, Töne. Nein, jene fünf Bothen würden die Seele nicht ſo gut unterrichten, wenn ſich nicht alles geradezu auf ſie bezöge, ſie nicht die alleinige Entſcheiderin von allem wäre. Gewiſs werden wir einſt, wann die Seele in voller Freiheit an den ihr zukommenden Ort gelangt iſt, alles viel klarer und reiner ſehen. Denn wenn gleich die Natur die Oeffnungen, welche jetzt aus dem Körper in die Seele gehen, mit ungemeiner Kunſt verfertigt hat: ſo ſind ſie doch mit vielen irdiſchen, undurchdringlichen körperlichen Theilen noch immer verflochten. Wann aber einſt nichts anders als Seele da ſeyn wird, ſo wird ſich nichts vordrängen und ſie verhindern, jedes Ding zu ſehen, was und wie es iſt.

Beſchluſs des Briefes über den Zuſtand der Schwarzen auf St. Domingo.

Es iſt gewiſs, daſs die Sklaverei auch bei den orientaliſchen Völkern gebräuchlich iſt; allein die niedrige Klaſſe der Menſchheit, die ſie betrifft, fühlt ſolche nur ſchwach, da hingegen hier der Sklave nicht nur gar nichts eignes beſitzt, ſondern ſogar über ſeine Perſon nicht ſchalten kann, denn der Herr verkauft oder vertauſcht ihn nach Gefallen. (*)

Jedes einzelne Individuum, das hier zu Lande einiges Anſehn beſitzt, miſsbraucht deſſen, denn es ward ihm vom Herrn zugeſtanden, der ſeinen Vortheil findet, den Deſpotismus beſtändig zu unterſtützen. Bei der wenigen Schwierigkeit, die man nöthig hat, ihn zu täuſchen, giebt man ihm oft Sklaven für ſchuldig an, die aus beſondern Urſachen das Unglück hatten, zu miſsfallen, und ein ſtillſchweigender Beifall des Herrn iſt hinreichend, ſie alsdann dem härteſten Verfahren auszuſetzen. Dieſer Miſsbrauch findet vorzüglich bei den

(*) Vor einigen Jahren vertauſchte ein junger Weiſſer zu S. Domingo einen ſeiner Neger für einen Jagdhund. Der Schwarze ward darüber ſo beſchämt, daſs er ſich aus Verzweiflung aufhing.

Aufſicht habenden Negern ſtatt, von denen er täglich wiederholt wird. Da ſie ſtets die Arbeiten anführen und das Vertrauen ihrer Herren in Händen haben, ſo kömmt es ſchlechterdings auf ſie an, nach Gefallen die Schwarzen zu quälen oder gut zu behandeln. Der Eigenthümer ſollte daher ſehr vorſichtig in der Wahl der Neger ſeyn, die er zu Aufſeher bei den Arbeiten ernennt; und weil oft die ausſchweifende Lebensart der Aufſeher zu ihren Ungerechtigkeiten Anlaſs giebt, ſo ſollte man nur bejahrte und beweibte Männer dazu erwählen. Sanftmuth und Rechtſchaffenheit ſind zur Führung ihres Amtes eben ſo nothwendig als Kenntniſſe. Statt aller dieſer Erforderniſſe, ſcheint man nur auf körperliche Schönheit bei ihnen zu ſehen, und nicht ſelten ſind die Aufſeher kaum fünf und zwanzig Jahre alt.

Auſſer den Negers, die auf den Arbeitsplatz gebraucht werden, und die ohnſtreitig die unglücklichſten der Colonie ſind, giebt es noch Neger, die ein Handwerk haben; dieſe, in weit geringerer Anzahl als die andern, genieſſen ein beſſeres Schickſal: ihre Herren ſchonen ſie mehr; ſie miethen ſie monatlich oder jährlich, laſſen ſie auch wohl ganz für ſich leben, und nehmen nur einen gewiſſen Tribut von ihnen. Allein von allen Sklaven auf der Colonie führen augenſcheinlich keine ein angenehmeres Leben, als die Bedienten, ſowohl in

Städten als auf dem Lande. Sie werden, auf Koſten ihrer Herren, gut genährt und wohl gekleidet, und der Dienſt für dieſen Unterhalt iſt ſehr leicht, denn ſie ſind in allen Häuſern in ſo groſser Anzahl, daſs auf jeden nur eine ſehr kleine Verrichtung fällt; auch befremdet einen neu angekommenen Europäer ihre Trägheit nicht wenig. Die Wirkung dieſer ſichtbaren Nachläſsigkeit iſt nicht ganz die Folge ihrer Organiſation, oder des Clima, worin ſie leben, ſondern vielmehr eine Gleichgültigkeit zu allem, was man ihnen aufträgt, denn ſie haben ſonſt ziemlichen Hang zu Vergnügungen. Dem ohngeachtet werden die Neger, die man zum häuslichen Dienſt gebraucht, ob ſie ſchon weniger nützlich, als die arbeitenden Schwarzen ſind, viel theurer verkauft.

Wenn man die Lebensart der Einwohner von S. Domingo auf ihren Landgütern betrachtet, ſo ſollte man glauben, daſs ſie in einer Art von Vertraulichkeit mit den Sklaven umgehen, die ſie bedienen; allein dies geſchieht nie; weil politiſche Urſachen eine zu genaue Grenzlinie zwiſchen den Schwarzen und Weiſſen gezogen haben.

Eine feſte und dauerhafte Geſundheit erſetzt dem Menſchen tauſend andre Bedürfniſſe; durch ſie kann der geringſte Sterbliche der Freuden noch viele empfinden. Folglich könnte der Sklave, der geſund iſt, aller Hinderniſſe ohngeach-

tet, die ihm auf ſeiner Laufbahn im Wege ſtehn, immer noch ſein Daſeyn lieben, er könnte, trotz unſrer Grauſamkeiten, der Natur, die ihm das Leben gab, Dank wiſſen.

Doch, wohin er ſich wendet, verfolgen ihn Krankheiten, und bringen ſein Unglück aufs höchſte. Allenthalben iſt er der ſtrengen Witterung eines ungeſunden Clima ausgeſetzt, fühlt die traurigen Folgen übermäſsiger Arbeiten und ſchlechter Nahrungsmittel, iſt ein Raub der Eiferſucht, findet öfters den Tod in der Grauſamkeit ſeines Kameraden, oder verzehrt ſich in Gram.

Das Regiſter aller Krankheiten, denen die Schwarzen ausgeſetzt ſind, ſchickt ſich beſſer in eine mediciniſche Abhandlung. Ich will daher nur die wichtigſten anführen, welche zugleich am öfterſten im Schwange gehen. *Pian*, *Epian*. Dieſe Krankheit iſt in den mediciniſchen Facultäten von Europa wenig bekannt, und ſcheint vorzüglich das Erbtheil der Afrikaner zu ſeyn. Sie greift, ohne Unterſchied, Männer, Weiber und Kinder an, und offenbart ſich durch Geſchwüre, die ſich beſonders an den Gelenken ſetzen. Der Neger empfindet alsdann eine vollkommene Mattigkeit, er wird gelb, mager, und wenn nicht wohleingerichtete Hülfsmittel, welche ſein Blut wieder reinigen, dabei gebraucht werden, ſo muſs er daran ſterben. Die alkaliſchen Salze ſind für dieſe Art von Krankheit die beſte Arzenei.

Der Scorbut iſt eine andre Geiſſel für die hieſigen Sklaven. Sie bekommen dieſe Krankheit gemeiniglich auf ihrer Seereiſe von Afrika; da ſie aus Mangel an Pflege ſchlecht geheilt werden, ſo bricht dies Uebel in den Plantagen zuweilen wieder aus, und wird deſto ſchwerer ausgerottet, weil es bereits zu tief eingewurzelt liegt; auch das geſalzene Fleiſch, das ihre gewöhnliche Speiſe iſt, und der lange Schlaf, dem ſie ſich, ſo bald ſie nur können, überlaſſen, die Krankheit nicht nur gefährlicher, ſondern auch langwieriger machen. (*)

Die *veneriſchen Krankheiten* ſind unter den Negern ſo gemein, daſs ſie ſolche ſelbſt mit auf die Welt bringen. Die Hitze des Clima hemmt zwar ihren Fortgang ſehr; wenn man ſie indeſſen vernachläſſigt, ſo werden ſie ſehr bösartig, und ſchwerer zu heilen, als in Europa.

Die Auszehrung. Die gefühlvolleſten Schwarzen ſind ihr am meiſten unterworfen. Man könnte folglich daraus ſchlieſſen, daſs dieſe Krankheit moraliſchen Urſprungs ſei. Munterkeit und Zerſtreuung wären alſo die ſicherſten Mittel dagegen; allein man bedient ſich ihrer nicht, obſchon die übrigen alle unnütz ſcheinen. Auch hat man die Bemerkung gemacht, daſs diejenigen, welche die Auszehrung haben, gemeiniglich durch den Selbſtmord ihre Tage

(*) Die Neger ſchlafen viel feſter als wir Europäer.

kürzen; andre ſterben, nachdem ſie wenige Jahre hinwelkten, eines natürlichen Todes.

Die zurückgetretnen Ausdünſtungen. Dieſe haben hier die gefährlichſten Folgen. Es iſt öfters die Schuld der Eigenthümer, wenn ihre Schwarzen an dieſer Unpäſslichkeit leiden. Oefters läſst man ſie im ſtärkſten Gewitter mitten im Regenguſs noch eine Stunde fortarbeiten; und die Unglücklichen, von Kälte erſtarrt, beſitzen nicht ſo viel, um ihre Kleider zu wechſeln. Man glaubt, auf dieſe Art Zeit zu gewinnen; allein Krankheiten und der Verluſt der Sklaven beſtrafen zuweilen den Herrn für ſeinen grauſamen Geitz.

In allen nur etwas anſehnlichen Plantagen trifft man ein Hoſpital für kranke Sklaven an. Die Geſchlechter werden in ſelbigen abgeſondert, und man iſt ſogar zuweilen darauf bedacht, die Patienten nach ihren verſchiednen Krankheiten zuſammen zu legen. In jeder gut-eingerichteten Anſtalt kocht man täglich Fleiſchbrühen für die Kranken, und den Geneſenden giebt man etwas Wein und friſches Fleiſch. Die Eigenthümer, welche bei ſich dergleichen Anſtalt eingeführt, werden reichlich für ihre Unkoſten belohnt; ihre Sklaven, denen es zur Wiederherſtellung ihrer Geſundheit nur an guten Nahrungsmitteln fehlt, erholen ſich weit leichter und geſchwinder.

Die beſten Hoſpitäler haben nur Feldbettſtel-

len, ohne Madratzen und decken. Vielleicht halten die Neger, die auf der bloſsen Erde zu ſchlafen gewohnt ſind, dieſe Art von Betten ſelbſt dann, wenn ſie unpäſslich ſind, noch für ſehr gut.

Wenn wir im Allgemeinen einen Blick auf den Negerhandel werfen, ſo bemerken wir eine Menge afrikaniſcher Nationen, die nach jenen überflüſſigen Dingen begierig ſind, mit welchen wir ſie bekannt gemacht haben, mit Dingen, die ſie nicht nachzuahmen verſtehn, und welche entbehren zu können ſie zu wenig Klugheit beſitzen. Stets führen ſie untereinander Krieg, um auf dieſe Art Gefangne zu bekommen, die wir alsdann von ihnen umtauſchen.

Branntwein, Säbel, Flinten, Piſtolen, Meſſer, Pulver und Bley, ſind die Sachen, auf welche die Neger den meiſten Werth ſetzen. Mit dieſen Dingen, nach denen ſie am eifrigſten trachten, führen ſie ihre unter ſich verderblichen Kriege, ohne es einzuſehen, daſs ſie unſre Klopfechter werden, indem ſie ohne Ruhm und ohne Nutzen mit den Waffen ſtreiten, die wir ihnen ſelbſt verſchaffen.

Auſſer dieſen Gefangnen, die eine Nation von der andern, theils mit Liſt, theils durch die Waffen erhält, ſtehlen ſich die Einwohner einer und derſelbigen Ortſchaft öfters ihre eignen Kinder, wenn ſie noch ganz jung ſind, und verkaufen ſie ohne Barmherzigkeit. Die

Schiffkapitains, welche nur darauf bedacht ſind, ihre Schiffsladung vollzählig zu machen, benützen dieſe Grauſamkeiten, reitzen ſie noch mehr an, und nehmen begierig die Früchte ihrer wilden Gewohnheiten. Der Vater verkauft ſeinen Sohn, der Sohn ſeinen Vater. Dies iſt etwas ganz gewöhnliches, und darf Niemand befrembden. So lange wir einen Handel mit Neger treiben, werden ſie uns ihres gleichen verkaufen; wir können darauf ſicher rechnen. Dieſer ungerechte Handel wird freilich einſt ſeine Endſchaft erreichen; wann aber dieſer Zeitpunkt erfolgen wird, können wir fürs erſte wohl noch nicht beſtimmen.

Die creoliſche Sprache hat ihren Urſprung aus der franzöſiſchen genommen. Sie wird hier häufig geſprochen, ob ſie ſchon unvollkommen, mangelhaft und verworren iſt. Vermuthlich rührt dies daher, weil die erſten Coloniſten die Schwarzen für zu einfältig hielten, ihre Sprache nach allen verſchiednen Abänderungen zu begreifen. Indeſſen lernen die Neger das Franzöſiſche viel leichter als die Fremden. Gleichwohl hat die creoliſche Mundart daſelbſt den Vorzug behalten. Nicht allein die Schwarzen, ſondern auch die Weiſſen, welche dort auf ihren Kolonien wohnen, ſprechen dieſe Sprache lieber als franzöſiſch, theils vielleicht aus Gewohnheit, theils auch, weil ſie ihnen mehr gefällt.

Die Dichtkunſt und Muſik der creoliſchen Neger iſt nicht viel beſſer als ihre unverſtändliche Sprache. Sie ſpielen, ohne ſich an Regeln zu binden, und ſingen gemeiniglich was ihnen einfällt. Die Afrikaniſchen Geſänge, beſonders die von Congo, ſind weit angenehmer. Ihre Muſik ähnlet dem Gezwitſcher der Vögel. Man kann nicht genug ihr Mienenſpiel und die Harmonie bewundern, welche ſie dabei beobachten.

Die Liebe iſt der beſtändige Gegenſtand bei den Geſängen dieſes unzüchtigen Volks. Die Afrikaniſchen Tänze ſind ſehr abwechſelnd, aber durchgehends mehr wollüſtig als lebhaft. Doch bemerkt man in einigen derſelben, ſolche ſchnelle und verwickelte Wendungen, die die plumpſten Neger ſehr geſchickt auszuführen im Stande ſind.

Die Congos unterſcheiden ſich ſo wohl im Tanz, als Geſang. Das ausnehmende Vergnügen, das ſie an dieſen Leibesübungen haben, kann vielleicht die Urſache ſeyn, warum ſie ſich vor den andern Schwarzen auszeichnen. Da ſie äuſſerſt wollüſtig und ſchamlos ſind, ſo drücken ſie auch hier ihre Leidenſchaft wie bei jeder andern Gelegenheit aus; daher kommen die vielen unanſtändigen Stellungen, und tauſend ähnliche Gebehrden und Bewegungen, die ſich alle nach den Schlag einer bloſsen Trommel richten, wobei das Paar, das zuſammen tanzt,

nicht undeutlich dem Zuſchauer, jede Fortſchritte in der Liebe erkennen läſst.

Ob gleich die Religion der Sklaven, kein Gegenſtand iſt, worauf man eben zu St. Domingo ſehr Bedacht nimmt, ſo will ich doch das weſentlichſte davon hier berühren.

Zwei katholiſche Pröbſte ſtehen an der Spitze der Geiſtlichkeit dieſer Colonie. Der General der Dominikaner hat ſeinen Sitz zu Port-au-Prince, und das Haupt der Capuziner wohnt am Cap. Beide haben Biſchöfliche Verrichtungen und Vorzüge. Man würde ihnen auch ohnfehlbar die Achtung erweiſen, die den Biſchöfen zukömmt, wenn ſie ein goldnes Kreutz tragen und den Titel: *Biſchöfliche Gnaden*, führen könnten; allein ſie hüten ſich wohl, ihre Eitelkeit auf die Art an den Tag zu legen. Sie ſehen es ein, daſs, wenn dieſe äuſserlichen Zeichen dazu kämen, dergleichen Stellen ſehr geſchwinde von ihnen zu weltlichen Prieſtern übergehen könnten. Auſserdem iſt es der Wille des geiſtlichen Gerichts, daſs die Religion allhier ſehr einförmig und dem äuſserlichen nach, völlig ungekünſtelt ſeyn ſoll, wie ich denn die Urſachen dieſer Abſicht ſo gleich anführen will.

Die Colonie iſt in funfzig Kirchſpiele eingetheilt, deren eine Helfte unter dem Probſt von Port-au-Prince ſteht, worinn die Dominikaner den Gottesdienſt verrichten, und deren andre dem Probſt am Cap untergeben iſt, in

welchen Capuciner das geiſtliche Amt verwalten. In jedem Kirchſpiel iſt nur ein Geiſtlicher, und dieſe kleine Anzahl von Pfarrern beſorgt dennoch alle Meſſen, ſo viel man ihrer nur hören will. Ihre Beſoldung koſtet der Colonie wenig; man kann höchſtens zu ihrem Unterhalt eine Summe von 350,000 Livres rechnen. Die Vertheilung der Prieſter macht die Kirchſpiele zuweilen ſo entlegen, daſs manche Ortſchaften, beſonders in den Gebürgen, drei bis vier Meilen von ihrem Geiſtlichen entfernt ſind. Allein man iſt überein gekommen, daſs in ſolchen Fällen die Neger keine Meſſe zu hören brauchen. Es wäre auch unbillig, wenn dies an Feſttagen, wo ſie für ihren Unterhalt ſorgen müſsen, von ihnen verlangt würde.

Bei den Weiſſen gilt zwar dieſe Entſchuldigung nicht, allein ſie finden eine andre, indem ſie vorgeben, daſs ſie ihren Hansſtand in Ordnung halten müſsen. Weit entfernt, darüber verdrieſslich zu ſeyn, daſs ihre Sklaven den gottesdienſtlichen Ceremonien nicht beiwohnen können, iſt ihnen dies vielmehr ſehr lieb, und ſie glauben einſtimmig, daſs die Furcht für hieſige Züchtigungen, die ihnen keinesweges geſchenkt werden, ſie beſſer im Zaum halte, als die Furcht für unbekannte Strafen in einer andern Welt. Sie bekümmern ſich wenig um ihre Glückſeligkeit nach dem Tode, und finden in der catholiſchen Religion nur Grund-

ſätze von Gleicheit, womit es gefährlich iſt, Sklaven zu unterhalten.

Es geſchieht ſelten, daſs ein Plantagenneger bei der Annäherung ſeines Todes die Beichte verlangt. Nichts iſt aber gewöhnlicher, als Schwarze ſterben zu ſehen, die ihr ganzes Leben, in einer vom Kirchſpiel entfernten Plantage, ohne Meſſe und Beichte zubrachten, und nie einen Geiſtlichen zu ſehen bekommen.

Wenn man dies betrachtet, und den wenigen Gebrauch, den man hier von den göttlichen Sacramenten macht, in Erwegung ziehet, ſo muſs die Lebensart der hieſigen Geiſtlichen nicht ſehr befremden.

Ueberzeugt von der Gleichgültigkeit der Sklaven gegen den Gottesdienſt, ſind ſie nur darauf bedacht, ihr Leben angenehm hinzubringen, und Schätze zu ſammlen, um die Secularisation zu erhalten; auch iſt dies vielleicht das einzige Geld, welches der römiſche Hof von der Colonie von St. Domingo zieht.

Die Capuziner gehen hier friſirt, barbiert, in Prelatenkleidung, leben aufs herrlichſte, und haben acht bis zehn Sklaven in ihren Dienſten.

Pflanzte je die Natur einen Trieb im Menſchen, den keine Umſtände, keine Begebenheiten zu erſticken vermögen; ſo iſts der Trieb nach Freiheit. Man bemerkt ihn noch bei ſechszigjährigen Sklaven, deren Eltern Sklaven waren,

und die vom erſten Augenblick ihres Lebens an mit Sklaven umgeben waren. So gewiſs iſts, daſs Freiheit ein Naturgeſetz bleibt, wornach der Menſch unaufhörlich ſtrebt, wenn ſchon die Abſichten der Politik nach allen Kräften dahin gerichtet ſind, dieſen Naturtrieb eine andre Richtung zu geben. Heiliges natürliches Geſetz, nur mit dem Ende unſers Daſeyns wirſt du in uns ſterben!

Da folglich dieſe Freiheit ſo koſtbar iſt, ſo bleibt die Ertheilung derſelben für diejenigen, die ihrer beraubt ſind, eine groſse Belohnung. Daher kommt es, daſs die Einwohner der Kolonien, dieſes Geſchenk nur ſehr wenigen, und nur ſolchen Schwarzen ertheilen, die ſich durch ihre gute Dienſte vorzüglich ausgezeichnet haben. Auf dieſe Art ſuchen ſie Nacheiferung bei ihnen zu erwecken.

Da aber die Freilaſſung lediglich auf der Herrſchaft ankömmt, ſo miſcht ſich nicht ſelten Partheilichkeit und Eigenſinn in dieſer Gunſt. Oft wird ein junger Neger in dem Hauſe ſeines Herrn erzogen; das Kind gefällt ihm, er bekömmt zu demſelben eine Neigung, und er giebt ihm die Freiheit, indeſs ein treuer Sklave, der zugleich Vater vieler Kinder iſt, ſich Jahre lang in ſeinen Dienſten erſchöpft, ohne dieſe Gunſt erlangen zu können. Welche auffallende Ungerechtigkeit! und doch geſchieht dies mehr denn zu oft.

Mulatten und Mulattinnen ſollte man ohne Umſtände für geborne freie Leute erkennen. Ihre Blutsverwandſchaft mit den Weiſſen gäbe ihnen ſchon das Recht, vom unbemerkten Schwarm der Neger unterſchieden zu werden. Sie würden ſich alsdann näher mit unſern Vortheilen verbinden, von den Schwarzen mehr geehrt ſeyn, und die verſchiednen Aufſeherſtellen beſſer in Acht nehmen, die man ihnen in den Plantagen anvertraut.

Alles nöthigt den gemeinen Mann in Europa fleiſsig zu ſeyn, wenn er nicht Hungers ſterben will; die Hoffnung, ſeinen Hausſtand zu verbeſſern, und ſeinen Kindern ein Vermögen zu hinterlaſſen, ſind ihm mächtiger Antrieb zur Arbeitſamkeit; allein der Sklave von St. Domingo, dem ſein Herr mit Leinwand verſorgt, womit er ſich bedeckt, dem er Land giebt, aus dem er den gehörigen Lebensunterhalt zieht, der keine Steuren bezahlen darf, kein Eigenthum beſitzt; den die Hitze des Clima und mehr noch die täglichen Arbeiten in der Plantage kraftlos machen, hat natürlich einen Abſcheu für alle Arbeit, und zieht die Ruhe der Bewegung vor.

Ob ſchon die freien Neger aus dem vorigen Grunde nicht träge ſeyn können, ſo hängen ſie doch dem Müſsiggange ausnehmend nach, woran zum Theil das Clima ſchuld iſt, zum Theil

auch eine gewiſſe Eitelkeit, die ſie zum Müſsiggang antreibt.

Um die Entſtehung dieſes charakteriſtiſchen Zuges von ihrer Quelle herzuleiten, bemerke man, daſs die arbeitende Negerklaſſe zu St. Domingo, gewiſſermaſsen von ihnen für ehelos gehalten wird. Da ſie alſo deren meiſte Verrichtungen mit einer Art von Schande belegt haben, ſo betrachten ſie eben daher jede Arbeit für ſie erniedrigend.

Diejenigen Freigelaſſenen, die folglich ihr Leben ohne Beſchäftigung zubringen können, ergeben ſich ganz der Ruhe, und treiben die Weichlichkeit, wenn es ihre Umſtände irgend erlauben, gewiſs aufs höchſte. (*)

Es wäre ſehr unrecht, wenn man die Unthätigkeit der Neger einem Mangel am Verſtande oder an Scharfſinn beimeſſen wollte. Die Weichlichkeit, die ſie von den Europäern unterſcheidet, rührt von den ihnen eigenthümlichen moraliſchen und phiſikaliſchen Umſtänden her.

Sollte man es wohl glauben, daſs, ohngeachtet der grauſamen Behandlungen, welche die Neger erleiden, ohngeachtet der Geduld, mit

(*) Ein freier, noch junger und muntrer Neger, lieſs einen ſeiner Sklaven ſehr weit herholen, um ihm mit einem gebiethriſchen Ton befehlen zu können, ein Rohr wieder aufzuheben, das ihm aus den Händen gefallen war.

der ſie dieſe Behandlungen tragen, die Eigenthümer ſie dennoch als höchſt gottloſe und von Natur laſterhafte Menſchen betrachten? Allein dieſe Anſchuldigungen ſind grund falſch; vielmehr iſt der Neger ſanfter und biegſamer als der Europäer.

Gaben wir ihm wohl je Beiſpiele von Menſchlichkeit? ſpricht man wohl mit ihm von andern Dingen, als von erſchrecklichen Strafen? nahm man je Theil an ſeinen Leiden? Von Martern umgeben, ein Zeuge immerwährender Grauſamkeiten, ſollte er nicht wild und unmenſchlich werden? dennoch wird er es nicht, oder doch nur ſelten.

Man nennt ihn *undankbar*. Welche Wohlthat empfing er? Etwan die, daſs man ihm mit genauer Noth leben läſst? nur der Eigennutz des Herrn verhindert ſeinen Tod.

Jeder Eigenthümer ſcheint die abſcheulichſten Handlungen der Neger ſorgfältig in ſeinem Gedächtniſſe aufzubewahren; er erinnert ſich ihrer mit Abſcheu, und ſchlieſst daraus, daſs ſie nur Gottloſigkeiten auszuüben im Stande ſind.

Wäre es ein Wunder, wenn es bei der Menge Sklaven, welche die Europäer, ſeit Entſtehung der Kolonie, tyranniſch begegneten, nicht von Zeit zu Zeit einige gegeben hätte, die ſich rächen wollten? Führte man gegentheils

alle die Beiſpiele an, die von ihrem guten Herzen zeugen, ſo würde die Menge derſelben, ihre ſchlechte Handlungen gewiſs überwiegen. Wie viel Neger ſah man nicht, die ihr Leben für ihre Herrſchaft aufopferten! wie viele ſterben nach dem Tode ihrer Herren nicht in Kummer! wie viele, nachdem ſie frei und reich wurden, kamen mit der gröſsten Bereitwilligkeit ihren Herren zu Hülfe, von denen ſie die Freiheit erhielten, als die häuslichen Umſtände der Letztern in Unordnung gerathen waren!

Anekdote von Walter Mifflin.

Die ſo hoch belobte Kriegszucht der engliſchen Armee, und der Gewinn der Bataille bei *Brandywine*, öffneten dem General *Howe* die Thore von *Philadelphia*. Sein Marſch, *depuis la tête de l'Elk*, ſo wie ſein Aufenthalt in dieſer Hauptſtadt, war durch Mordbrennereien, Verheerungen und den Ruin vieler Familien bezeichnet. Diejenigen, die vom Schauplatze des Krieges entfernt lagen, öffneten den unglücklichen Geplünderten willig Thür und Thor.

Mittlerweile hielt die *Gemeinde der Freunde*, die in den 3 Grafſchaften *Kent*, *Newcaſtle* und

Suſſex am Ufer des Fluſſes *Delaware* wohnten, ihre gewöhnliche Verſammlung der *Mildthätigkeit*, deren Endzweck iſt: die freiwilligen Gaben der Mitglieder einzunehmen, und von denſelben den Armen und Unglücklichen Hülfe und Unterſtützung zu ertheilen. Erſtaunt über die Gräuel des Krieges, deren Anblick ihnen ganz neu war, verdoppelten dieſe guten Leute ihre wohlthätigen Vorſchüſſe; allein, ſo reichlich die Unterſtützung auch war, ſo bald war ſie doch durch die Menge der Nothdürftigen erſchöpft. Denen, die im groſsen Elende waren, gaben ſie was ſie hatten, und die bitterſten Thränen floſſen über das Schickſal derer, denen ſie nicht helfen konnten.

Unterſchiedliche von ihren *Aelteſten* fuhren ganze Wochen durch, von Pflanzung zu Pflanzung, und ſammleten auf ihren Wägen alles Speck, Mehl und andern Vorrath, den die Milde der Landleute ihnen hergab. Sie würden über die Summe Geldes und über die Menge von Geräthſchaften und nützlichen Sachen erſtaunen, die auf dieſe Art, ſelbſt auf den Feldern, zuſammengebracht wurden, die faſt zur Hälfte durch die Raubſucht der Engländer verwüſtet waren.

Während dieſen Beſchäftigungen gab ihnen (um in ihrer Sprache zu reden) der Geiſt ein: dem engliſchen General einen Abgeordneten aus ihrer Gemeinde zu ſchicken, der ihn bewö-

ge: dafs er bei ſeiner Armee eine ſtrengere Zucht einführe; und wenigſtens während dem Winter, einen Waffenſtillſtand einginge.

Walter Mifflin wurde zu dieſem Geſchäfte ernannt. Die Schwierigkeiten, ſelbſt die Gefahren, die mit dieſem Unternehmen verknüpft waren, beunruhigten ihn nicht; mit Freuden übernahm er den Auftrag, deſſen man ihn gewürdiget. — Denn nach ihren Grundſätzen macht ſich jeder, der ſich der Ausführung einer guten That entzieht, der Menſchenfurcht und des gröſsten Verbrechens vor den Augen Gottes ſchuldig, indem er ſich der Erfüllung ſeiner erſten und weſentlichſten Pflicht weigert. — Vielleicht glauben Sie, dafs einer der amerikaniſchen Generale ihm einen Paſs mitgab. — Nein, mein Freund, dieſe Vorſichtigkeit würde in den Augen der Quaker Furchtſamkeit bei Ausübung einer guten Handlung verrathen; und ihnen einige Theilnahme an dem abſcheulichen Laſter des Krieges geben. — Voll Vertrauen auf die Achtung, in der die Geſellſchaft ſtand, die ihn abgeordnet; angefeuert durch die Ausſicht der Vortheile, die er ſeinem Vaterlande verſchaffen würde, wenn ſeine Abſicht ihm gelänge, reiſte *Walter Mifflin* ab. Er hatte nur zwei Briefe bei ſich, in welchen ſeinen Freunden in *Philadelphia* der Endſchluſs der Quakergemeinen in den drei Grafſchaften, *Kent*, *Newcaſtle* und

Suſſex, kund gethan wurde; und daſs Walter Mifflin zur Ausführung deſſelben erkohren ſei.

In der amerikaniſchen Armee gab es einen General, der ebenfalls *Mifflin* hieſs, und der vor dem Kriege Mitglied dieſer Gemeinde geweſen war. Allein nachdem er alle Kräfte ſeiner Beredſamkeit angeſtrengt, um ſeine Mitbürger zu erhitzen, ſo unterdrückte er ſeine religiöſen Empfindungen, um mit den Waffen in der Hand ſein Vaterland zu rächen. — Sobald *Walter Mifflin* die engliſchen Vorpoſten erreichte, bemächtigte man ſich ſeiner, und führte ihn vor dem kommandirenden Offizier. — Wer ſeid ihr? woher kommt ihr? fragte ihn dieſer. — Ich heiſſe *Walter Mifflin*, und gehe nach Philadelphia. — *Mifflin! Mifflin!* Wenn mir recht iſt, ſo giebt es einen gewiſſen *Thomas Mifflin*, einen ſeynwollenden General in der Armee der Rebellen. Iſt das etwa euer Anverwandter? — Ja, mein Freund, wir ſind leibliche Geſchwiſter Kinder; das iſt doch kein Verbrechen vor deinen Augen? — Hinterliſtiger Rebelle! wie kannſt du dich unterſtehen, mich deinen *Freund* zu nennen? Soldaten, führt mir dieſen Heuchler ſo lange in die Wache, bis wir ihn zum Generalprofoſs ſchikken, der ihn nach Recht und Verdienſt aufknüpfen wird. Du wirſt da eine Menge Rebellen antreffen, die, unter dem Scheine der Demuth und der Einfalt der Quaker, ſich in dem engliſchen Lager einzuſchleichen geſucht haben,

um das ſaubere Handwerk eines Spions zu treiben. — Was du auch ſagen magſt; ich bin kein Spion. Vielleicht wird es mir erlaubt ſeyn, es zu beweiſen. — Beweiſen! dazu iſt keine Zeit übrig; der Proceſs eines Rebellen, wie du, iſt bald gemacht. Ein Strick, ein Nagel, oder der Aſt eines Baums, dann zwei tüchtige Soldaten, um ihn aufzuziehen, weiter gehört dazu nichts. — Aber warum, mein Freund, wollteſt du einen Mann Gewalt anthun, den du doch nicht kennſt? warum ihn eines Verbrechens anklagen, von dem du nicht überzeugt biſt? warum ihn mit einer Strafe drohen, die er nicht verdient? Bin ich nicht dein Bruder? — Ich, dein Bruder! Gott bewahre mich vor einer ſolchen Verbrüderung! Ich bin dein Feind; das bin ich; und wenn mir Gott das Leben erhält, ſo hoffe ich es dir und den Deinen zu beweiſen. Von dem Tage an, da der König euch ſeinen Schutz entzog, und euch für Rebellen erklärte, verdient ihr, ſo wie eure Weiber und eure Kinder, nichts, als den Strick! Nach der Proclamation Georg des Dritten verdient ihr ihn! — Dein König iſt ſehr grauſam, daſs er ſo viele Menſchen zum Tode verdammt, die ihm doch nie, ein Leides angethan! — Unſer König iſt der gerechteſte und groſsmüthigſte von allen Königen der Erde! er will dieſes Land von dieſer republikaniſchen Brut, von dieſen Abkömmlingen des Olivier Cromwell ſäubern; um es

mit Leute zu bevölkern, die ihm ſtets treu und ergeben ſeyn werden. — Was ſind das für Leute, von denen du da redeſt? — Brave Schotten! — Wie lange iſts denn her, daſs dein Land ſo ſehr am Braunſchweigiſchen Stamme hängt? Habt ihr denn eure Stuarts ſchon gänzlich vergeſſen? — Sie haben ſich ſelbſt in Vergeſſenheit gebracht; und waren nie des Blutes werth, das unſre Vorfahren für ſie vergoſſen haben. (der dies ſagte, war ein Engländer.) — Sage mir alſo, braver Schotte, kommt deine Nation in der Abſicht, unter den Fahnen deines Königs zu uns her, um uns zu erwürgen; und alsdann unſre Häuſer in Beſitz zu nehmen, unſere Felder zu bearbeiten, unſere Wieſen zu mähen, die wir im Schweiſſe unſers Angeſichts zubereitet haben? — Und warum nicht, Herr Amerikaner? Ihr ſeid die von Gott verfluchten Cananiter; und wir ſind das auserwählte Volk Gottes! — O, mein lieber Schotte, die Juden haben viel gethan, das zur Nachahmung eben nicht ſehr zu empfehlen iſt. — Soldaten! führt den Kerl in die Wache; er will durchaus recht haben. Legt ihm Handſchellen an! Ohnſtreitig iſt das das erſte Paar Manſchetten, das der Herr Quaker trägt.

Den folgenden Tag um Mittagszeit führte man ihn zum General-Profoſs; nachdem er bis dahin den Soldaten zum Ziel des Spottes gedient hatte, und jeder ihrer Ungezogenheiten

Preiſs gegeben war. Da man nun bey Durchſuchung ſeiner Taſchen zwei Briefe bey ihm gefunden hatte, die an Leute adreſsirt waren, die man für *Whigs* hielt; ſo wurde er in einen dunkeln Kerker geworfen, und die Briefe wurden nach dem Hauptquartier geſchickt. — Daſelbſt waren ſie lange in Vergeſſenheit; denn die unbändigſten Schwelgereien, das Wohlleben, die ausgelaſſenſten Ausſchweifungen beſchäftigten die engliſchen Offiziere dergeſtalt in ihren müſſigen Stunden, daſs ſie kaum ſo viel Zeit übrig behielten, ſich mit Dienſtgeſchäften zu befaſſen. Ganz von ohngefähr fielen dieſe Briefe, nach 17 Tagen, in die Hände des Sir *William Howe*. Sie ſchienen ihm in einem ſehr geheimniſsvollen Style geſchrieben zu ſeyn. Dieſe Idee unterdrückte auf einmal einen Augenblick ſeine Trägheit, und er befahl: ihm den Gefangenen vorzuführen, in deſſen Taſchen man dieſe Briefe gefunden. Walter Mifflin wurde alſo gebracht; und nach ſeiner Gewohnheit behielt er ſeinen Hut auf dem Kopfe. Sir *William Howe*, dem dieſer ungewöhnliche Gebrauch auffiel, fragte ihn: ob er *Walter Mifflin* hieſse: — Ja, Freund *William Howe*, antwortete er; das iſt mein Name! — Woher kommt ihr? — Vom General-Profoſs! — Woher kamt ihr, ehe man euch zu ihm führte? Aus der Grafſchaft Kent. — Warum ſeid ihr hieher gekommen? — Um mit dir zu reden. — In dieſem Augenblicke

nahte ſich der Oberſte *Balfour*, erſter General-Adjutant; der, von militariſchen Vorurtheilen eingenommen, es nicht leiden konnte, daſs der Menſch die Kühnheit hatte, in Gegenwart ſeines Vorgeſetzten den Hut aufzubehalten; er riſs ihm alſo denſelben herunter, und ſagte ſehr heftig: ungeſchliffener Bauer, wiſſe, daſs keiner zum General en Chef der brittiſchen Armee mit bedecktem Haupte redet; und noch viel weniger ein Rebelle, und ein Gefangener wie du. — Wie kann ich deine Gebräuche wiſſen? erwiederte Walter *Mifflin*, ich, der vordem nie einen engliſchen General geſehn; ich, der Zeitlebens mit ſeinen Nachbarn und Freunden mit bedecktem Haupte geredet. Dieſer Hut, der dich ſo ſehr beleidigt hat, iſt ein Theil meiner Kleidung; muſs ich alſo auch etwan meinen Mantel abwerfen? — Oberſter! mäſsigen ſie ihren Eifer, ſagte der General. — M. *Mifflin*, machen eure Glaubensgenoſſen ſich einen Gewiſſensſcrupel daraus, wenn ſie vor jemanden den Hut abnehmen ſollen? — Nein, Freund *Howe;* es iſt bloſs ein Gebrauch unſerer Gemeine, die alle Menſchen als Brüder betrachtet. Wir zeigen gegen jederman den beſten Willen, und ein offenes ehrliches Herz. Deshalb drücken wir freundſchaftlich die Hand, ohne uns weiter einer äuſſern Höflichkeitsbezeugung zu bedienen. — Die ſonderbar ſtrenge Beobachtung dieſes Gebrauchs lieſs mich glauben, M. *Mifflin*,

dafs ihn Gewiſſensſcrupel veranlaſsten. — Keinesweges, Freund *William*. Aber, aufrichtig! hat es dich beleidigt, dafs ich bedeckt mit dir redete? Das war meine Meynung nicht. Ich ſtand vor dir, wie ich vor meinen Brüdern zu ſtehen pflege; wie wir ſelbſt vor Gott ſtehen, wenn wir in unſern Verſammlungen ſeine Barmherzigkeit anflehen, und die Eingebungen ſeines Geiſtes erwarten. Gewinnt deine Ehre, oder dein Anſehn dabei, dafs dein General-Adjutant mir den Hut vom Kopfe rifs? — Mein General-Adjutant, M. *Mifflin*, glaubte ſich hiezu berechtiget. Ob du übrigens deinen Hut auf haſt oder nicht, das iſt mir gleich. Ich fordere nichts weiter von dir, als deutliche und genaue Antwort auf meine Fragen. — *Walter Mifflin*, der ruhig ſeinen Hut wieder aufſetzte, ſagte: er könne auf die Wahrheit ſeiner Ausſage rechnen. Frage immerhin, Freund *Howe*, fuhr er fort, ſo bekomme ich Gelegenheit dir zu ſagen, was mich eigentlich nach Philadelphia gebracht; und worüber ich mit dir eine freundſchaftliche Unterhandlung pflegen mögte. — Mit mir, eine freundſchaftliche Unterhandlung? Wer ſeid ihr denn? Wer hat euch zu mir geſandt? — Ich bin ein Pflanzer aus der Grafſchaft *Kent*; geſandt an dich, von den Quakergemeinden der drei untern Grafſchaften. — Wie, ein Pflanzer! von den Quakergemeinden abgeſandt? Ach, die Herren Pflanzer und

ihre Gemeinden wählten einen üblen Augenblick; denn ich ſehe mich genöthiget ihr Feind zu ſeyn. Was verlangt die Gemeinde? Was wollt ihr ſelbſt von mir? — Da du ein Engländer biſt, ſo wirſt du wiſſen, daſs die Gemeinde *der Freunde* ſich nie in Kriegshändel gemiſcht, noch je an irgend einem öffentlichen oder Privatſtreit Theil genommen. Durch das Evangelium, das uns alle Menſchen als Brüder anzuſehen lehrt, iſt uns jeder Zank unterſagt; aber indem es uns den Frieden und die Bruderliebe anempfiehlt, gebietet es uns auch, unſere Kräfte aufzubieten, um jedes Unheil zu verhindern oder ihm zuvorzukommen. Die Brüder der drei Grafſchaften, die ſich in unſerer *mildthätigen Verſammlung* vereinigen, haben geglaubt, daſs es vielleicht möglich wäre, eine Zuſammenkunft zwiſchen dir und dem Freunde *George Washington* zu veranſtalten. Dieſe Zuſammenkunft hätte vielleicht die Folge: daſs ein Waffenſtillſtand, wenigſtens während des Winters, zu Stande käme; vielleicht trüge er zu einem guten Vernehmen bei, vielleicht gäbe er ſogar zur Wiederherſtellung des Friedens Veranlaſſung. Ueberzeugt, daſs dieſes Vorhaben heilſam und erſprieſslich iſt; zufolge dem ſchuldigen Gehorſam gegen die Eingebungen des Geiſtes, von dem alle unſere guten Gedanken und Handlungen herkommen, haben ſie mich abgeſchickt, dir dies alles vorzuſtellen. Was

iſt hierüber deine Meinung, Freund *Howe?* — Ich billige den Gedanken recht ſehr, den ihr H. Quaker hegt; er iſt edel, und kann zu vielem Guten Anlaſs geben. Er gelinge nun, oder nicht, er macht euch bei mir Ehre, und beſtätigt die gute Meinung, die ich ſtets von eurer Sekte gehabt. Es freut mich ungemein, zu ſehen, daſs die, die ſich nicht mit Krieg abgeben, doch die Schrecken deſſelben zu mildern, und den Frieden wieder herzuſtellen ſuchen. Aber der General Washington und ich, wir ſtehen nicht in gleichem Verhältniſſe. In vier Tagen kann er vom Congreſs Verhaltungsbefehle erhalten; dahergegen ich viele Monate gebrauche, um die Ordres des Königes zu wiſſen. Wenn wir uns indeſs ſprechen können, ſo will ich gerne einen kurzen Stillſtand eingehen, der unſern Truppen Zeit giebt ſich zu erfriſchen, und einige Ruhe zu genieſsen. Aus dem Inhalt eurer Briefe erſehe ich, daſs ihr mir nichts verheelt habt; und daſs ſie nur in der Abſicht geſchrieben ſind, um eure Freunde von dem Entſchluſs eurer Gemeinden, und von eurem edelmüthigen Vorhaben Nachricht zu geben. Bleibt bei mir zum Mittagseſſen; nach Tiſche werde ich euch die nöthigen Päſſe zu eurer Reiſe ausfertigen laſſen. — Wenn du es ſo willſt, ſo werde ich mit dir eſſen; aber deine Päſſe kann ich nicht gebrauchen. — Und warum nicht? M. *Miſflin.* — Weil wir dadurch an den ſchreck-

lichen Verbrechen, die der Krieg veranlaſst, Theil nähmen, wenn wir uns mit Geleitsbriefen und militairiſchen Päſſen verſähen. Ich kann aus deinem Lager gehen, wie ich in daſſelbe gekommen bin. Wer ein gutes Werk zu vollführen gedenkt, fürchtet ſich nicht; muthig geht er ſeines Weges fort, und erträgt die Unannehmlichkeiten, die ihm etwa begegnen könnten. — Welche ſonderbare Grundſätze! wie! ihr ſetzt euch lieber den Beleidigungen der Soldaten, dem Gefängniſſe, der Verſpottung aus, als daſs ihr einen Freibrief mitnehmt! Dieſe Grundſätze ſind nicht wohl überlegt, M. Mifflin: ſie ſind gegen die Natur, und gegen die innere Empfindung, die uns zuförderſt Selbſterhaltung anbefiehlt. — Es thut mir leid, daſs du ſie nicht billigeſt, Freund *Howe;* auf ihnen beruht die Exiſtenz unſerer Gemeinde; wir haben ſie ſchon oft mit unſerm Blute beſiegelt; zur Zeit der erſten Verfolgung behielten wir ſie unveränderlich bei. Wenn du ſie nicht billigen kannſt, ſo ſpotte ihrer wenigſtens nicht; ſie ſind auf unſerm Beſtreben zum Guten, auf Liebe zum Frieden und zur Einigkeit, auf unſern Abſcheu für den Krieg, den wir als das ſchrecklichſte aller Uebel betrachten, gegründet. — Wenn euch nun aber ein ſchlimmer Zufall trifft, was beginnt ihr denn, M. *Mifflin?* — Heiter und ruhig werde ich ihn hoffentlich ertragen. — Heiter und ruhig? ihr zeigt viele Faſſung! —

Und warum nicht? ich habe ein ruhiges Gewiſſen, und die innere Ueberzeugung, daſs kein zeitliches Leiden mich von der Ausübung einer guten That abſchrecken müſse. — Und wenn ich nun eure Kirchen mit Soldaten umringte, und euch bei Strafe des Stricks den Zugang verböthe; was würdet ihr thun? — Wenn der Geiſt es mir eingäbe, hinein zu gehen; ſo erfordert es meine Pflicht, mich dieſen Eingebungen nicht zu widerſetzen; ich würde mein Leben daran wagen. — Ihr, Herren Quaker glaubt euch alſo unmittelbar inſpirirt. — Und warum nicht, Freund *Howe?* du ſelbſt biſt es allezeit, wenn ein guter Gedanke in dir entſteht. Kannſt du darin etwas abgeſchmacktes finden, daſs jeder gute Vorſatz vom Himmel, als der groſsen Quelle des Guten komme? was für Böſes liegt darin, zu glauben, daſs ein geſunder Verſtand fähig iſt, einen ſchwachen Strahl des groſsen Lichts zu empfangen, das alle Menſchen erleuchtet, die nicht freiwillig die Augen verſchlieſſen? Dies iſt kein neuer Grundſatz, Freund *Howe;* die Wahrheit deſſelben findeſt du in den Schriften des heiligen Apoſtels Paulus, des Kaiſers Marc Antonin, Epiktet, und vieler anderer erleuchteter Männer beſtätiget. — Ihr habt mir das Anſehen eines Gelehrten, M. *Miſſin.* Es wundert mich nicht, daſs euch die Wahl eurer Gemeine getroffen hat. — Woher ſollte ich *Gelehrſamkeit*

nehmen? ich habe nur geſunden Menſchenverſtand, Schulunterricht, und Erfahrung. — Eure Grundſätze können im Schooſse der Ruhe und des Friedens ſehr heilſam ſeyn. Allein in einer Geſellſchaft, die ſich nur durch eine beſtändige Anſtrengung, durch Flotten und Armeen erhalten kann, kommen ſie mir nicht allein ſehr unbrauchbar, ſondern auch ſehr gefährlich vor. — Ich bin nicht hieher gekommen, um zu diſputiren; noch um dich in deiner Meinung wankend zu machen, Freund *Howe;* was die meine anbelangt, ſo iſt ſie die heiligſte und unauslöſchlichſte von allen denen, die meinen moraliſchen Charakter beſtimmen. So bald du den Vorſchlag angenommen, den ich dir gethan: ſo begebe ich mich weg, um meine Reiſe fortzuſetzen. — Nein, M. *Miffin*, ihr eſst mit mir; und ihr werdet an meiner Tafel der Achtung genieſsen, deren ihr würdig ſeid. Man hat mir geſagt, daſs ihr alle eure Negerſklaven freigeſprochen habt; iſt das wahr? — Da that ich nur, was ich ſollte. — Aber dieſe Freiſprechung muſs euch theuer zu ſtehen gekommen ſeyn? — Mir bleibt noch genug übrig, um davon zu leben, und ich bin zufrieden. — Man hat mir noch überdies geſagt, daſs ihr die Wolle von 500 Hammeln denen gabt, die die ihren durch die engliſchen Truppen verloren haben. — Da alle Menſchen, Brüder ſind, warum ſollen die Wohlhabenden nicht von Herzen gerne

ihren Ueberfluſs unter die austheilen, die der Krieg elend gemacht hat? Dies iſt das einzige wahre Glück, welches der Reichthum gewährt. Wie habt ihr eure Hammel gerettet? — Auf einer Inſel, die mir zugehört. Ich verbarg ſie in dem Gehölze dieſer Inſel, als dein Bruder (der Admiral Howe) mit ſeiner Flotte den Fluſs heraufkam. — Ihr habt meine ganze Achtung, M. Mifflin; und dieſe beiden groſsmüthigen Handlungen würden mich zu eurem immerwährenden Freunde machen, wenn es Friede und wir Nachbaren wären. Wollte Gott! daſs alle Amerikaner euch glichen. — Freund *William*, das wäre vielleicht ein Unglück für Groſsbritannien. — Und warum das, M. *Mifflin?* — Es würde zu leicht alle die Projekte ausführen, die es über Nordamerika hat; denn du weiſt, wir können uns der Macht dieſer Welt nicht widerſetzen. Aber, ob wir uns gleich den Herrſchern der Erde unterwerfen, ſo wünſchen wir doch nichts inbrünſtiger, als daſs die Geſetze weiſe, gerecht und gelinde ſind. — Aber, wiſst ihr denn nicht, M. Mifflin, daſs Groſsbritannien nur euer wahres Wohl will? — Daran zweifle ich; denn es ſucht hier das in Ausübung zu bringen, was die engliſche Nation ihren Königen nie hat zugeſtehen wollen. — Ihr ſeid alſo ein *Wigh*, M. *Mifflin?* — Freund *Howe*, es ſteht bei dir, mich zu nennen, wie du willſt. Aber was kann ich ſeyn, was willſt du, das ich, als

ein geborner Bürger von Penſylvanien, ſei? wirſt du es mir als ein Verbrechen anrechnen, mein Vaterland zu lieben? — Nein, nein, ich mache dir daraus kein Verbrechen; übrigens iſt es meines Amts nicht, weder zu predigen noch zu bekehren; ſondern zu unterjochen. — Da dies nun einmal unglücklicherweiſe dein Beruf und deine Neigung iſt, ſo beſchwöre ich dich, im Namen der Menſchheit, laſs bei deinen Eroberungen ſo viele Gelindigkeit obwalten, als nur immer möglich iſt. Halte ſtrenge Mannszucht unter deinen Soldaten, und laſs ihnen nicht mehr die Freiheit zu plündern; und alles in Schutt und Aſchenhaufen zu verkehren. Biſt du gleich nicht Amerikaner, ſo bedenke, daſs du *Engländer* biſt! daſs dieſer Name dich ſelbſt zu einem Verfechter einer gerechten und billigen Freiheit macht! — Wiſst ihr nicht, M. *Miffin*, daſs wir Militairperſonen, zwei unterſchiedene Charakter in uns vereinen? Als Bürger Englands bekenne ich, daſs das Parlament die Sache zu weit getrieben hat; als Soldat, kommt meine Ehre ins Spiel; ich muſs die Befehle des Königes ſo gut, wie nur immer möglich, erfüllen. — Das, was du ſo eben ſagſt, verwundert mich auſſerordentlich, Freund *Howe!* Wie kann ein Menſch einen doppelten Charakter haben? Wie kann ſich ſeine Vernunft theilen, wie kann er ſeine Hände etwas thun laſſen, was ſein Herz verabſcheut? — Es iſt

dem ohngeachtet ſo, M. Mifflin; dies iſt ein Problem, das Ihr, ruhigen Pflanzer, nie begreifen werdet. Indeſs kenne ich auch viele Mitglieder eurer Gemeinde, die nicht ſo denken, wie ihr. — Das kann wohl ſeyn; unſere Gemeinde ſchreibt hierin keine Geſetze vor; jedes Mitglied bekennt ſich freiwillig zu dem Syſteme unſers Glaubens; und denkt und urtheilt von Welthändeln nach ſeinen Einſichten. Warum ſollten alſo unſre Brüder nicht eifrige Verfechter der Freiheit ſeyn? — Ich bin ſehr eurer Meinung M. *Mifflin*, es würde mir leid thun, die Amerikaner als Sklaven zu ſehen. Es iſt mir lieb, daſs der Zufall eure beiden Brief in meine Hände fallen lieſs; weil dieſer Umſtand eure Gefangenſchaft verkürzt, und mir die Freude verſchaft hat, einen ſo ehrwürdigen Mann als ihr ſeid, kennen zu lernen. Selbſt eure Feinde müſsen euch dieſe Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. — Ich glaube nicht, daſs ich Feinde habe. — Da dies leider das allgemeine Loos der Menſchen iſt, erwiederte der General, ſo ſeid ihr gewiſs um nichts glücklicher als alle. Lebt wohl, M. *Mifflin*; ich habe Befehle gegeben, daſs man euch paſſiren laſſe; ich wünſche euch eine glückliche Reiſe. — Leb wohl *William Howe*, du kannſt darauf rechnen, daſs ich mein möglichſtes thun werde, mein Vorhaben auszuführen.

Noch dieſen nemlichen Tag, verlieſs er Philadelphia; kein Soldat durfte ihm etwas in dem

Weg legen, und ſie wunderten ſich nicht wenig über die ihnen anbefohlne tiefe Achtung für einen Mann, der einen abgeſtutzten Hut, ein graues Kleid, ſchlichte ungepuderte Haare, und Schuhe mit Baſt zugebunden trug.

Nachdem er das engliſche Lager verlaſſen, gieng er zum General Washington, auf ſeinen Lagerplatz Valley-Torge; er ſagte ihm, warum er käme, und erzählte ihm die Geſchichte ſeiner Reiſe nach Philadelphia. Sein berühmter Landsmann empfing ihm mit offenen Armen; alle, die ihn umringten, lobten und liebten ihn; jedermann lieſs es ſich angelegen ſeyn, einem ſo guten Gedanken, einem ſo menſchlichen Vorhaben, volle Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen; und obgleich der Congreſs dieſen Waffenſtillſtand nicht für vortheilhaft hielt, ſo wurden doch dem *Walter Mifflin*, und den Gemeinden, die ihm abgeſchickt, deſshalb nicht weniger der gehörige Dank abgeſtattet. Er kehrte in ſein Haus zurück, mit der Achtung zweier Generale, und mit dem edlen Bewuſstſeyn, alles das gethan zu haben, was von ihm abhing, um das Unternehmen, das man ihm anvertraut, glücklich zu enden.

Dieſelbe Nacht, da *Walter Mifflin* durch *German-Town* ging, zeichnete ſich durch eine Schändlichkeit aus, die in der groſsen Liſte derer, die ein bürgerlicher Krieg veranlaſst, faſt für nichts gerechnet wird. Der Lieutenant *** vom Re-

giment *** deſſen Seele vom ſchwarzeſten Enthuſiasmus erfüllt, und der dabei der eigfrigſte Rojaliſte iſt, der mir noch je vorkam, hegt dieſem Zufolge den Grundſatz: daſs alle die ohne Gnade den Tod verdienen, die durch die Proclamation des Königs für Rebellen erklärt worden ſind. — Voll wildem Eifer nach Blute lächzend, und mit dem Vorſatze ſeine Wuth aufs höchſte zu treiben, verlieſs er um Mitternacht ſein Zelt. Zwei Soldaten begleiteten ihn, die, gleich ihrem Offizier, eben ſo trunken von Wein als von Grauſamkeit waren. Sie langten in *German-Town* an, und klopften an die Thüre des erſten Hauſes, das ihnen aufſtieſs. — Wer iſt da? rief der Herr des Hauſes. — Gut Freund, ſagte der Lieutenant. — Um dieſe Stunde, und in der Mitte zweyer Armeen, kenne ich keinen Freund; antwortete der Bürger. — Macht auf, ich habe euch was zu ſagen. — Nun kam der ehrliche Mann im Hemde die Treppe herunter. Allein, kaum hatte er den Fuſs auf die letzte Stuffe gefaſst, als ſie ſich ſeiner bemächtigten. Und nachdem ſie ihm leiſe den Vorwurf gemacht, daſs er ein Amerikaner, ein Rebelle ſei, hingen ſie ihn ohne weitere Umſtände an der Thüre auf; wo den andern Morgen die Nachbaren ihn fanden. — Sie werden an der Wahrheit dieſer That nicht zweifeln, wenn ich ihnen ſage, daſs ich ſie aus dem Munde des Offiziers ſelbſt habe, der anjetzt Staabs-Capi-

tain ist. — "Nachdem ich diese That vollbracht, setzte er hinzu, gieng ich wieder ins Lager zurück, und schlief in meinem Zelte ruhig, bis an den andern Morgen. Sie reitzen mein Gewissen nicht einmal; denn was war sie in Vergleich dessen, was unser General *Grey* that, der in einer einzigen Nacht mehr als 400 Rebellen, die im tiefsten Schlaf lagen, durch Bajonettstöse in die andre Welt schickte." —

Leben Sie wohl.

Der
Zögling der Natur
in den Kupferminen von Fahlun.

Eine schwedische Geschichte.

Beschluss.

Indes der Dalecarlier mit sich selbst, und mit den Ueberbleibseln seiner Tugend, gegen die Wuth der Leidenschaft kämpfte, war die schöne Waldemare weder glüklicher noch ruhiger. Das Bild eines Bruders, den ihr Liebhaber umgebracht haben sollte, verfolgte sie überall, ohne Aufhören warf sie sichs vor, ein Ungeheur im Busen genährt zu haben, das ihr gegenwärtig so viele Quaalen verursachte. Sprach man seinen Namen aus, so störten Unruhe ihre Blikke,

und die ganze Seele entſchleierte ſich auf ihrem Antlitz; ſie flehte die Rache des Himmels gegen den Undankbaren an; ſie rief ihres Bruders Aſche zum Zeugen, — ſie haſste mit Wuth den Mörder, — ſie liebte ihn noch, und was das ſchrecklichſte war, ſie konnte es ſich nicht verbergen.

Ein Jahr lang dauerte dieſer heftige Zuſtand. Die gefühlvolle Waldemare, aufgerieben vom innern Gram, der ſie verzehrte, welkte langſam zum Grabe hin, lebensmüde verblichen die Roſen ihrer Wangen, und ihre Züge zerſtöhrten ſich. Die Welt war für ſie ausgeſtorben; aber die Liebe lebte noch in ihrem Herzen. Plötzlich erfährt ſie, daſs man die wahren Mörder ihres Bruders entdeckt hat, und daſs ihr Geliebter, von Verräthern verläumdet, von Tyrannen verurtheilt, in den dunkeln Kupferminen das Verbrechen abbüſst; *menſchlich, ohne vorſichtig, edel, ohne niederträchtig gehandelt zu haben.*

Funken von Freude ſtralten bei dieſer Nachricht von neuen in Waldemarens Augen; und ihre Seele bekam die vorige Schnellkraft wieder. "Endlich, rief ſie aus, endlich iſt mein Irrthum gegründet, der Unglückliche war meiner noch werth, — allein, bin ich ſeiner noch würdig, ich, die ich ihn verdammte, ohne ihn zu hören, ich, die ich den Scheingründen ſeiner Ankläger nicht die Regungen meiner Zärtlichkeit entge-

genſtellte, ich, die ich den Zögling der Natur eines Vatermords fähig hielt?

Ein ſo heftiger Zuſtand konnte ohnmöglich von Dauer ſeyn. Waldemare, die ſich lieber den Vorwürfen ihres Geliebten ausſetzen, als dieſe von ihm befürchten wollte, beſchloſs, ihn in dem tiefen Gefängniſſe, wo er eingeſperrt war, aufzuſuchen; ſie entdeckte niemanden ihr Vorhaben; man würde ihr die wenige Schicklichkeit deſſelben zum Einwurf gemacht haben, und ſie wollte hier bloſs dem Wink der Tugend folgen.

Während daſs Waldemare ihrem äuſſerſt bekümmerten Herzen Ruhe zu verſchaffen ſuchte, ſchüttelte die Zwietracht ihre Schlangen in den finſtern Höhlen von Fahlun, und einige Unglückliche, die ſchon Jahre lang ihr Leben dort hinſchmachteten, beſchloſſen, aus ihren Feſſeln ſelbſt Waffen zur Erlangung ihrer Freiheit zu ſchmieden. Vergebens bemühete ſich der Dalecarlier, die Verſchwornen zum Naturgeſetz zurück zu führen; er ſahe ſich endlich gezwungen, ſeine Gefährten, die ein Opfer des Complots werden ſollten, davon zu benachrichtigen. — Ein allgemeiner Streit erhebt ſich bald darauf in dieſen unterirdiſchen Klüften; man erſchüttert die ungeſtalten Säulen, welche die Gewölbe unterſtützen; man wälzt Felſenſtücke aus dem Grunde; Ketten klirren an Ketten; alles vervielfältigt die Bilder

der ſchrecklichſten Scenen; hier der blaſſe Schein der Lampen, welche die ewige Nacht dieſes Aufenthalts erleuchten; dort die Vorſtellung, ſelbſt durch die Flucht, ſeiner Zerſtöhrung nicht einmal entrinnen zu können; hier die gottesfürchtigſten Gelübde, dort verzweiflungsvolle Verwünſchungen. Allenthalben wird das Gefecht mit gleicher Hitze betrieben; denn die Verſchwornen fürchten den langſamen und ſchmezhaften Tod, welchen die Regierung ihnen zuerkennen wird; und die andern ſcheuen nur das Leben. Die Wuth der Fechtenden ſchien ihren höchſten Gipfel erſtiegen zu haben, als man auf den Kampfplatz einen von ſchwankenden Seilen ſchlecht befeſtigten Stuhl langſam ſich herablaſſen ſah; eine junge Perſon ſaſs darinn; ſie zog durch ihr Alter, durch ihre ſchöne Züge, durch die Thränen, womit ihr Geſicht benetzt war, aller Augen auf ſich; dies iſt der Vorzug der Schönheit, beſonders der betrübten Schönheit, daſs ſie ſelbſt die wildeſten Herzen zu rühren vermag. Urplötzlich herrſcht tiefes Stillſchweigen in dieſen ſchwefflichten Abgründen, die man noch mit Blut färben wollte. Man hält die Unbekannte für ein göttliches Weſen, und jene Unglückliche, die bei den ſchwarzen Anwandlungen ihrer Verzweiflung, ſich Gott nicht anders als mit dem Donnerſtrahl in der Rechten gebildet hatten, formten ſich jetzt Begriffe von einer wohlthä-

tigen Gottheit. Indeſs irrten die Blikke der Fremden, zitternd in dieſe zerſtümmelte Gewölbe, wo Schutt und Leichen auf einander getürmt lagen, umher. Ein bluttriefendes angekettetes Geſpenſt nähert ſich ihr, weicht zurück, tritt ſchnell wieder vor; beide erkennen ſich in einem und demſelbigen Augenblick, beide ſtoſsen ein erſtauntes Geſchrei aus: — Wie! biſt du es Waldemare? — Biſt du es, unglücklicher Wilder? — Ihre Arme umſchlingen ſich, ihr Geſicht drückt ſich eins an das andre; ihre Thränen vermiſchen ſich. — Ach gewiſs bin ich in deinen Augen unſchuldig, weil ich dich wieder ſehe! — Ja, das biſt du; Himmel und Erde vereinigten ſich ſeit einem Jahre dich zu verderben. — Dein Herz bleibt mir; dies iſt genug, ich ſterbe vergnügt. — Du ſterben! nein du wirſt leben; du allein kannſt bei mir die Stelle des zärtlichſten Bruders erſetzen, kannſt ihn vielleicht vergeſſen machen. — Höre; zwar hat der König noch kein beſtimmtes Urtheil über die Richter gefällt, die dich verdammten; aber er will dich ſehen, und du biſt von nun an frei; Komm! eile aus dieſer ſchrecklichen Kluft, wo die Unſchuld ſeufzt, und wo ſelbſt das Verbrechen zu hart beſtraft wird. Komm! wir wollen uns dem Könige zu Füſsen werfen, ich werde nicht um Gnade für dich flehen, denn er iſt gerecht; aber ich will ihn für dieſe Unglücklichen zu erweichen ſuchen.

Könnte ich ihm den Umfang ihrer Leiden ſchildern, vielleicht würdeſt du mich wieder ſchätzen lernen, vielleicht könnte ich dadurch meine begangnen Fehler wieder gut machen.

Wenn man plötzlich von der tiefſten Verzweiflung zur höchſten Staffel des Glücks gelangt; wenn die Seele, die dem Kummer unterliegen wollte, ſich mit einmal den ſanften Regungen der Freude wieder geöffnet ſieht; wenn man am Rande des Grabes, zugleich mit einem Blick den hellen Mittag, eine Geliebte, und die Tugend wieder findet; wenn, — o dieſe auſserordentliche Lagen kann der Menſch nur einmal in ſeinem Leben aushalten, er kann das Andenken davon nur mit ſeinem Daſeyn verlieren. Erdrückt vom Uebermaaſs des Glücks, vermochte der Dalecarlier kaum Athem zu ſchöpfen, er hielt alles, was er ſah, für einen ſchönen Traum und fürchtete zu erwachen. — Ein ſo rührender Auftritt hatte allmählig die Wuth der Unglücklichen, welche das erhabne Paar umgaben, entwaffnet. Kaum erblickten ſie einige Hoffnung, daſs ihr Schickſal ſich ändern möchte, ſo empfanden ſie ſchon Reue, und wurden wieder Menſchen.

Carl XII. beherrſchte damals Schweden. Carl XII., deſſen Eroberungsſucht und Tugenden gleich ſtark waren; er, der das Menſchengeſchlecht in Erſtaunen ſetzte; er, der nur im Kriege leben konnte, und lieber Thro-

nen von Europa erſchüttern, als ruhig auf dem ſeinigen regieren wollte.

Dieſer Fürſt liebte die Gerechtigkeit, allein er übte ſie oft nach der gröſsten Strenge eines Kriegers aus; die Rache verurſachte alsdann oft mehr Unheil, als die Bosheiten ſelbſt.

Wie er die ungerechte Verurtheilung des Dalecarliers vernahm, war ſeine erſte Handlung, alle ſeine Richter in den Minen von Fahlun einzuſperren: dieſe wilde Gerechtigkeit war jenes Despoten ganz würdig, der in der Folge dem Reichsrath zuſchrieb: daſs er ihm ſeinen Stiefel zuſchicken würde, um ſie zu regieren.

Carl XII. ſtarb über dieſe Geſchichte; ſeine Thronfolgerinn, die Königinn Ulrika, begnügte ſich, das Urtheil des Senats gegen den Dalecarlier aufzuheben, und lieſs an der Stelle des Wilden, den man aus dem Gefängniſſe führte, jenen niederträchtigen Anführer der Häſcher hineinwerfen, der mehr noch als der Mörder ſchuldig war, der ſein Verläumder geweſen.

Dieſe Fürſtinn milderte auch, auf das Flehen der gefühlvollen Waldemare, die Gefangenſchaft der Fahlunſchen Sklaven. Sie ſahe wohl ein, daſs, indem dieſe ſo ſauer für den Staat hier arbeiteten, ſie demſelben zur Genüge einige kurze Augenblicke von Undankbarkeit erſetzten. Sie zeigte ſo gar eine glückliche Ausſicht in der Ferne, ſo bald ſie ihre Gnade zu verdienen ſuchen würden; indem ſie dadurch

dieſen Miſſethätern bemerken lieſs, daſs das Vaterland noch für ſie offen ſtünde, gelang es ihr, Patrioten aus ihnen zu machen.

Alles gieng dem weiſen Dalecarlier nach Wunſch; er genoſs das Vergnügen, unter einer kleinen Regierung zu leben, und erwarb ſich Freunde unter allen fühlbaren Menſchen, denen ſeine Unglücksfälle bekannt wurden; ſchon war er ſo weit, durch ein ewiges Bündniſs mit der zärtlichen Waldemare vereinigt zu werden; allein ſeine Tugend hatte die höchſte Probe noch nicht erreicht; dieſer des erſten Zeitalters würdige Held, war noch nicht am letzten Aufzug ſeines erhabnen Trauerſpiels, deſſen Entwickelung ihm glücklich machen ſollte.

Der niederträchtige Anführer der Häſcher, welcher durch ſeine Bosheiten die Leiden eines Rechtſchaffenen und nachher ſeine eigne ſelbſt befördert hatte, ſtand noch nicht am Ziel der Laufbahn groſser Verbrechen. Ueberzeugt, daſs der Dalecarlier, deſſen Stelle er nun erſetzte, das Werkzeug ſeines Verderbens ſei, ſchmiedete er vor ſeiner Abreiſe nach Fahlun einen Plan zur ſchwärzeſten Rache. Er bewog eine Schwedinn, mit welcher er verſchiedne Jahre hindurch in unerlaubten Umgang lebte, ſeinen Feind zu vergiften. Dieſe Schwedinn ſollte ſich unter dem Titel einer Landdame, in dem Hauſe der Waldemare einzuführen ſuchen, und ſelbſt dem Philoſophen den Todestrank reichen. Der

zu dieſer Miſſethat beſtimmte Tag, ward am Vermählungsfeſte der beiden Liebenden angeſetzt. Dann wäre das hochzeitliche Bette des Wilden Grab geworden, und ſein bleicher erſtarrter Körper, würde ſelbſt in den Armen ſeiner Gattinn mit dem Tode gekämpft haben, da, wo er nur vom Uebermaaſs des Vergnügens hätte ſterben ſollen.

Oefters werden groſse Verbrechen von ganz gemeinen Leidenſchaften entworfen, aber nur groſse Leidenſchaften führen ſie aus. Die Schwedinn empfand für den Aufführer der Häſcher, nicht jene ungeſtüme Liebe, die oft zu einer auffallenden Rache leitet, und die ſich entſchuldigen läſst. Eigennutz, Gewohnheit, und die heimliche Sympathie, welche unter zwei gleichen Böſewichtern ſtatt findet, die einzigen Bande, die dieſe verkehrte Herzen an einander hielt. Sie waren eher Freunde als Liebhaber, wenn es nemlich erlaubt iſt, den erhabnen Namen der Freundſchaft zu entweihen, und ihn ſo niederträchtigen Perſonen zu ertheilen.

Schon hielt der Dalecarlier das tödtliche Getränk in der Hand; er ſprach aufs gerührteſte von der Glückſeligkeit, die er genieſsen würde, verſprach allen denjenigen, die in ſeinem Wirkungskreiſe wären, daran Theil nehmen zu laſſen; — die Schwedinn hörte mit Bewegung zu; wider ihren Willen ſprach die Menſchheit

in ihren Buſen. Sie zitterte bei der Erfüllung ihrer Rache. Der Himmel, hub der Philoſoph an, hat mich durch alle die Wege zu meiner Glückſeligkeit geführt, die mich natürlicherweiſe davon hätten entfernen ſollen. Ich habe den Kelch der Widerwärtigkeiten geleert: Gleich anfänglich ward es meinem Herzen, das ſo ganz zur Liebe geſchaffen iſt, nicht erlaubt, meine Gefühle am Buſen derjenigen auszudrücken, die mir das Leben gab. — Wie! lebt eure Mutter nicht mehr? — Sie hat nie für mich gelebt; die Grauſame ſuchte durch meinen Tod, die Schande meiner Geburt zu verbergen, ſie ſetzte mich in einer Wildniſs bei einer Bärinn, die weniger gefühllos war als ſie. — Mit jedem Augenblick verdoppelte ſich die Unruhe in dem Herzen der Schwedinn. Ihr Geſicht nahm wechſelsweiſe alle Verhältniſſe ihrer wachſenden Leidenſchaften an. Eine unwillkührliche Bewegung führte ihre Hand nach der Giftſchaale hin. — Antworte mir, ſprach ſie mit Hitze, in welcher Wildniſs wurdeſt du ausgeſetzt? — Sie grenzt gegen Norden an Dalecarlien. — Wohin gehört der Zeitpunkt dieſer Handlung? — ich vermuthe, daſs es vor zwanzig Jahren geſchah. — Kaum waren dieſe letzten Worte ausgeſprochen, ſo erhob die Schwedinn ein Geſchrei, ſtürzte den tödtlichen Becher um, und warf ſich zu den Füſsen des Wilden. "Unglückli-

cher, fieng ſie an, erkenne deine Mutter, ſie ſtirbt vor Schande, hier vor deinen Knien; ich wollte dich bei deiner Geburt umkommen laſſen, und heute, um deinen Vater zu rächen, war ich im Begriff dich zu vergiften. — — Dürftigkeit, Schwäche, und die Fertigkeit zum Laſter, haben meine Verbrechen gehäuft. Schon fangen die ſchrecklichſten Gewiſſensbiſſe an, dich zu rächen; überlaſs dieſem zerriſſenen Herzen, die Sorge für meine Strafe; ſei glücklich; bald werde ich nicht mehr ſeyn; aber nie wird mein Tod die Schuld meines Lebens abbüſsen.

Der Dalecarlier urtheilte zu gut; er ſah ein, daſs jede Bande, die ihn an blutdürſtige Eltern kettete, gelöſst wären, daſs die Erkenntlichkeit Dienſtleiſtungen und nicht tödtliche Beleidigungen zum Grunde legt, und daſs er der Bärinn, die ihn geſtillt, mehr ſchuldig ſei, als ſeiner Mutter, welche ihn ausgeſetzt. Aber in dieſem fürchterlichen Augenblick gab ſeine Philoſophie, der natürlichen Empfindſamkeit nach: er hob die Schwedinn auf: lebe! ſprach er zu ihr, lebe! findeſt du die Tugend wieder, dann wird mein Glück das deinige, dann iſt alles erſetzt, und du biſt meine Mutter.

Indeſſen war das heroiſche Denkmahl, das den Wilden zur Natur erhob, erſt halb aufgerichtet. Stets umſchwebte ihn das Bildniſs eines Vaters, der um ſeinetwillen in der Schande des

Elends, in den Quaalen der Verzweiflung lebte. Er beſchloſs, ſich ſeiner Waldemar zu Füſsen zu werfen. — "Theure Hälfte meiner ſelbſt, fieng er an, heute Abend ſollte ich in Deinen Armen das gröſste Glück genieſſen; aber meine Seele empfindet die Freude in aller ſeiner Lauterkeit noch nicht; es fehlt mir noch ein Opfer, das ich erſt bringen muſs, bevor ich deiner würdig werde. Derjenige, der mir das Leben gab, ſeufzt an meiner Stelle in den Klüften von Fahlun. Ich weiſs, daſs der Zufall meine Geburt beſchützte, ich weiſs, daſs der Urheber meines Lebens nach meinen Tagen trachtete, und auf die Art alle Bande der Natur zerriſs; aber der Himmel hat ihn genug beſtraft, indem er ihn ſich ſelbſt überlieſs. Ich will zu ihm gehen; ich will andre Empfindungen in ihm zurückrufen; die ſeinigen waren bisher nur verderbt, aber nie gänzlich zerſtöhrt. Wenn es mir gelingt, einen Menſchen aus ihm zu machen, vielleicht wird er es noch werth, mein Vater zu heiſſen." Waldemare antwortete dem Wilden durch neue Umarmungen. Ihr Bündniſs ward aufgeſchoben, und die beiden Liebenden ſchätzten ſich deſto höher.

Die zärtliche Waldemare flehte der Königinn Gnade um den Gefangenen an. Dies hieſs recht der Fürſtinnn ſchmeicheln, wenn man ihr Gelegenheit an die Hand gab, ihre Wohlthätigkeit am Tage zu legen. Sie bewilligte die Gnade

dieſes Unglücklichen, und wollte keinen Dank dafür erndten. — "Meine Abſicht bei ſeiner Verurtheilung, ſagte ſie, war, die unterdrückte Unſchuld zu rächen; weil euch ſein Leben lieb iſt, ſo mag er frei ſeyn. Wenn ich ihm wieder in die Klaſſe der Bürger ſetze, thue ich nichts weiter als meine Schuldigkeit. Alle ſeine Verbrechen gegen das Vaterland ſind getilgt, da er Waldemare's Vater ward."

Mit der rechtskräftigen Akte, die ſeines Vaters Gnade enthielt, ſtieg der Dalecarlier augenblicklich in den Minen von Fahlun. Heimliche Vorempfindungen, welche das Theater ſo ſchön in ſeinen Helden ausdrückt, geben der Seele eines Vaters, der eines ſolchen Sohnes ſo unwürdig iſt, keine Ahndungen. Er ſah in dem Wilden weiter nichts als den Grauſamen, der die Leiden ſeines Feindes, den er überwältigte, verſpotten will. Seine Augen funkeln plötzlich von Wuth und Raſerei. Die Galle überläuft ihm; mit Gewalt ſucht er ſich von der Kette, die ihm befeſtigte, loszureiſſen; der Philoſoph merkt ſeine Abſicht; kaltblütig wirft er ihm ſein Schwerdt hin: "Stoſs zu, ich bin dein Sohn; mit dem Stoſs, den du mir anbringen wirſt, werde ich meinen Vater erkennen. Du magſt dieſen Buſen durchſtoſsen, den reiſſende Thiere den Wäldern von Dalecarlia verſchonten." — Der Policei-Anführer hatte von Natur kein grauſames Herz: Noth,

Eigennutz und Schwachheit, brachten ihm von Laſter zu Laſter, aber er war nicht nach Grundſätzen verderbt, und aus Vorſatz ein Böſewicht. Sein edelmüthiger Sohn ſchoſs auf ihn einen Lichtſtrahl, der alle ſeine Verirrungen aufhellte. Schaudernd trat er zurück, bedeckte ſein Antlitz mit beiden Händen, um gleichſam die Finſterniſs dieſes traurigen Aufenthalts noch mehr zu verdoppeln, ſchluchzend wandte er ſich zum Helden, den er nicht anzublicken vermogte. — "Nichts weiter; ich bin beſchämt genug. — Meine vergangenen Uebelthaten, die, auf welche ich noch ſann, ſind eben ſo viele Dolchſtiche, die mich tödten! Ach! werde ich, ſollte ich auch dem menſchlichen Gericht entrinnen, werde ich mich auch vor meinem Herzen verbergen können? — Fliehe den Böſewicht, den du erleuchteteſt, um ſeine Schande zu verdoppeln, der ohne dich gewiſs ſtrafbarer, aber nicht ſo unglücklich wäre." — Nur Unglücksfälle begleiten das Laſter: glaub es mir, deine Seele war nicht zur Niederträchtigkeit geboren, ſie wäre es, wenn ſie muthlos an ihrer Würde verzweifelte. Der Schuldige, der Gewiſſensbiſſe fühlt, war nie ein Böſewicht; und, mögen denn auch deine Tage mit Laſter bezeichnet ſeyn! Widme ihr nur noch die letzten Gefühle deines Lebens, dem Vaterlande und der Menſchlichkeit — o dann iſt alles erſetzt. "Wie! biſt du es, der

mich rechtfertigt? Ach! nie fühlte ich mich ſo ſtrafbar, — o laſs dieſe Augen tief zum Staube gerichtet ſeyn, die zu dir hinaufzublicken nicht werth ſind. — Grenzte doch mein Kerker noch dichter im Schooſs der Erde, um mich der ganzen Welt zu verbergen! — um mich vor mir ſelbſt zu verſtecken!" — "Der Zuſtand, worinn ich dich ſehe, tilgt deine Verbrechen viel ſtärker als alle unnöthigen Strafen der Sterblichen. Natur und Vaterland, beide werden damit verſöhnt. Hier iſt die Gnade, die ich dir bringe, ſei frei, und könnte ich doch ſagen: die Vergehungen meines Vaters geben ſeiner Tugend mehr Glanz, und er wäre nicht ſo groſs geworden, wenn er ſtets rechtſchaffen gehandelt hätte."

Lange beobachtete der Policeimeiſter ein Stillſchweigen, das beredter als die lebhafteſten Ausdrücke der Erkenntlichkeit ſprach; er umfaſste die Knie des Dalecarliers; benetzte ſie mit ſeinen Thränen; doch plötzlich ſtand er mit ſtolzer Miene auf, drückte die Hand des Philoſophen und rief: "Ein neuer Tag umſtrahlt mich; ich fühle mich werth, dich einſt meinen Sohn zu nennen; du wirſt nie erröthen, mein Wohlthäter geweſen zu ſeyn; ich wage es, eine neue Laufbahn anzutreten; und die Tage, wo ich dich nachzuahmen ſuchen will, werden vielleicht jene unſelige austilgen, die ich dir zum Verderben lebte.

Als er ſich frei ſah, war ſeine erſte Sorge, ſich mit der Schwedinn durch rechtmäſsige Bande zu vereinigen. Der Dalecarlier, nachdem er jedes ſchuldige Opfer gebracht, flog nun wieder zu ſeiner Geliebten. — O Waldemare, rief er in ſüſser Umarmung aus, endlich habe ich ein Vaterland, einen Vater und eine Gattinn; ich bin der glücklichſte der Menſchen, — *ich bin Menſch!*

Aus Boswells Tagebuch einer Reiſe nach den Hebridiſchen Inſeln.

(Journal of a Tour to the hebrides.)

Prinz Carl Stuard ward nach der Schlacht bei Culloden, nach dem ſo genannten langen Eilande gebracht, wo er ſich eine Zeitlang verbarg. Da man aber Nachricht von ſeinem Aufenthalte erhalten hatte, und eine Menge Truppen abgeſendet waren, ihn aufzuſuchen, ſo ward es für ihn ſchlechterdings nothwendig, ſelbige Gegend unvorzüglich zu verlaſſen. Miſs Flora Macdonald, ein zu der Zeit noch junges Mädchen, erbot ſich, von denjenigen Geſinnungen, welche ſie für heilige Grundſätze der Treue gegen ihren rechtmäſsigen Herrn hielte, beſeelt, ihn in einem offenen Boote nach *Sky* zu begleiten, obgleich die Küſte,

welche ſie verlaſſen wollten, durch Schiffe bewachet war. Er zog Weiberkleider an, und ward für ihr Kammermädchen, unter dem Namen Betty Bourke, eines irländiſchen Mädchens, ausgegeben. Sie entkamen unentdeckt, obgleich verſchiedene Schüſſe geſchahen, um ſie zum Beilegen zu zwingen, und landeten zu Mugſtet, dem Sitze des Sir Alexander Macdonald. Sir Alexander befand ſich damals im Fort Auguſtus bei dem Herzoge von Cumberland; ſeine Gemalinn aber war zu Hauſe. Prinz Carl begab ſich auf eine Höhe bei dem Hauſe. Flora Macdonald machte der Lady Margaretha ihre Aufwartung, und gab ihr Nachricht von der Unternehmung, in welche ſie ſich eingelaſſen hatte. Dieſe Lady, deren thätige Wohlwollenheit, ſtets durch groſse Talente unterſtützt ward, zeigte eine vollkommene Gegenwart des Geiſtes, fertige Erfindungskraft, und machte ſogleich die Einrichtung, daſs Prinz Carl zum alten Raſay gebracht werden ſollte, welcher ſich gleichfalls mit einigen auserleſenen Freunden verſteckt hielt. Dieſer Plan ward ſogleich dem Kingsburgh bekannt gemacht, welcher nach der Höhe abgefertigt ward, um dem Wandrer Nachricht davon zu geben; und ihm Erfriſchungen zu bringen. Als Kingsburgh ſich ihm näherte, ſprang er auf, und gieng mit einem groſsen knotigten Knüttel in der Hand auf ihn loſs, und zeigte ſich bereit, ihn zu Boden

zu ſchlagen, bis er zu ihm ſagte: "Ich bin Macdonald von Kingsburgh, und bin gekommen Ew. Hoheit zu dienen." Der Wanderer antwortete: es iſt gut; und war mit dem Plan zufrieden.

Flora Macdonald ſpeiſete zu Mittage bei Lady Margaretha, welche auch einen Offizier von der Armee zur Tafel hatte, der mit einer Parthei Soldaten daſelbſt lag, um auf den Prinzen Carl Achtung zu geben, im Falle er ſeine Zuflucht zur Inſel Sky nehmen würde. Sie machte ſich hernach, wenn ſie bei guter Laune war, mit dieſem Herrn oft darüber luſtig, daſs ſie ihm ſo gut hintergangen hatte.

Nach Tiſche begaben ſich Flora Macdonald zu Pferde, und ihr angebliches Mädchen und Kingsburgh mit einem Bedienten, welcher etwas Leinengeräth trug, ſämmtlich zu Fuſse, nach dem Hauſe dieſes Herrn. Unterwegens kamen ſie an einen kleinen Bach, über welchen ihr Weg gieng. Der Wanderer, welcher ſein angenommenes Geſchlecht vergaſs, nahm ſeine Kleider, damit ſie nicht naſs werden möchten, viel zu hoch auf. Kingsburgh erinnerte ihn daran, mit dem Zuſatze, daſs er dadurch entdeckt werden könnte. Er ſagte, daſs er in Zukunft vorſichtiger ſeyn wollte. Er hielt redlich Wort; denn bei dem Durchgange durch den nächſten Bach, nahm er ſeine Kleider gar nicht auf, ſondern lieſs ſie im Waſſer ſchleppen. Er

betrug ſich ſehr ungeſchickt in ſeiner weiblichen Kleidung. Er hatte eine anſehnliche Länge und machte ſo groſse Schritte, daſs einige Weiber, welchen ſie begegneten, berichteten, ſie hätten ein ſehr groſses Frauenzimmer geſehen, welches wie ein Mann in Weiberkleidern ausgeſehen hätte, und wie ſie ſich ausdrückten, vielleicht der Prinz wäre, welchen man ſo eifrig aufſuchte.

Zu Kingsburgh ward er auf das freundſchaftlichſte aufgenommen, war bei der Abendmahlzeit ſehr munter, und zechte nach derſelben mit ſeinem würdigen Wirthe aufs vertraulichſte. Da er in langer Zeit nicht aus den Kleidern geweſen; ſo war ihm ein gutes Bette ungemein willkommen, und er ſchlief ſehr ſanft bis am folgenden Tage um ein Uhr.

Die Frau von Corrichatachni ſagte mir, ſie wäre Vormittags in ihres Vaters Zimmer gegangen, welcher gleichfalls noch im Bette gelegen, und hätte ihre Beſorgniſs gegen ihn geäuſsert, daſs eine Parthei Soldaten ſie überfallen möchten, und daſs ſein Gaſt und er am beſten thäten, nicht zu lange da zu bleiben. Ihr Vater ſagte: "der arme Mann mag nach den ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten ausruhen; ich für meinen Theil frage nichts darnach, ob ſie mir dieſen alten grauen Kopf, zehn oder eilf Jahre früher nehmen, als ich natürlicher Weiſe ſterben würde." Er habe ſich

darauf in ſeine Decke gewickelt und ſei wieder eingeſchlafen.

An demſelben Tage, Nachmittags, machte ſich der Wanderer noch immer in derſelben Kleidung auf den Weg nach Portree, mit Flora Macdonald und einem Bedienten. Seine Schuhe waren ſehr ſchlecht, Kingsburgh verſah ihn alſo mit einem Paare neuer, nahm die alten zu ſich und ſagte: "Ich will ſie getreulich bewahren; bis Sie ruhig und ſicher in St. James ſind. Ich will mir alsdann durch Herumſchwingung derſelben, einen Zutritt zu Ihnen verſchaffen, um Sie daran zu erinnern, daſs Sie unter meinem Dache eine Abendmahlzeit genoſſen, und geſchlafen haben." — Er lächelte und ſagte: "*Halten Sie ihr Wort.*" Kingsburgh hob die Schuhe auf, ſo lange er lebte, und nach ſeinem Tode kaufte ein eifriger Jacobitiſchgeſinnter, ſie um zwanzig Guineen an ſich.

Die alte Frau Macdonald nahm, nachdem ihr Gaſt das Haus verlaſſen hatte, die Bettücher, worin er gelegen, faltete ſie ſorgfältig zuſammen, und gebot ihrer Tochter, daſs man ſie nicht waſchen, ſondern ihr Leichnam, wenn ſie geſtorben wäre, in dieſelben, als in ein Grabtuch, gewickelt werden ſollte. Ihr Wille ward auf das gewiſſenhafteſte erfüllt.

Auf dem Wege nach Portree, veränderte Prinz Carl ſeine Kleidung, und legte wieder Mannskleider an, die in einem grünlichen kurzen

Rock und Weſte, kurzen Beinkleidern, einer Parucke und Mütze beſtanden,

Herr M'Donald, genannt Donald Roy, war ausdrücklich zu dem jetzigen Raſey, dem damaligen jungen Laird geſchickt worden, welcher ſich zu der Zeit in ſeiner Schweſter Hauſe, ungefähr drei Meilen von Portree befand, und ſeines Bruders, des Doktors Macleod, wartete, der ſich daſelbſt von einer Wunde, die er in der Schlacht bei Culloden bekommen hatte, heilen lieſs. Hr. M'Donald machte dem jungen Raſey den Plan bekannt, den Wanderer nach dem Orte zu bringen, wo der alte Raſey ſich aufhielt; bekam aber zur Antwort, daſs der alte Raſey nach Knoidart, einem Theile des Guts von Glengary, entflohen wäre. Man muſste alſo wählen, was nun zu thun ſei. Donald Roy that den Vorſchlag, er wollte den Wanderer nach dem veſten Lande bringen; aber der junge Raſey hielt es zu der Zeit für zu gefährlich, und ſagte, es ſey beſſer, ihn in der Inſel Raſey zu verbergen, bis der alte Raſey, Nachricht davon erhielte, und rathen könnte, was am beſten wäre. Allein darinn lag die Schwierigkeit, wie er nach Raſey zu bringen ſei. Dem Schiffsvolke von Portree konnte man nicht trauen, und alle Böte von Raſey waren vernichtet oder von den Soldaten weggenommen worden, zwei ausgenommen die dem Malcolm M'Leod gehörten, die er irgendwo verborgen hatte.

Auf erhaltene Nachrichten von dieſer Schwierigkeit, ſagte Docktor Macleod, er wollte ſein Leben noch einmal für den Prinz Carl wagen; und da man ſich erinnerte, daſs ſich ein kleines Boot auf einem Landſee in der Nachbarſchaft befände, ſo brachten der junge Raſey und Doktor Macleod ſelbiges, mit Hülfe einiger Weiber, und mit auſſerordentlicher Mühe, queer über eine hochländer Meile Landes, welche halb Moraſt und halb jähe Anhöhe war, ins Meer.

Dieſe braven Brüder ruderten das kleine Boot, mit Hülfe eines kleinen Knaben, nach Raſey, wo ſie ſich bemühen wollten, den Capitain M'leod, wie Malcolm damals hieſs, aufzuſuchen, und eines von ſeinen guten Böten zu bekommen, womit ſie nach Portree zurückgehen, und den Wanderer einnehmen wollten; könnten ſie ihn aber nicht finden, ſo wären ſie willens, ſich des kleinen Boots zu bedienen, obgleich groſse Gefahr damit verbunden war.

Glücklicherweiſe fanden ſie, ſo bald ſie landeten, ihren Vetter Malcolm, welcher mit gröſster Freudigkeit eines ſeiner Böte mit zwei Mann, dem John M'Kenzie und dem Donald M'Friar, in Bereitſchaft ſetzte. Malcolm, als der älteſte und vorſichtigſte, ſagte: der junge Raſey, welcher bisher in der unglücklichen Sache nicht erſchienen, müſste ſich keiner Gefahr ausſetzen; ſondern Doktor Mac-

leod und er wollten, da ſie bereits öffentlich Theil daran genommen hätten, ſich dieſer Unternehmung unterziehen. Allein der junge Raſey betheuerte mit einem Eide, "daſs er mit Gefahr ſeines Lebens und Vermögens mitgehen wollte." — Nun dann, in Gottes Namen, ſagte Malcolm, ſo laſst uns gehen! Allein nun wollten die beiden Schiffsleute nicht aus der Stelle, bis man ihnen von ihrer Beſtimmung Nachricht gegeben hätte, und M'Kenzie erklärte, er wollte kein Ruder eher rühren, bis er wüſste, wohin ſie giengen. Man nahm hierauf beiden einen Eid ab, daſs ſie die Sache geheim halten wollten, und als man ſie ihnen bekannt gemacht hatte, waren ſie bereitwillig, ſogleich ohne Zeitverluſt in See zu gehen.

Dies geſchah alles, ehe der Wanderer ſich nach Portree begab. Malcolm, M'Leod, und M'Friar, wurden abgefertigt, ſich nach ihm umzuſehen. Er erſchien gar bald und gieng in das Wirthshaus. Hier empfieng ihn Donald Roy, den er zu Mugſtot geſehen hatte, und gab ihm von demjenigen, was verabredet worden, Nachricht. Er wollte gerne eine Guinee gegen Silbergeld verwechſeln, aber der Hauswirh hatte nur dreizehn Schillinge. Er war im Begriffe, dieſelben für ſeine Guinee anzunehmen, allein Donald Roy gab ihm ſehr weiſslich zu verſtehen, dies würde verrathen, daſs er irgend ein vornehmer Herr wäre; er unterlieſs es alſo,

ſchlich ſich aus dem Hauſe und verlieſs ſeine ſchöne Beſchützerin, die er nach der Zeit nie wieder ſah; Malcolm Macleod ward ihm von Donald Roy als ein Capitain ſeiner Armee vorgeſtellt. Der junge Raſey und Doktor Macleod hatten mit ängſtlicher Ungeduld im Boote gewartet. Als er ankam, meldete man ihm ihre Namen. Er wollte die gewöhnlichen Erfurchtsbezeugungen nicht geſtatten, ſondern umarmte ſie wie ſeines gleichen.

Donald Roy blieb in Sky, damit er bei der Hand wäre, um Nachrichten einzuziehen, um ſie zu warnen, wenn etwan ſeine Flucht nach Raſey von den Truppen entdeckt würde; der Prinz ward darauf in der Nacht in einem Boote nach gedachter Inſel gebracht. Während der Fahrt ſchlief er ein wenig, und ſie landeten ungefähr bei Tages Anbruch. Es ſetzte einige Schwierigkeit, ihm eine Wohnung zu verſchaffen, da beinahe alle Häuſer auf der Inſel von den Soldaten waren in Brand geſteckt worden. Sie begaben ſich in eine kleine Hütte, die von einigen Schäfern vor kurzem war erbauet worden; und nachdem ſie dieſelbe ſo gut als möglich eingerichtet und für den Fremden ein Bette von Heide zurecht gemacht hatten, zündeten ſie ein Feuer an, und verzehrten einige Lebensmittel, die man ihnen von Kingsburgh mitgegeben hatte. Man bemerkte, daſs er weder Weitzenbrod noch Brandwein genieſsen,

wollte, ſo lange noch Haber, Brod und Whisky (ein gewiſſes Getränk) vorräthig war, "*denn dieſe*, ſagte er, *ſind meines Vaterlandes Brod und Getränke;*" — welches den Hochländern ungemein angenehm war.

Der junge Raſey, der einzige von der Geſellſchaft, welcher ſich ohne Gefahr ſehen laſſen konnte, ging aus, um ihnen einige friſche Lebensmittel zu holen; allein ob er ſich gleich unter ſeinen eignen Kühen, Schafen und Ziegen befand, ſo konnte er es doch nicht, aus Furcht, eine Entdeckung zu veranlaſſen, wagen, einige davon zu nehmen, ſondern muſste ſich verſtohlner Weiſe damit verſehen. Er fing alſo ein Böcklein, und brachte es zur Hütte, wo es getödtet und zugerichtet ward, und eine Mahlzeit gab, die ihnen ſehr gut ſchmeckte. Der unglückliche Wanderer, deſſen Geſundheit nunmehr durch Hunger, Beſchwerlichkeiten und Wachen gelitten hatte, ſchlief ſehr lange, ſchien aber oft im Schlafe unruhig zu ſeyn. Malcolin ſagte mir, ſein Schlaf wäre oft unterbrochen worden, und er hätte in verſchiednen Sprachen, in der franzöſiſchen, italieniſchen und engliſchen, mit ſich ſelbſt geredet. Ich muſs gleichwohl bekennen, daſs es ſehr wahrſcheinlich iſt, daſs mein würdiger Freund Malcolm den Unterſchied zwiſchen dem Franzöſiſchen und Italieniſchen wohl nicht genau wuſste. Einer ſeiner Ausdrücke im Engliſchen war:

O God! poor Scotland! (O Gott! armes Schottland!)

Während der Zeit, da ſie in der Hütte waren, wurden die beiden Schiffsleute, M'Kenzie und M'Fryar, als Schildwachen auf verſchiedenen Anhöhen ausgeſtellt, und eines Tages ereignete ſich ein Vorfall, welcher nicht übergangen werden muſs. Es ging ein Mann in der Inſel herum, und verkaufte Toback. Niemand kannte ihn, und man hatte ihn in Verdacht, daſs er ein Kundſchafter wäre. M'Kenzie kam in groſser Eile zur Hütte, und ſagte, daſs der verdächtige Mann ſich derſelben näherte. Die drei Herren, der junge Raſey, Doktor Macleod und Malcolm, hielten darauf einen Kriegsrath über ihn, und waren einmüthig der Meinung, daſs man ihm ſogleich das Leben nehmen müſste. Prinz Carl nahm auf einmal ein ernſthaftes, ja gar ein ſtrenges Anſehn an, und ſagte: "*Gott verhüte es, daſs wir jemanden, welcher unſchuldig ſeyn kann, das Leben rauben ſollten, ſo lange wir das unſrige erhalten können!*" Die Herren blieben gleichwohl bei ihrer Entſchlieſſung, da er eben ſo ſtandhaft bei der gelindern Meinung beharrete. John M'Kenzie, welcher vor der Thüre der Hütte ſaſs und Wache hielt, hörte die Berathſchlagung an, und ſagte in Erſiſcher Sprache: "Ja wohl, er muſs erſchoſſen werden. Sie ſind der König, aber wir ſind das Parlament, und wollen thun, was uns gut

deucht." — Prinz Carl, welcher die Herren lächeln ſah, fragte, was der Mann geſagt hätte. Man bedeutete es ihm in engliſcher Sprache, worauf er die Anmerkung machte, daſs es ein ſauberer Geſelle wäre, und der gefährlichen Lage, in welcher er ſich befand, ohngeachtet, lachte er laut und herzlich.

Glücklicherweiſe ward der Unbekannte nicht gewahr, daſs Leute in der Hütte waren, wenigſtens näherte er ſich derſelben nicht, ſondern ging vorüber, ohne etwas von der Gefahr, in welcher er ſich befand, zu wiſſen. Nach der Hand entdeckte man, daſs er zur hochländiſchen Armee gehört hatte, und ſelbſt in Gefahr war. Wäre er zu ihnen gekommen, ſo waren ſie entſchloſſen, ihn bei Seite zu ſchaffen, denn wir konnten ihn nicht, ſagte Malcolm zu mir, bei uns behalten, und durften es auch nicht wagen, ihn gehen zu laſſen. "In ſolchen Umſtänden würde ich meinen Bruder erſchoſſen haben, wenn ich mich nicht auf ihm hätte verlaſſen können." John M'Kenzie war in Raſey's Hauſe, als wir daſelbſt waren. Etwan achtzehn Jahre zuvor beſchädigte er im Tanzen ein Bein, und wanderte nun, weil er ſichs muſste abnehmen laſſen, auf einem hölzernen herum. Die Geſchichte, daſs er ein *Mitglied des Parlaments* war, iſt noch nicht vergeſſen. Ich führte ihn ein wenig abwärts vom Hauſe, gab ihm einen Schilling, um Raſey's Geſundheit zu trinken,

und veranlaſste ihn zu einer ausführlichen Erzählung der Umſtände, die ich eben angeführt habe. — Einige Schriftſteller haben mit geringerm Grunde einen Entwurf von einem Parlamente in den rohen und frühern Zeiten aufgeſpührt. Ich war neugierig zu wiſſen, ob er wirklich etwas von der Sache gehört oder verſtanden hätte, welches, wenn er ein Mann von angeſehenen Stande geweſen wäre, vermuthlich eifrig würde behauptet worden ſeyn. "Glaubtet ihr denn, John, ſagte ich zu ihm, daſs das Parlament über den König ſeyn müſse?" Seine Antwort war: "Ich glaubte Sir, daſs wir viel Stimmen gegen eine hätten."

Ihre Unterredung fiel nun auf die Zeitumſtände, und der Wanderer ſagte, "das Leben, welches er ſeit einiger Zeit geführt hätte, wäre in der That ſehr beſchwerlich; allein er wollte lieber zehn Jahr lang dergleichen Leben führen, als ſeinen Feinden in die Hände fallen." Die Herren fragten ihn, was wohl ſeine Feinde, ſeiner Meinung nach, mit ihm vornehmen würden, wenn er ſo unglücklich wäre, ihnen in die Hände zu gerathen? Er ſagte: "er glaubte nicht, daſs ſie es wagen würden, ihm öffentlich das Leben zu nehmen, er befürchte aber, daſs ſie ihn heimlich durch Gift oder Meuchelmord aus dem Wege räumen möchten." Er erkundigte ſich beſonders nach der Wunde, die der Doktor Macleod in der Schlacht bei Cullo-

den durch eine Kugel bekommen hatte, die in die eine Schulter eindrang und queer nach der andern hineinging. Der Doktor hatte zufälligerweiſe noch denſelben Rock an, den er damals trug. Er erwähnte, daſs ihm ſelbſt bei Culloden das Pferd unter dem Leibe wäre erſchoſſen worden; daſs die Kugel das Pferd ohngefähr zwei Zoll von ſeinem Knie getroffen, und es ſo unbändig gemacht hätte, daſs er es gegen ein anderes hätte umtauſchen müſsen. Er machte einige Anmerkungen über das Betragen bei dem unglücklichen Vorfalle zu Culloden, ſetzte jedoch hinzu, es wäre vielleicht unüberlegt, daſs er dies thäte. — Ich bin jetzt überzeugt, daſs ſein Verdacht ungegründet war, denn ich habe mich weitläuftig über dieſe Sache mit meinem würdigen und einſichtsvollen Freunde, Herrn Andrew Lumisden, welcher zweiter Secretair unter dem Prinzen Carl und nachmals erſter Secretair ſeines Vaters in Rom war, unterhalten, der, wie er mich verſicherte, mit den Fähigkeiten ſowohl als mit der Ehrlichkeit der Generale, welche die hochländiſche Armee bei ſelbiger Gelegenheit commandirten, völlig zufrieden war. Herr Lumisden hat eine ſehr genaue und klaſſiſche Beſchreibung der drei Schlachten im Jahre 1745 und 1746 geliefert. — Als die Rede auf die verſchiedenen hochländiſchen Korps fiel, wünſchten die Herren, welche zugegen waren, ſeine Meinung darüber

zu vernehmen, welche die beſten Soldaten wären? Er antwortete: "er wäre kein Freund von Vergleichungen zwiſchen dieſen Korps; ſie wären alle vortrefflich."

Der Prinz ſagte ſeinen Führern: er hielte es nicht für rathſam, lange an einem Orte zu bleiben, und er erwarte ein franzöſiſches Schiff, welches nach Lochbroom zu den Mackenzies kommen würde, ihn abzuholen. Man that ihm darauf den Vorſchlag, ihn in einem von Malcolms Böten nach Lochbroom zu bringen, obgleich die Entfernung funfzehn Seemeilen an der Küſte hin betrug. Allein er glaubte, dies würde zu gefährlich ſeyn, und bat, daſs ſie auf alle Weiſe vorher Nachricht einziehen möchten. Der junge Raſey ſchrieb darauf an ſeinen Freund, Herrn M'Kenzie von Applecroſs, bekam aber zur Antwort, daſs ſich daſelbſt kein franzöſiſches Schiff hätte ſehen laſſen.

Man beſchloſs daher wieder zurück nach Sky zu gehen, welches denn auch geſchah. Sie landeten zu Strath, wo ſie in einem Kuhhauſe ſchliefen, welches dem Herrn Niccolſon von Scorbreck gehörte. Die See war ſehr unruhig, und das Boot nahm viel Waſſer ein. Der Wanderer, welcher eines ſolchen Fahrzeuges nicht gewohnt war, fragte, ob Gefahr dabei wäre; als man ihm mit nein antwortete, ſang er ein

Erſiſches Lied mit groſser Munterkeit. Er hatte nun die Erſiſche Sprache ſchon ziemlich erlernt.

Der junge Raſey ward nun nach dem Orte hingeſchickt, wo ſich Donald Roy aufhielt, um Nachrichten einzuholen, und der Wandrer trug dem Doktor Macleod ſehr dringend auf, an einem gewiſſen Orte, in einer Entfernung von etwan ſieben Meilen, ein Boot in Bereitſchaft zu halten, wobei er hinzuſetzte, er hätte die Abſicht, ſich deſſelben zu einer Sache von groſſer Wichtigkeit zu bedienen. Er gab darauf dem Doktor ein Futteral, worin ein ſilberner Löffel, Meſſer und Gabel befindlich waren, mit den Worten: "*Heben Sie mir dies auf, bis ich Sie wieder ſehe;*" welches nach des Doktors Meinung in zween Tagen geſchehen würde. Allein alle dieſe Befehle waren nur ein bloſser Vorwand; denn er hatte einen andern Plan im Kopfe; hielt es aber weiſslich für das ſicherſte, ſeine Geheimniſſe nur ſo viel Perſonen, als ſchlechterdings nöthig waren, anzuvertrauen. Er bat darauf den Malcolm, ſich ein wenig mit ihm von dem Hauſe zu entfernen, worauf er ihm ſeine Abſicht mit den Worten zu erkennen gab: "*Ich vertraue mich Ihnen an; führen Sie mich zu dem Laird von M'Kinnons Lande.*" Malcolm wandte dagegen ein, es wäre ſehr gefährlich, da ſo viel Partheien Soldaten in Bewegung wären. Er antwortete: "*man kann jetzt nichts ohne Gefahr unternehmen.*" — Er ſagte dar-

auf, daſs Malcolm der Herr, und er, der Bediente ſeyn müſste; er nahm alſo den Sack, in welchen ſein Leinengeräthe befindlich war, und lud ihn auf ſeine Schulter; und da er bemerkte, daſs ſeine Weſte mit geſponnenen goldnen Knöpfen beſſer als Malcolms Weſte war, ſo zog er Malcolms Weſte an, und gab ihm die ſeinige, wobei er die Anmerkung machte: *es ſähe nicht gut aus, daſs der Bediente beſſer als der Herr gekleidet wäre.*

Malcolm war zwar ein trefflicher Fuſsgänger, fand aber doch, daſs Prinz Carl ihn übertraf, welcher ſagte, daſs er ſich aus den Partheien, die nach ihm aus wären, nicht viel machen würde, wenn er nur einen Musketenſchuſs vor ihnen voraus hätte; daſs er ſich aber vor den Hochländern, die ſeine Feinde wären, ein wenig fürchtete. Er war des Laufens in Italien auf der Jagd gewohnt worden, und war auch noch jetzt ein ſo eifriger Jäger, daſs er, auf Erblickung einiger Repphüner, einen Schuſs darunter zu thun willens war; allein Malcolm warnte ihn, es zu unterlaſſen, weil der Schuſs von den Schiffen, die an der Küſte herumſchwärmten, konnte gehört werden.

Als ſie durch Gebirge weiter gingen, und oft einen Umweg nahmen, um alle Häuſer zu vermeiden, fragte ihn Malcolm, um ſeine Entſchloſſenheit auf die Probe zu ſtellen, was zu thun wäre, wenn ſie auf eine Parthei Soldaten

ſtieſsen? Er antwortete: *wahrlich, wir müſsen uns wehren.* — Auf die an Malcolm erlaſſene Frage: *ob er in ſeiner jetzigen Kleidung würde erkannt werden*, welche Malcolm mit ja beantwortete, verſetzte er: "*So will ich mein Geſicht mit Schieſspulver ſchwarz machen.*" Dies würde Sie, ſagte Malcolm, gleich beim erſten Anblicke verrathen. — "*So muſs ich*, ſagte er, *meinen Anzug ſo nachläſſig als nur möglich einrichten.*" Er nahm darauf ſeine Parücke ab, band ein Schnupftuch um den Kopf, und ſetzte ſeine Nachtmütze darüber, riſs die Krauſe von ſeinem Hemde, nahm ſeine Schnallen aus den Schuhen, und lieſs ſie ſich von Malcolm mit Bänder zubinden; Malcolm aber glaubte noch immer, daſs man ihn kennen würde. "*Ich habe ein ſo ſonderbares Geſicht*, ſagte er, *daſs jedermann, der mich ein einzigesmal geſehen hat, mich auch wieder kennt.*"

Er wollte der abſcheulichen Erzählung, daſs man, (nachdem der Sieg ſich bereits für die von dem Herzoge von Cumberland commandirte Armee erkläret hatte, Leute mit kaltem Blute niedergehauen hätte,) keinen Glauben beimeſſen. Er konnte ſich nicht erlauben, die Meinung zu hegen, daſs ein General ſo barbariſch ſeyn könnte.

Als ſie M'Kinnons Haus bis auf zwei Meilen erreicht hatten, fragte ihn Malcolm, ob er den Laird ſehen wollte? "*Nein*, ſagte er, *keineswegs. Ich weiſs, daſs M'Kinnon ein ſo guter und ehrli-*

cher Mann iſt, als irgend einer in der Welt, aber er iſt jetzt zu meiner Abſicht nicht geſchickt. Sie müſsen mich in ein anderes, aber doch in eines feinen Mannes Haus führen." — Malcolm beſchloſs alſo, daſs ſie mit einander nach ſeines Schwagers, des Herrn John M'Kinnons Hauſe gehen, ſich von dannen nach dem veſten Lande von Schottland bringen laſſen, und den Macdonald von Scothhouſe um ſeinen Beiſtand erſuchen wollten. Der Wanderer machte Anfangs Einwendungen dagegen, weil Scothhouſe ein Vetter eines Mannes war, der ihm verdächtig ſchien. Endlich aber war er doch mit Malcolm's Entſchlieſſung zufrieden.

Als ſie ſchon nahe bei John M'Kinnons Hauſe waren, begegneten ſie einem Manne, Namens Roſs, welcher gemeiner Soldat bei der Armee der Hochländer geweſen war. Er hefftete ſeine Augen ſteif auf den verkleideten Wanderer, und nachdem er ihn erkannt hatte, ſchlug er die Hände zuſammen und rief aus: "Ach! ſind die Umſtände nun ſo beſchaffen!" Da Malcolm ſah, daſs ſie entdeckt waren, fragte er: "was iſt nun zu thun? "*Laſs ihn einen Eid thun, daſs er verſchwiegen ſeyn will*," verſetzte der Prinz. Malcolm zog hierauf ſeinen Säbel, und lieſs ihn auf der bloſsen Klinge einen feierlichen Eid ablegen, daſs er nicht eher etwas davon ſagen wollte, daſs er den Wanderer geſehen hätte, bis es öffentlich bekannt gemacht worden, daſs er der Gefahr entgangen wäre.

Malcolms Schweſter, zu deren Hauſe ſie des Morgens ziemlich früh gelangten, fragte ihn, wer derjenige wäre, den er mitgebracht hätte? Er ſagte, es wäre ein gewiſſer Lewis Caw von Crieff, der aus einerlei Urſache mit ihm ein Flüchtling wäre, und den er als ſeinen Bedienten angenommen hätte; er ſei aber krank geworden. "Der arme Mann, ſagte ſie, ich bedaure ihn; und dabei wird mir warm ums Herz, wenn ich einen Mann von ſeinem Anſehen erblicke." — Ihr Ehegatte hatte ſich etwas vom Hauſe wegbegeben, ward aber alle Augenblicke zurück erwartet. Sie ſetzte ihrem Bruder ein reichliches hochländiſches Frühſtück vor. Prinz Carl machte den Bedienten ſehr gut, ſetzte ſich ehrerbietig in einiger Entfernung mit abgezogener Mütze. Malcolm ſagte darauf zu ihm. "Mr. Caw, ihr habt dies eben ſo nöthig als ich; es iſt genug für uns beide da; es wäre beſſer, wenn ihr näher kämet und mit mir Theil daran nähmet." — Er ſtand alſo auf, machte eine tiefe Verbeugung, ſetzte ſich mit ſeinem Herrn zu Tiſche, und lieſs ſichs herzlich wohl ſchmecken. Hierauf trat eine alte Frau im Zimmer, die nach der Weiſe der alten Gaſtfreiheit warmes Waſſer brachte, und Malcolms Füſse wuſch. Er bat ſie, daſs ſie auch die Füſse des armen Mannes, welcher ihn begleitete, waſchen möchte. Anfangs ſchien ſie aus Stolz nicht geneigt dazu zu ſeyn, weil ſie ihn

für geringer als ſich ſelbſt hielt, und ſagte in der weitſchweifigen Sprache der Hochländer und Irländer mit einiger Wärme: *Ich waſche zwar Ihres Vaters Sohnes Füſse, aber warum ſoll ich auch ſeines Vaters Sohnes Füſse waſchen?* — Sie lieſs ſich indeſſen doch bereden es zu thun.

Sie legten ſich darauf zu Bette, ſchliefen eine Zeitlang, und als Malcolm erwachte, ſagte man ihm, daſs ſein Schwager, Herr John M'Kinnon, ſchon im Geſichte wäre. Er eilte hinaus, mit ihm zu reden, ehe er den Prinzen Carl ſähe. Nachdem Malcolm ihn umarmt hatte, zeigte er aufs Meer, und ſagte: "*Wie, John, wenn der Prinz ſich am Bord eines dieſer Schiffe, als ein Gefangener befände?*" — Das wolle Gott nicht, verſetzte John. — "*Wie, wenn wir ihn hier hätten?*" ſagte Malcolm. "Ich wünſche, verſetzte John, wir hätten ihn hier; wir wollten für ihn ſorgen." — *Nun denn, John*, ſagte Malcolm, *er iſt in deinem Hauſe.* — In freudiger Entzückung wollte John gerades Weges zu ihm hineineilen, und ihm ſeine Unterthänigkeit bezeugen, aber Malcolm hielt ihn auf und ſagte: "*Nun iſt die Reihe an dich, dich gut zu betragen, und nichts zu thun, wodurch er entdeckt werden kann.* John faſste ſich wieder, und ward, nachdem er alle ſeine Bedienten unter verſchiedenem Vorwande entfernt hatte, zu ſeinem Gaſt hineingeführt, und ward gebeten, ein Boot in Bereitſchaft zu ſetzen, welches nahe bei ſeinem Hauſe lag,

und daſs ſie, ob es gleich nur klein war, und einen Leck hatte, lieber zu nehmen beſchloſſen, als ſich zu dem Laird von M'Kinnon zu begeben. John M'Kinnon war aber andrer Meinung; bei ſeiner Zurückkunft ſagte er ihnen, daſs ſein Oberhaupt und Lady M'Kinnon in dem Laird's Boote unterweges wären. Prinz Carl ſagte zu ſeinem getreuen Malcolm: "*Es thut mir leid, allein ich muſs mich darin ſchicken.*" M'Kinnon kam darauf vom Ufer herauf, und bezeigte dem Wandrer ſeine Ehrerbietung. Seine Gemahlinn wartete in einer Höhle, wohin ſie ſich alle begaben, und mit kalten Speiſen und Wein bewirthet wurden. Herr Malcolm M'Leod, welcher nun durch den Laird von M'Kinnon erſetzt ward, bat um Erlaubniſs zurückzugehen, die ihm zugeſtanden ward, und Prinz Carl ſchrieb einige Zeilen, die er *James Thompſon* unterzeichnete, worinn er ſeinen Freunden Nachricht gab, daſs er ſich von Sky hinwegbegeben hätte, und ihnen für ihre Güte dankte. Er bat, daſs dies Schreiben doch dem jungen Raſey und dem Doktor Macleod bald zugeſchickt werde, damit ſie nicht länger auf ſeine Zurückkunft warten möchten. Er nahm von Malcolm den zärtlichſten Abſchied, und beſtand darauf, daſs er eine ſilberne Hutſchnalle und zehn Guineen aus ſeiner Börſe annehmen muſste, obgleich, wie mir Malcolm ſagte, dem Anſehen nach, nicht über vierzig darin befindlich waren. Mal-

colm verbat ſie ſich anfänglich, mit dem Zuſatze, er hätte zu ſeinem Gebrauche noch einige Guineen, aber Prinz Carl verſetzte: "*Sie werden Geld nöthig haben. Ich werde genug bekommen, wenn ich nur erſt nach dem veſten Lande bin.*

Der Laird von M'Kinnon brachte ihn darauf nach der gegen über liegenden Küſte von Knoidart. Der alte Raſey, an welchen man Nachricht hatte gelangen laſſen, fuhr zu gleicher Zeit hinüber nach Sky, weil ſie aber nichts von einander wuſsten, und ſie ſich beiderſeits fürchteten, ſo hielten ſich beide Böte von einander entfernt.

Dies ſind die beſondern Nachrichten, die ich in Beziehung auf die auſserordentliche Art, wie Prinz Carl ſich verbarg, und den Nachſtellungen entkam, in den Hebridiſchen Inſeln geſammelt habe. Er war oft in augenſcheinlicher Gefahr. Die Truppen ſpürten ihm nach von dem langen Eylande queer durch Sky bis nach Portree, wo ſie die Spur verloren. Der Prinz kam hierauf am Bord einer franzöſiſchen Fregatte, die ihn nach Frankreich brachte.

Nachrichten von den Gebräuchen bei den Gaſtmahlen der Alten.

Die Bedürfniſſe der Natur ſind das Band, das alle Menſchen vereinigt. Bei Tiſche, ſagt

ein alter Schriftſteller, machen die Gäſte, ſo zu reden, nur einen Körper und eine Seele aus. Alle Nationen, alle Völker und alle Menſchen, ſie mögen geſittet oder nicht ſeyn, haben die Tiſchgeſellſchaften für eine der angenehmſten gehalten. Solche Zuſammenkünfte machen gleichſam aus allen Gliedern nur eine einzige Familie; hier fallen jede Vorzüge, die Gewohnheit und Vorurtheil einführten, weg; hier werden jene in den Menſchen eingeflöſste Neigungen, ſich als Brüder zu betrachten, näher entwickelt. Hier ſind ſie wieder in ihren natürlichen Zuſtand verſetzt, und fühlen die Gleichheit, die unter ihnen herrſcht. Hier finden ihre Leiden und Feindſchaften ein Ziel. Ariſtoteles hält deswegen die Gewohnheit der Egypter, welche abgeſondert aſsen, und keine Tiſchgeſellſchaften hatten, der Geſelligkeit für zweckwidrig; er lobt hingegen den Minos und Lykurg, die ſolche brüderliche Feſte eingeführt hatten. Bei Tiſche, nachdem ſie erſt tapfer gezecht, beriethen die Perſer gewöhnlich ihre Angelegenheiten; aber nur am folgenden Tage, wenn ſie wieder nüchtern waren, erfolgte der Schluſs und die Ausführung ihrer Berathſchlagungen.

Wenn ſich die deutſchen mit Feinden ausſöhnen, wenn ſie Bündniſſe eingehen, Anführer erwählen, Krieg und Frieden ſchlieſſen wollten: ſo entſchieden ſie über dies alles, erzählt

Tacitus, bei Tiſche, weil die Seele alsdann freier fühlt, und zu hohen Thaten mehr Aufmunterung bekömmt. Die Freiheit, die ſich dieſes ungekünſtelte Volk beym Gaſtmahl erlaubte, machte, daſs es nichts unter ſich geheim hatte. Den andern Tag erwogen ſie öffentlich die am vorigen Abend getroffenen Rathſchläge; dieſe wurden zu einer Zeit gegeben, wo man nicht zu heucheln pflegt, und wo man ſelten betrogen werden kann.

Gemeiniglich wurden in alten Zeiten die Traktaten beim Gaſtmahl abgeſchloſſen, die man *Bundesmahle* nannte.

Bei den erſten Chriſten waren Freundſchaftsmahle, wo jeder ſeine Schüſſel dazu brachte. — Homer ſpricht ſchon von öffentlichen Häuſern, wo man für Geld ſpeiſte. Nach dem Berichte des Apoſtels Paulus in der X. Epiſtel an die Korinther waren bei den erſten Chriſten geheiligte Gaſtmahle, die ſie unter ſich in der Kirche hielten, und wozu jeder nach ſeinem Vermögen beitrug. Dieſe Gewohnheit dauerte noch lange nach ſeiner Zeit; denn Juſtinus, Tertullian und Cyprian erwähnen ihrer als eines ganz gewöhnlichen und bekannten Gebrauchs.

Die Griechen feierten Leichenmahlzeiten zur Ehre desjenigen, deſſen Verluſt man beweinte. — Bei den Rhodiern war ein Fundamentalgeſetz, nach welchem die Vornehmeren verbunden waren, täglich bei denen, die die Verwaltung des

Staats in Händen hatten, zu Mittage zu eſſen, damit ſie ſich bei ihnen über die dem Staate nothwendigen und nützlichen Angelegenheiten berathſchlagen könnten. Zu dem Ende muſsten die vornehmſten Miniſter des Reichs offene Tafel für diejenigen halten, die zum öffentlichen Beſten etwas beitragen konnten.

In der Beſchreibung der Gaſtmahle der alten Egypter, Hebräer und Römer, damals als ſich dieſe Völker noch dem Ackerbau widmeten, im Homer, und in allen Schriften, die in jenen heroiſchen Zeiten abgefaſst wurden, iſt nirgend von Fiſchen die Rede. Wahrſcheinlich verachtete man dieſe Speiſe, und ſie ſchien ihnen als ſtarken nervigten Leuten zu leicht.

Ein berühmter engliſcher Arzt verſicherte, daſs er mit einer eingeſchränkten Diät einen Menſchen verzagt machen wolle. Der Prinz Moritz war davon ſo überzeugt, daſs er allezeit die Engländer, wenn ſie den Roſtbeef noch im Leibe hatten, zu muthigen Unternehmungen brauchte.

Die Gewohnheit, Cyder zu trinken, iſt von den Gasconiern zu den Normännern übergegangen; erſtere erhielten ſie aus Afrika. Der H. Auguſtinus thut Meldung davon, und ſagt, dies wäre das älteſte Getränk der Menſchen.

Im Jahre der Welt 2017 erfand man zu Peluſium, einer Egyptiſchen Stadt, das Bier.

Plato erlaubte nicht nur, ſondern er befahl

ogar in ſeinen Geſetzen bei gewiſſen Fällen die Trunkenheit; er wollte die Menſchen in dieſem Zuſtande kennen lernen und ihre Geſinnungen erforſchen. Mand fand einſt den weiſen Kato beſoffen auf der Straſse, und der Redner Markus Antonius faſste ein ganzes Buch über die Trunkenheit ab. Aeſchylus betrank ſich bei Verfertigung ſeiner Trauerſpiele, und der Sophiſt Aurelius that desgleichen, wenn er öffentlich declamiren wollte. Der Abt Vertot folgte dieſem Beyſpiele, als er in ſeiner Geſchichte von Malta die Beſchreibung der Belagerungen und Schlachten aufſetzte.

Statt aller Folter bedienten ſich die Perſer des Weins, um Verbrechen an den Tag zu bringen. Dieſes Mittel, die Wahrheit ausfindig zu machen, war gewiſs nicht grauſam, und ſcheint zuverläſsiger, als die ſchrecklichſten Martern, die wir zu dem Ende anwenden.

Bei den Römern aſs man gemeiniglich im Vorſaal, damit ein verborgener Winkel des Hauſes nicht zur Zügelloſigkeit oder Unordnung Gelegenheit gäbe. Verſchiedne Geſetze verordneten es, in dieſen Arten von Vorſälen zu ſpeiſen. Als der Luxus bei den Römern eindrang, hatten ſie prächtige Speiſeſäle. Lukull hatte deren verſchiedene, die alle den Namen irgend einer Gottheit führten, und dieſer Name war für den Haushofmeiſter das Zeichen von der Ausgabe bei einer Mahlzeit. Die Aus-

gaben für eine Abendmahlzeit des Lukull im Saal des Apoll beliefen ſich auf funfzig tauſend Drachmen.

Der Speiſeſaal des Neroglich, durch die cirkelförmige Bewegung ſeines Tafelwerks, dem Lauf des Himmels, und ſtellte die verſchiednen Jahreszeiten vor, die, bei jedem andern Aufſatze, Blumen und wohlriechende Eſſenzen auf die Gäſte regnen lieſs. Die Römer hatten gemeiniglich zwei Tafeln, an denen ſie nach einander ſpeiſten. Die erſte war für alle Fleiſch- und Fiſchſpeiſen; dann nahm man dieſe Tafel weg, und ſetzte eine zweite hin, auf welcher man die Früchte trug. Bei dieſer zweiten wurden Libationen verrichtet und geſungen. Die Griechen und Morgenländer hatten eben dieſen Gebrauch, und ſelbſt bei den Hebräern wurde an feierlichen Gaſtmahlen geopfert.

Zur Zeit des Nero hatten die Römer Tiſche, welche von Citronenholz verfertigt wurden; man holte dies Holz aus Mauritanien. Sie waren mit Purpurfarbe angeſtrichen, mit Gold ausgelegt, und ſtanden auf elfenbeinernen ausgeſchnitzten Füſsen. Man ſagt, ſie wären noch koſtbarer als goldne geweſen. Dio Caſſius verſichert, Seneka hätte deren allein fünfhundert gehabt, an welchen er nach einander ſpeiſte, und Tertullian ſagt, Cicero habe nur einen ſolchen Tiſch beſeſſen.

Bei den Römern würfelte man um den Kö-

nig des Gaſtmahls. Man findet im Herodot, daſs ſich die Alten keiner Schaalen und Taſſen bedienten. Sie hatten eine Art von Hörnern, aus denen ſie tranken. Der Rand dieſer Gefäſse war bei den Standsperſonen vergoldet oder verſilbert.

Unter der Regierung des Königs von Frankreich, Karls V., war die Gewohnheit noch nicht eingeführt, Leuchter auf den Tiſch zu ſetzen. Eine groſe Menge Bedienten muſsten während der ganzen Mahlzeit Leuchter in der Hand halten.

Bei den Griechen und Römern muſste in allen Häuſern einer der Bedienten bei Tiſche vorleſen. Zuweilen übernahm der Herr des Hauſes dies Amt ſelbſt, und die Geſchichte meldet uns, daſs der Kaiſer Severus oft bei den Mahlzeiten ſeiner Familie ſelbſt vorzuleſen pflegte. Dies geſchah vorzüglich bei der Abendmahlzeit.

In den ſchönen Zeiten der Griechen unterredeten ſich die Tiſchgeſellſchaften von erhabnen und geiſtreichen Dingen; ſie machten Lehrſätze aus der Moral zum Gegenſtande ihres Geſprächs; Plutarch hat nach dieſer Art *Tiſchgeſpräche* aufgeſetzt.

Die alten Philoſophen bemerken, daſs, wenn die Helden unter ſich Gaſtmähle hielten, ſie gewöhnlich Sachen von groſser Wichtigkeit abhandelten, und über Sachen Berathſchlagungen

pflegten, die ſich auf gegenwärtige oder künftige Fälle bezogen.

Bei den Franzoſen machten die verſchiedenen Thaten der Ritter im Turnier, ihre Tapferkeit, Geſchicklichkeit, und die Begebenheiten der alten Ritter und Helden, welche den Ruhm der Nation ausgebreitet hatten, das Geſpräch bei den Gaſtmahlen aus.

Mitten beim feſtlichen Mahl ſpanten die Scythen die Sennen ihrer Bogen; dieſes Geräuſch erinnerte ſie an ihre kriegeriſchen Tugenden, welche ſie in dieſer Zeit der Freude zu verlieren fürchteten.

Die durch den Luxus verzärtelten Römer riefen Saitenſpieler, Sängerinnen, Tänzerinnen, Pantomimen und luſtige Schwätzer zu ihren Schmäuſen, um die Gäſte dadurch zu beluſtigen.

Die Abyſſinier trinken und plaudern erſt nach eingenommenen Mahle. Der König und die Groſsen glauben, es ſei unter ihrer Würde, die Biſſen in eigner Perſon nach dem Munde zu bringen. Ihre Pagen zerreiſsen das Fleiſch mit den Fingern, und ſtecken ihnen ſolches alsdann in den Mund. Sie begnügen ſich vor dem Eſſen nicht mit einem kurzen Gebet, ſondern ſagen den ganzen Pſalter her; damit dies aber nicht zu viel Zeit wegnehme, vertheilen ſie die Pſalmen unter mehrere Perſonen, die zu gleicher Zeit jeder die ihrigen herbeten.

Die Chineſiſchen Gaſtmahle übertreffen, in Rückſicht auf Ceremonien, alles was man ſich davon nur denken kann. Dort wird man nicht gebeten, um zu eſſen, ſondern um Geſichter zu ſchneiden. Kein Biſſen wird verzehrt, kein Tropfen Wein getrunken, wobei man nicht erſt eine Menge Verzückungen gemacht hätte. Man hält dort, wie in unſern Concerten und Kirchenmuſiken einen Menſchen, der den Tackt ſchlagen muſs, damit die Gäſte auf einem Wink in die Schüſſel greifen und die Speiſen in den Mund ſtecken können. Jeder ſitzt an einem beſondern Tiſch, ohne Tiſchtuch, ohne Serviette, ohne Meſſer, ohne Löffel. Alles iſt bereits geſchnitten, und wird mit zwei kleinen ſilbernen Stäben genommen, womit die Chineſer ſehr geſchickt umzugehen wiſſen. Nach dieſer Mahlzeit, die vier bis fünf Stunden in derſelben gezwungnen Feierlichkeit fortdauert, tritt eine Schauſpielergeſellſchaft auf, die durch die Länge ihres Spiels eben ſo ſehr ermüdet als die vorhergehenden Gaukeleien.

Zuweilen giebt der Schach von Perſien den Groſsen ſeines Hofes ein feierliches Mahl. An einem ſolchen Ceremonientage, ſind mehr denn dreihundert Gäſte verſammelt, und kein Hof verſchwendet eine gröſsere Pracht, als dieſer. Die Schalen ſind entweder golden oder emaillirt, und das ganze Speiſegeräth iſt von Gold oder Porcellain; ſelbſt die Lampen und Fackeln

ſind von dieſem Metall. Dieſes prächtige Tafelzeug wird auf atlaſſene mit goldnen Blumen geſtickte Tiſchtücher geſetzt. Man ſchätzt dies ganze Geräth auf vierzig Millionen.

Wenn die Moskowiten ein Feſt geben, ſo iſst die Gemalinn des Wirths nicht mit den Mannsperſonen. Sie erſcheint während der Mahlzeit, mit ihren ſchönſten Kleidern geſchmückt, im Gefolge mehrerer weiblichen Bedienten, im Speiſeſaal, und überreicht dem vornehmſten Gaſt ein Glas Branntwein, welches ſie vorher mit den Lippen berührt kat. Indem er nun trinkt, entfernt ſie ſich ſchnell, legt ein ander Kleid an, und beobachtet dieſelbe Ceremonie mit einem zweiten, und ſo geht ſie die ganze Reihe durch. Hierauf ſtellt ſie ſich an die Mauer, ſchlägt die Augen nieder, läſst die Arme an den Seiten herunterhängen, und bekömmt einen Kuſs von jedem Eingeladnen. Der erſte Gang beſteht im kalten Fleiſch, mit Oel, Zwiebeln und Knoblauch gedämpft. Dies läſst man ohngefähr eine Stunde auf dem Tiſch ſtehen, worauf man Suppen, Braten und warme Fleiſchſpeiſen zum zweiten Gang aufträgt. Dann folgt das Deſert. Von Anfang der Mahlzeit an, werden Geſundheiten aus groſsen Schaalen und klockenförmigen Gläſern getrunken. Wenn ſich die Vornehmen unter einander bewirthen, ſo geben ſie bloſs Ungarſchen Wein. Die Moscoviten laſſen es dabei an keiner Verſchwendung fehlen, ihre Pracht vollkommen

an den Tag zu legen. Nach der Mahlzeit pflegen ſie einige Stunden zu ſchlafen.

Wenn die Polen eine Mahlzeit geben, ſo muſs jeder Gaſt Meſſer, Gabel und Löffel mitbringen, weil man ſie ſo wenig wie Servietten auf den Tiſch legt. Man breitet nur rings herum ein Stück Leinwand, deſſen man ſich ſtatt der Serviette bediente. So bald die Gäſte angekommen ſind, ſchlieſst man die Hausthüre, und öffnet ſie nicht eher als nach Tiſche. Wann vorgelegt iſt, fängt jeder damit an, ſein Brod durchzuſchneiden, wovon er die Hälfte nebſt der Serviette, die voller Fleiſch gepakt iſt, ſeinem Bedienten giebt. Verlangt der Herr zweimal zu trinken, ſo überreicht er ihm viermal das Glas, und trinkt ſo gar mit ihm aus einem Gefäſſe. Uebrigens glauben ſich die Polniſchen Herren nicht zu entehren, wenn ſie mit ihren Hausbedienten an einem Tiſche eſſen.

Die Schweden, ja ſelbſt oft das Frauenzimmer, eſſen nie, ohne vorher einen Schluck Branntwein genommen zu haben. Aus dieſer Urſache wird die Suppe bei ihnen erſt das zweite Gericht.

Plutarch meldet uns, daſs Cäſar nach gehaltenen Triumph das römiſche Volk an zwei und zwanzig tauſend Tiſchen bewirthet habe; woraus zu ſchlieſſen iſt, daſs an dieſen zwei und zwanzig tauſend Tafeln, wenigſtens zwei mal hundert tauſend Menſchen auf Cäſars Unkoſten geſpeiſt wurden.

Weisheit des Strebens nach Vollkommenheit.

Die Schwäche der menſchlichen Natur iſt ein Satz, den die Laſterhaften gern erweitern mögen, und Beweiſe herausbringen, die ſo fälſchlich als unrichtig ſind. Der Menſch iſt ſchwach und verderbt; zugegeben! Daraus folgern ſie, daſs alle Lehren der ſtrengen Sittlichkeit durchaus unnütz ſind, und zu nichts dienen, als den Menſchen einen verkehrten Stolz einzuflöſſen. — Der Menſch iſt zwar ein ſchwaches, aber verbeſſerliches Weſen. Er hat ſtarke Leidenſchaften; aber es liegen auch ſtarke Kräfte in ihm, ihren Wirkungen entgegen zu handeln. Er hat Vernunft, und ſeine Glückſeligkeit beruht gewiſs auf ſeinem freiwilligen Gebrauch oder Miſsbrauch, Vernachläſsigung oder Ausübung dieſer Seelenkraft. Wahrſcheinlich wollen auch die Leute, welche die Unwirkſamkeit der Vorſchriften der Philoſophie und Moral als ſo gewiſs anführen, nur ihre eigne Trägheit darunter entſchuldigen. Wer nicht Luſt hat, ſeine Unregelmäſsigkeiten zu beſſern, bemüht und überzeugt ſich gern, daſs er nicht kann.

Ja, gewiſs, wo Menſchen wohnen, da wohnen auch Laſter und Elend. Dies ſieht man nicht nur unter groben Leuten ohne Unter-

richt, ſondern eben ſo gut bei denen, die mit allen Künſten und Kenntniſſen vertraut und geſchmückt ſind. Wie viele Beiſpiele ſtellt uns die Erfahrung auf, daſs Sittenlehrer, die die Tugend mit noch ſo ſtarken Farben und noch ſo vieler anſcheinenden Aufrichtigkeit darſtellten und anempfohlen, nachher Böſewichter wurden und alles Elend an ſich ſelbſt erfuhren, das ein Gefolge des Laſters iſt! Gegen ihre eigne Ueberzeugung, ihren Ruf, gegen alles, was ihren Augen ſchätzbar ſchien, ſtürzten ſie ſich aus der Thurmhöhe der Tugend in den Abgrund des Laſters.

Solcher Beiſpiele giebts eine Menge; und gewöhnlich frohlockt die Bosheit darüber, walt ſie aus und vergröſsert ſie. Freilich muſs oft bei einer ſolchen Ausartung der Schein der Tugend erborgt geweſen ſeyn. Aber wenn ich ſchon zugebe, was Vernunft, Erfahrung und Religion einſtimmig beſtätigen, daſs die Natur des Menſchen ungemein ſchwach ſei: ſo zieh ich doch einen ganz andern Schluſs daraus, als den die Verfaſſer der Zügelloſigkeit zu führen pflegen.

Die menſchliche Natur iſt äuſſerſt ſchwach; wohl! ſo müſsen wir uns bemühn ſie ſtärker zu machen. Man kann nicht ſagen, daſs dies Beſtreben nothwendig unzeitig ſeyn müſse; man kann nicht ſagen, wir hätten nicht Anregungen genug, unſre feurigen Verſuche in Mun-

terkeit zu erhalten. Wir haben ein feines Gefühl für moraliſche Rechtſchaffenheit, wir haben Verſtandeskräfte, die zu unendlicher Verbeſſerung zielen, eine natürliche Liebe, vortreffliche und unzählbare Vorſchriften; auch müſsen wir zur Ehre der Menſchheit hinzuſetzen: es fehlt uns nicht an vielen und ſchönen Muſtern. Viele von den Menſchen des Alterthums, die ſich zu ſtrengen philoſophiſchen Sekten ſchlugen, haben die nachahmungswürdigſten Proben der Stärke der menſchlichen Natur dargelegt. Es iſt nicht zu glauben, daſs ſie mehrere, oder vollkommnere Seelenkräfte beſaſsen, als unſre gegenwärtigen Menſchen. Aber ſie liebten die Vortrefflichkeit, und glaubten ſich derſelben fähig. Dieſer Glaube wirkte ſehr glücklich zu ihrer Ausbildung. Sie gelangen zum Ziel ihrer Verſuche, und ſtanden unter ihres gleichen da, wie ein Koloſs unter Statüen von Puppen.

Ich glaube, dem Menſchengeſchlecht einen thätigen Dienſt zu erweiſen, wenn ich unter den luſtigen und zerſtreuten Haufen unſrer Zeit dieſen Glauben wieder beleben könnte. Philoſophen haben ihn angenommen; aber Philoſophen ſind gegen die übrigen Menſchen, was ein Tropfen in Vergleich mit dem Weltmeer iſt. Zwar giebt es der vermeinten Philoſophen eine groſse Zahl, aber dieſe ſprengen gemeiniglich Meinungen aus, die wir auf Herabſetzung und Entwürdigung der menſchlichen Natur

zielen. Berühmt zu werden, ſcheint mehr ihr Zweck zu ſeyn, als die hohe Zufriedenheit, nützliche Wahrheiten zu entdecken und mitzutheilen. Doch, wäre der Menſch überall überzeugt, daſs er fähig iſt, eine hohe Stufe der Vollkommenheit zu erklimmen, und ſtrebte demnach nach der Erreichung derſelben; gewiſs würden da die moraliſchen Leiden abnehmen, und die Geſellſchaft ein ſchöneres Anſehn gewinnen. Immer wird noch viel Elend und Noth unter uns bleiben, ſo lange wir hienieden wallen, aber das Maaſs, das wir uns ſelbſt hartnäckig und eigenwillig durch unſre eigne Narrheit auflegen, kann durch die Verbeſſerung dieſer Narrheit weggeräumt werden.

Was in Kunſtwerken geſchehen iſt, läſst ſich auch in ſittlichen thun. Wenn man ein muſikaliſches Inſtrument einem Bauren in die Hand gäbe, der es nie geſehn noch gehört hätte, und ihm dabei ſagte, daſs, wenn er darauf ſpielte, er Töne herauslocken könnte, die jeden Zuhörer ergötzen würden: ſo würde man ihn durch keinen Beweisgrund dahin bringen können, die Möglichkeit davon zu glauben. Er lerne aber und übe ſich eine gehörige Zeit, ſo wird er zu einem gewiſſen Grade von Geſchicklichkeit gelangen, die, wenn ſchon fern von Vollkommenheit, doch gegen ſeine erſte Unfähigkeit wunderſam ſcheinen wird. Wenn man eben ſo ſeinem Schüler in der Sittlichkeit ſagt, daſs er fähig ſey,

eine groſse Stufe von Vortrefflichkeit zu erreichen, und ihn antreibt, einen Verſuch zu machen: ſo wird er unfehlbar weit kommen, und zu ſeiner eignen Verwunderung vollkommen werden. Giebt man aber der natürlichen Trägheit, Feigheit und Verzweiflung nach, und bleibt immer bei der unheilbaren Schwäche der menſchlichen Natur ſtehn: ſo verhindert man die Anſtrengung des Lehrlings, und vermehrt deſſen natürliche Trieblosigkeit.

Zu welcher Vollkommenheit gelangen nicht Menſchenhände in den Werken der Kunſt, in Bildhauerei, Malerei, und in niedrigern mechaniſchen Geſchicklichkeiten! Ein Wilder, der eine Uhr ſieht, betet ſie als einen Gott an. Die ernſtlichſte Vordeutung würde ihn nicht überzeugen, daſs ſie das Werk eines Geſchöpfs ſei, das ihm, ausgenommen in erworbener Geſchicklichkeit, ſonſt in aller Hinſicht gleich käme. Und kann der Menſch ſo hoch in den Künſten der Hände, Wiſſenſchaften und den Produkten des Geſchmacks gelangen; und ſollte nicht einen wahren und ächten Wachsthum in der ſchönſten Kunſt und edelſten Wiſſenſchaft, ſein Leben zu führen, gewinnen können? Nur halb ſo viele Aufmerkſamkeit und Standhaftigkeit, als in Erwerbung nöthigen Geſchicks zu einem geldbringenden Geſchäft angewandt wird, nur halb ſo viel brauchte es zur Beſſerung der Sittlichkeit eines Menſchen, um einen

höchſt ehrenwerthen Charakter hervorzubringen.

Ueberhaupt trifft alles darin zuſammen, daſs alle wohl angewandte und recht geleitete Bemühung immer eine ſchätzbare Wirkung erzeugt. Unſerer perſönlichen Vortrefflichkeit und Glückſeligkeit, unſern Freunden und unſerm Vaterlande liegt viel daran, jene kleingeiſteriſche Philoſophie wegzuſchaffen. Zwar werden wir öfters fallen, aber ungebangt wollen wir wieder aufſtehen. Unſre Fehler werden groſs ſeyn, aber groſs auch unſre Tugend. Wenigſtens werden wir durch das Streben nach unbeſchränkter Vollkommenheit derſelben viel näher kommen, als wenn wir uns vor Verzweiflung unthätig niederſetzen.

Unſre modiſchen Philoſophen und ihre Nachbeter ſind bei ihrer Behauptung von der Unwirkſamkeit der Philoſophie, der Vorſchriften der Sittenlehre und des Einfluſſes der Religion geneigt, den Grund der Ehre als das wirkſamſte Mittel zur Ausführung deſſen anzugeben, was jene Dinge nicht auszuführen vermögen. Um ihnen Beſcheid zu thun, möchte ich nur die Fragen aufwerfen: Was ſind das für Leute, die frei und ſtolz Thaten begehn, wovor das Kind der Natur, ein Wilder, ſchaudern würde? Wer verführt auf die niederträchtigſte, grauſamſte Weiſe? Wer trägt einen Degen, bereit, ihn bei der unwichtigſten Anreitzung in das

Herz ſeines theuerſten Freundes zu ſtoſsen? Wer rühmt ſich, den Frieden unter Eheleuten geſtört, und, um ſeine Wolluſt oder Eitelkeit zu büſsen, eine ganze Familie unglücklich gemacht zu haben? — hier antwortet die untrügliche Erfahrung: Leute von Ehre! lauter, lauter ehrenvolle Leute!

Drum eile der noch unverdorbne Jüngling, dieſen Täuſchungen zu entfliehn. Er ſuche wahren Troſt in der Religion und Sittenlehre. Mit unſern beſten Beſtrebungen, ſagt uns Vernunft und Schrift, werden wir doch noch immer voller Mängel bleiben. Wo ſollen wir Hülfe ſuchen? Wohin können wir uns wenden, um unſre Schwachheit zu ſtärken, und unſern Mängeln abzuhelfen? Die Philoſophie iſt oft eitel, die Religion iſt es nie. Wir wollen alſo unſre Zuflucht zur Gottheit nehmen, die uns gewiſs Stärke geben, und, wenn wir wider unſern Willen irren, gnädig verzeihen wird.

(*The Univerſ. Magazin.*)

Mythologiſche Geſchichte der Nacht.

Veneranda nox,
Quæ das ſomnia miſeris mortalibus!

Die Griechen und Römer, welche den Tag als eine Gottheit betrachteten, erwieſen auch

der Nacht dieſen Vorzug, und errichteten ihr Altäre. Ihr ſchweigendes Dunkel, die Stille, die ſie in menſchlichen Herzen verbreitet, indem ſie vor ihm die Gegenſtände verbirgt, welche ſeine Leidenſchaften erregen, die heilſamen Betrachtungen, zu denen ſie Anlaſs giebt, die tiefe majeſtätiſche Ruhe, worin ſie die Natur verſenkt; dies alles gab zu dem feierlichſten Gottesdienſt Gelegenheit, den man ihr zu Ehren einführte. In der Nacht fühlt ſich die Seele frei, und die Gedanken wachen auf. Die Finſterniſs beunruhigt den furchtſamen und abergläubiſchen Menſchen, den alles erſchrekken und in Bewegung ſetzen kann. Das Liſpeln der Winde, der Fall eines vom Felſen abgeriſsnen Steins, das Murmeln des Bachs ſind hinreichend, ihn mit Grauſen zu durchbeben; er fällt auf ſeine Knie, und erkennt die allgewaltige Gottheit der Nacht. Dann erzeugt die lebhafte Einbildungskraft tauſend ſchreckliche Bilder, und ſchafft ſich zugleich ſchützende Götter.

Heſiodus rechnet die Nacht unter die Zahl der Titane, die lange vor Jupiters Zeiten angebetet wurden, damals, als man anfing, den Helden göttliche Ehre zu erweiſen. Dieſe Theogonie nahm ihren Urſprung von den Egyptiern, die aus der Nacht den Urſtoff aller Dinge machten, und ſie *Athyr* nannten. Noch die heutigen Cophten nennen ſie *Athor*. Orpheus belegte

bei ſeiner Rückunft aus Egypten die Nacht mit dem Namen der Mutter aller Menſchen und aller Götter. "Als die Erde, die Luft und die Himmel noch nicht da waren," ſagt der Dichter Ariſtophanes in ſeiner Komedie von den Vögeln, "da breitete die Nacht ihre weitläuftigen Flügel aus, legte ein Ey im Schooſs des Erebus, aus welchen die Liebe mit goldnen Fittigen hervortrat und die Natur befruchtete. Dieſer Gott ſchuf, durch Vermiſchung der Elemente, die Himmel, die Erde und ſelbſt die Unſterblichen." Noch hatte die Nacht vom Erebus eine Menge andrer Götter, welche die Hölle bevölkerten.

Einige glaubten, ihr Reich ſei in Italien, in dem Lande der Cimmerier, deſſen Namen, nach dem Ausſpruch des Bochard, aus dem Phöniciſchen *Cimmir* (finſter) herkommt; andre ſetzten es in den abendländiſchen Gegenden, und fern von den Grenzen des bekannten Welttheils, das ſein Ziel bei den Herculiſchen Säulen hatte. Letztre glaubten, Spanien, welches damals *Hesperien* oder die Abendgegend hieſs, ſei der gewöhnliche Aufenthalt der Nacht.

Die Römer folgten gleichfalls dieſer Meinung; ihrer Sage zufolge löſchte die Sonne bei der Meerenge von Gibraltar ihre Fackel aus; und Poſidonius, der immer ſeinen Schwärmereien nachhing, will, nach Strabo's Erwähnung, bei der Küſte von Cadix das Brauſen der

Wellen gehört haben, wenn dort das Tagesgeſtirn ſeine Fackel auslöſchte.

Von dieſer Gegend bis am Tartarus breitete die Nacht ihren Schleier aus; dort verdoppelte ſie ihre Dunkelheit. "Dort, ſpricht Heſiodus, dort liegen die Titane in tiefer Finſterniſs begraben; aus jener traurigen, ſo weit vom Aufenthalt der Sterblichen entfernten, von den Göttern ſelbſt verhaſsten Wohnungen, können ſie nie wieder hervorkommen! - - - Dort herrſcht die Nacht unumſchränkt, öffnet ihr eiſernes Thor, und führt den Schlummer, dieſen Bruder des Todes, den Erdbewohnern zu"

Bei den Griechen und Römern opferte man der Nacht ſchwarze Schaafe. Ein ähnliches Opfer brachte ihr Aeneas, ehe er ſeine Reiſe nach der Hölle unternahm. Die Lateiner nannten die Nacht: *nox a nocendo*, ihres ſchädlichen Einfluſſes wegen; theils, weil ſie demjenigen Krankheiten verurſacht, der ſich den Feuchtigkeiten ausſetzt, welche ſie über die Erde verbreitet; theils auch, weil die Unglücklichen lebhafter ihre Leiden empfinden, wenn nächtliches Dunkel die Himmelsgegend umzieht.

Die meiſten italieniſchen Völker betrachteten die Nacht als eine Göttin; aber die Einwohner von Bresca machten aus ihr einen Gott, und nannten ihn *Noc tulius*; man hat manche Denkmäler gefunden, die ihm beſonders geheiligt waren. Die Fledermaus, welche man zu ſeinen

Füſsen erblickt, und die umgekehrte Fackel, die er auszulöſchen bemüht iſt, kündigen den Gott der Finſterniſs, und den Feind des Tages an. Man entdeckte zu Breſt eine Bildſäule, wo er auf dieſe Art vorgeſtellt wird. Die Griechen hingegen bildeten ſich die Nacht als ein Weib, die in der einen Hand einen flatternden Schleier, und in der andern eine Fackel hält, welche ſie umkehrt und verlöſchen will. Zuweilen ſtellten ſie die Nacht auch auf einen Wagen vor, den zwei ſchwarze Pferde zogen.

Die Römer gaben ihr keinen Wagen; ſie bildeten ſich ſolche müſsig und eingeſchlafen; dann und wann legten ſie ihr, gleich den Griechen, einen groſsen vom Winde bewegten Schleier bei; alsdann wendet ſie ihren Lauf gegen Abend, aber ihr Kopf iſt oſtwärts gerichtet; ſie ſcheint die Wolken zu rufen, welche auf dieſem Befehl folgen, und die von der Sonne verlaſsnen Gegenden überziehen. Auf einigen Denkmälern erblickt man vor dieſer Göttin ein Kind, das eine Fackel hält, und dieſes ſoll die Abenddämmerung ſeyn.

Die italieniſchen Völker theilten der Nacht eben ſo, wie der Siegesgöttinn, Flügel bei, um ihren ſchnellen Lauf dadurch auszudrücken, und um zu beweiſen, wie ſehr ſie auf einige Zeit, die Beſchwerlichkeit und Tagesleiden lindert. Der ſanfte Albano mahlt ſie in der Bildergallerie von *Verospi* beflügelt.

Man opferte ihr einen Hahn, weil ſein Geſchrei die Stille unterbricht, und weihte ihr die Eule, weil dieſer Vogel nur die Dunkelheit liebt.

Ein Sardonier, der im Kabinet des Vicomte von Morpeth zu London aufbewahrt, und vom ehemaligen Bildhauer Alexander geſtochen war, ſtellte die Nacht eingeſchlafen und beinahe nackend vor. Ihre Haare flatterten zerſtreut umher, und mit einem leichten Schleier bedeckte ſie nachläſsig ihren Buſen. Ein von Maffei aufbewahrtes Bildniſs zeigt dieſe Göttinn, wie ſie mit beiden Händen einen Schleier hält; er weht über ihrem Haupte, über welchem ſich noch drei Sterne befinden.

Auf einem rothen Jaſpis im Kabinet des Königs von Frankreich erſcheint dieſelbige Göttinn mit zerſtreuten Haaren, und einen Strauſs von Mohnblumen in jeder Hand; ein Greis, ein Jüngling und ein Frauenzimmer, die in ihrem Gefolge ſind, ſcheinen ſehr ſchläfrig zu ſeyn. Der Pat. Tournemine wollte behaupten, dieſe Figur wäre das Sinnbild Fauſtinens, welche ihre unordentliche Lebensart, dem Marc-Aurel zu verbergen ſucht, und dieſen leichtgläubigen Gemahl einſchläfert. Iſt dieſe Erklärung nicht zu weit getrieben, da die ganz einfache Vorſtellung bloſs den Einfluſs der Nacht und des Schlummers auf die Sterblichen, am Tage legen will?

Rhecus, ein berühmter Bildhauer zu Samos, verfertigte für die Epheſer das Bildniſs der Nacht in ſchwarzen Ton, weshalb es auch die finſtre Statüe genannt ward. Dieſer Künſtler bediente ſich zuerſt des Tons zu ſeinen Modellen.

Michael Angelo ſchnitzte zu Florenz dieſe, nebſt der Göttinn des Tages und Auroren; aber die Statüe der Nacht blieb vorzüglich ſein Meiſterſtück.

In einer Handſchrift der Königlichen Bibliothek, iſt dieſe Göttinn mit ihren gewöhnlichen Attributen, dem dunkeln Schleier, und der umgeſtürzten Fackel gezeichnet. *Ludwig Dorigni*, hat ſie zu Verona und Venedig, in einem prächtigen Gemählde, das den Pallaſt Zucchero ziert, gezeichnet; man erblickt, auf derſelben Auroren, vor welcher die Winde, die Nacht und die Geſpenſter, ihre Kinder vertreiben.

Taddeus Zucchero, ein berühmter Mahler, aus Urbino gebürtig, hat dieſe Gottheit im Schloſſe Caprarolles, das dem Cardinal Farneſe gehörte, umgeben von einer groſsen Anzahl Sterne, gemahlt. So hat ſie Bon-Boulogne in der Decke des alten franzöſiſchen Komedien Saals, mit einem Sternen-Mantel vorgeſtellt, welcher dem Glanz des Apollo oder der Sonne entgegen ſteht.

Rubens bildete die Nacht als ein Weib mit Fledermaus-Flügeln, und einen Sternen-

Mantel; dies that auch Hallé, Mitglied der französiſchen Akademie. Mignard zeichnete ſie auf der Decke des Königl. Schlafgemachs, mit einem blauen Mantel, groſsen Flügeln und einem Kranze von Mohnblumen. Herr de la Grenée, gab ihr ein dunkles Gewand, und lieſs ſie vor der Morgenröthe und dem Tage fliehen.

Nachricht von der Hinrichtung des Herzogs und Kardinals von Guiſe.

Aus bewährten Acktenſtükken geſammelt.

Carl der IX, König von Frankreich, deſſen Andenken durch die berühmte Pariſer Bluthochzeit befleckt iſt, ſtarb 1574, und hinterlieſs die Regierung ſeinem Bruder, Heinrich III, der ſich damals in Pohlen, wo man ihn zum Könige erwählt hatte, befand. Gleich bei ſeiner Thronbeſteigung in Frankreich waren drei Partheien im Königreiche; die erſte ward vom Könige und der Königinn Mutter angeführt; die Oberhäupter der zweiten waren der Herzog und Cardinal von Guiſe; ihre Parthei führte den Namen der *heiligen Ligue*. Die dritte, oder die Parthei der Hugenotten, unterſtützte Heinrich, König von Navarra. Die heilige Ligue (*Sainte Ligue*) unter Anführung der Guiſen, wurde

dem Könige um ſo gefährlicher, weil ſie ſich unter den Schleier der Religion verbarg. Henrich III. trat aus Staatspolitik zu dieſem Bündniſſe, ohne daſs ihm dies den geringſten Vortheil gebracht hätte. Man zwang ihn vielmehr dadurch, die vorigen Edikte zu widerrufen, und mit dem Könige von Navarra Krieg zu führen, ohne ihm Mittel an die Hand zu geben, die Kriegsunkoſten zu beſtreiten. Er verſammlete um deswillen die Stände zu Blois, wo gleichwohl nichts ausgerichtet wurde. Indeſſen nahm die Macht und das Anſehn der Guiſen immer mehr zu. Der König ſelbſt konnte ihnen nicht mehr widerſtehen; ſie zwangen ſogar den Monarchen, eine zweite Staatenverſammlung zu *Blois* anzuſetzen, welche meiſtentheils aus Anhängern der Guiſen beſtand. In dieſer gefährlichen Lage beſchloſs der König den Tod der Guiſen. Der Marſchall von Aumont rieth ihm zwar, ſie gerichtlich belangen zu laſſen; dies würde edler und billiger geweſen ſeyn. Indeſſen waren zu viel Pairs und Parlaments-Glieder, Freunde derſelben, ſie würden triumphirt und das Volk zum Aufſtande gereitzt haben. Auch war es nach dem damaligen Zuſtande der Sachen nicht erlaubt, einem ſo vornehmen Geiſtlichen, wie der Cardinal von Guiſe, durch weltliche Richter den Proceſs machen zu laſſen. Die Hinrichtung deſſelben und ſeines Bruders ward alſo feſt beſchloſſen.

Im Jahre 1588, vierzehn Tage vor dem Tode gedachter Herren, erfuhren ſie unter der Hand, den wieder ihre Perſon gefährlichen Anſchlag. Ihre vertrauteſten Freunde riethen ihnen, ſich von Blois zu entfernen. Der Cardinal und der Herzog von Guiſe berathſchlagten ſich mit ihren Anhängern, und ſie nahmen ſich vor, des Gerüchts ohngeachtet, da zu bleiben, weil es thörigt wäre, auf nicht völlig gegründeten Verdacht abzureiſen, und dadurch ihren Feinden Gelegenheit zu verſchaffen, wahrſcheinliches Miſstrauen in ſie zu ſetzen. Sie wollten ihr Leben lieber in Gefahr wiſſen, als Urſache zu Verläumdungen zu geben. Der Herzog verſicherte vielmehr, daſs er bleiben würde, es möchte auch daraus entſtehen, was da wolle. Umſonſt hinterbrachte man ihm verſchiedene andre Nachrichten, er achtete ſie nicht. Zwei Tage vor ſeiner Hinrichtung befahl der König einigen Herren des Conſeils, ſich am Freitage zu verſammlen, um mit ihnen über den Zuſtand der Finanzen zu berathſchlagen, und einige Anordnungen deswegen zu treffen. Pierre de Pinau, Erzbiſchof zu Lion, ein Anhänger der Guiſen, begab ſich daher früh um ſieben Uhr nach dem Schloſſe. Als er durch das Thor gieng, welches zur Gallerie führte, (die die Gallerie der Hirſche genannt wurde) ſagte der Portier, der ihn vermuthlich nicht kannte: "Mein Herr, wenn ſie hinein ſind, habe ich vom Herrn von

Bellegarde Befehl, niemanden mehr hinein zu laſſen." Daſſelbige wiederhohlte man ihm an einem zweiten Thore, daſs noch weit ſtärker beſetzt war. Der Erzbiſchof gab nicht darauf acht und verfolgte ſeinen Weg, ob ihn gleich einer ſeiner Begleiter beim Rock faſste, und ihm zurief: "Hören Sie denn nicht, was der Menſch ſagt?" Bei ſeiner Ankunft im Staatsſaal, fand er bereits den Herzog von Guiſe, dem er ſeine Verwunderung über die ungewöhnliche Zuſammenberufung zu einer ſo frühen Stunde bezeugte. — Der König hatte zum Schein eine Reiſe vorgegeben: der Erzbiſchof frug ihm, wo will denn der König ſo früh und bei ſo ſchlechtem Wetter hin? — "Ich glaube, er wird ſich, wie er pflegt, auf einige Tage entfernen, erwiederte ihm der Herzog. Kurz darauf erſchien auch der Cardinal von Guiſe, den der Monarch ebenfalls wegen Staatsſachen dahin berufen hatte. Dem Herzog fieng die Naſe an heftig zu bluten, er lieſs ſich alſo durch den Herrn von Fontenay ein weiſſes Schnupftuch holen; ihm ward übel, und er forderte vom Saint-Pois einige Confituren, der ihm auch ſogleich einige in Papier gewickelt zuſchickte; zuletzt fieng ihm an zu frieren, und er lieſs ſich Feuer machen. In der Zeit brachte der Staatsſecretair Rüsè, ein Memoire, worinn die wichtigſten zu verhandelnden Punkte abgefaſst waren, und legte ſie auf den Tiſch. Jeder nahm

Platz nach ſeinem Range; man unterſuchte den erſten Artikel, als der Staatsſecretair Renol hineintrat, und dem Herzoge von Guiſe ins Ohr ſagte: der König wolle mit ihm reden. Er ſtand auf, verneigte ſich gegen den Staatsrath, und gieng mit dem Schnupftuch und einer ſilbernen Schaale in der Hand, aus den Saal. Kaum trat er in des Königs Zimmer, ſo ſchloſs man die Thüre hinter ihm ab, und nicht lange nachher, hörte man ein entſetzliches Geräuſch. Den verſammelten Herren kam dies äuſserſt verdächtig vor; ſie ſtanden alle auf, und der Marſchall von Retz rief ganz laut: *Frankreich iſt verlo en!* zugleich warf der Erzbiſchof von Lion ein in der Hand haltendes Papier auf den Tiſch und ſchrie: *Alles iſt verloren;* augenblicklich gieng er nach der Thüre des Gemachs, wo das Geräuſch herkam, und verſuchte ſie zu verſchiednen malen aufzumachen. Vernehmlich hörte er die Worte des Herzogs von Guiſe: *Ha! meine Herren!* und wieder: *o welche Verrätherei!* er hörte die Schläge und zuletzt noch ſein ängſtliches Rufen: *mein Gott, Barmherzigkeit!* Bei ſeiner Zurükkunft fand er den Saal des Conſeils, mit Trabanten angefüllt, die ſich alle mit Hellebarden und Flinten bewaffnet hatten. Er ſtellte ſich mit dem Kardinal von Guiſe, der bereits arretirt war, und den ein Gefreiter von der Garde bewachte, an dem oberſten Ende der Tafel; hier kam ein andrer Gefreiter, Namens

Bourenton, und nahm auch den Erzbiſchof gefangen; gleich darauf trat der Herr von Loignac ohne Mantel und Hut herein, und benachrichtigte ſie, der Herzog von Guiſe wäre todt, wobei er hinzufügte: *er habe lange im Todeskampfe gelegen, ehe er ſterben konnte.* Man rief ſo fort den Kardinal von Vendosme und die andern Herren des Staatsrath ab; der Erzbiſchof ſchrie ihnen laut nach: *Meine Herren, ſagen Sie doch dem Könige, daſs wir hier ſind, und daſs er bald befehle, was über uns verhängt werden ſoll;* beide wurden hierauf in ein kleines Zimmer geführt, wo das Tageslicht nur durch ſehr ſchmale Fenſterſcheiben hindurch fiel. Um ſechs Uhr Abends ſchickte ihnen der König Eyer, Brod und Wein; ſie aſsen aber ſehr wenig, und der Kardinal war in beſtändiger Furcht. Auf ihr Bitten gab man ihnen, ihren Brevier, ihren Schlafrock und ihr Bette. Gegen eilf Uhr legten ſie ſich auf ihre Strohdekken und Madrazzen; ohngeachtet das Zimmer voll Trabanten war, hatten ſie doch Gelegenheit mit einander zu ſprechen; ſie tröſteten ſich ſo gut ſie konnten, und verrichteten ihr Gebet zuſammen. Früh um drei Uhr ſtand der Erzbiſchof, der nicht ſchlafen konnte, wieder auf, auch der Kardinal verlieſs frühzeitig ſein Nachtlager; ſie beteten bis acht Uhr, als der Capitain Guaſt und ein Königlicher Kammerdiener mit einer Fackel in der Hand hereintraten. Der Capitain

meldete dem Kardinal, dafs ihn der König ſprechen wolle. *Soll ich allein oder ſollen wir beide kommen?* frug der Kardinal. Guaſt erwiederte, er hätte nur Befehl ihn zu rufen. Beim Weggehn ſagte der Erzbiſchof dem Kardinal leiſe: *Befehlen Sie ſich Gott.* Nicht lange nachher hörte man ein entferntes groſses Geräuſch, und Nachmittag um drei Uhr ſagte einer der Hofleute dem Erzbiſchof heimlich, er habe den Kardinal in einer nicht weit von dieſem Zimmer ſtoſsenden Gallerie todt und im Blute liegend gefunden. Einer der Staatsräthe, *Michel Marteau*, der zu Blois damals gegenwärtig geweſen, und die näheren Umſtände dieſer Ermordung genauer wuſte, berichtet, dafs, als er am nemlichen Tage früh um ſechs Uhr zum Herzoge gehen wollte, letzterer ſchon im Conſeil gegangen wäre. Der Verdacht, den er geſchöpft, es müſse etwas auſserordentliches vorgefallen ſeyn, beſtärkte ſich bei ihm noch mehr, da er erfuhr, dafs *Antragues*, ein Feind des Herzogs, ſchon ſehr früh zum Könige gegangen, und die Treppen des Schloſſes allenthalben mit Soldaten beſetzt worden wären. Gedachter Michel Marteau begab ſich indeſſen nach dem Rathhauſe, wo die Deputirten der Bürgerſchaft, deren Präſident er war, ſich auf des Königs Befehl verſammelt hatten, um die Abgaben nach dem Plan von 1576 zu reguliren. Er ſafs bereits mit den Deputirten, als der Thürhüter hereintrat,

und ihm die Nachricht brachte, Hr. Saint-Martin wäre vor der Thüre und wünſchte wegen ſehr wichtiger Dinge mit ihm zu ſprechen. Der Präſident gieng hinaus, und erfuhr vom ihm, daſs im Schloſſe ein groſser Lärm ſei, und die Thore allenthalben zugeſperrt worden. Dieſer Nachricht folgten noch einige andre gleichen Inhalts; die meiſten Herren wollten ſich ſchon entfernen, allein der Präſident bat ſie, noch zu verziehen, und verſicherte ihnen, ſie könnten keinen rühmlichern Tod als in ihren Berufsgeſchäften ſterben. Zugleich kam einer ſeiner Bedienten, und beſtätigte das wahrſcheinliche Gerücht, mit der hinzugefügten Bitte, auf ſeine Sicherheit ſo viel als möglich bedacht zu ſeyn. In dieſen ungewiſſen Entſchlieſsungen erſchien der Herr von Richelieu an die Thüre und rief ſehr trotzig: *Keiner rühre ſich hier von der Stelle, meine Herren; man hat den König tödten wollen; zwei Soldaten ſind auch ſchon veſtgeſetzt.* Die Verſammlung erſchrack bei dieſen Worten; einige wollten aufſtehn, allein der Hr. v. Richelieu griff nach dem Degen und befahl, denjenigen ſogleich niederzumachen, der ſich nur im geringſten rühren würde; er war an der Spitze von etlichen vierzig gut bewaffneten Soldaten, die ihre Lanzen gegen die Deputirten richteten. Hierauf zog er eine Rolle aus der Taſche und wandte ſich mit dieſen Worten zum Präſidenten: *Sie ſind der erſte Angeklagte, Sie haben*

den König tödten wollen; Sie und der Präſident Nülly, der Präſident du Verger und verſchiedene andre. Ohngeachtet der Betheurungen ſeiner Unſchuld ſchleppte man ihn nebſt den Räthen Neüilly, Compans und le Roi mit Gewalt nach dem Schloſſe, wobei man ihnen nicht einmal Zeit lieſs, ihre Mantel und Hüte zu nehmen. Sie fanden die Thore geſperrt und alle Wachen im Gewehr. Kaum waren ſie die Haupttreppe hinaufgeſtiegen, ſo erblickte der Präſident Marteau den Graf Dünes; er war geſtiefelt und geſpornt, ganz blaſs und ſo zerſtreut, daſs er den Präſidenten, gegen dem er ſonſt allezeit ſehr höflich geweſen, gar nicht einmal grüſste. Richelieu führte ſie darauf in den Saal, wo das Conſeil gewöhnlich gehalten wurde, und wo ſie einige Mitglieder des Staatsraths zerſtreut, blaſs und in tiefen Gedanken antraſen. Hier muſsten ſie auf Richelieu's Befehl warten, in welcher Zeit ſie durch die Seitenthüre des daran ſtoſsenden Kabinets zwei groſse Haufen noch dampfenden Bluts gewahr wurden, worüber der Präſident erſchrocken ausrief: *Mein Gott! hier iſt ein Unglück vorgefallen!* — Haben Sie den Körper des Herzogs von Guiſe nicht geſehen? frug ihn la Mouiſſiere. — *Mein Gott! iſt er todt?* — Freilich! der König hat ihn umbringen laſſen. — Er erfuhr hierauf von einigen andern, der Kardinal ſei auch hingerichtet und der Erzbiſchof von Lion auf Lebenszeit nach der Citadelle Chalons gebracht worden.

Der Präſident und die drei Räthe wurden in ein kleines, über den Conſeilſaal befindliches Zimmer geführt, genau bewacht, und ihnen angedeutet, ſie möchten für ihre Seelen ſorgen, weil ſie ebenfalls ſterben müſsten.

(Die Fortſetzung im nächſten Stück.)

MISCELLANEEN.

Ein italieniſcher Capellmeiſter, Namens Porpora, arbeitete an einem Credo. Gleich in der erſten Zeile mangelte ihm eine Sylbe, um ſeinem Geſange eine Ründung nach ſeiner Phantaſie zu geben. Im Feuer der Compoſition ſetzte er ein *non*, ohne Acht darauf zu geben, daſs es nun hieſse: *credo, credo, non credo in Deum; Ich glaub', ich glaub', ich glaube nicht an Gott.* Das Stück ward aufgeführt, und jedermann war davon bezaubert. Des Porpora Feinde gaben ihn gleichwohl bei der Inquiſition an. Dies Tribunal iſt in Italien eben nicht ſtrenge; ſeit mehr als dreiſsig Jahren hat es niemanden zum Tode verdammt. Porpora vertheidigte ſich, indem er verſicherte, er verſtünde kein Wort Latein, und dies *non* wäre ihm vorzüglich eingefallen, weil er geſehen, daſs andere Componiſten ſich deſſelben aufs Gerathewohl bedienten, ohne ſich um den Sinn zu bekümmern, der daraus entſtünde. Die Richter ſahen ein, daſs er es,

ohne Arges dabei zu denken, gebraucht hatte, und er ward losgeſprochen.

Journal de Paris.

Bei der erſten Vorſtellung des *Childerich* beklatſchte das Publicum folgende Verſe ſehr:

" Sterbliche unternehmen und Götter führen aus. (*)

Ein Zuſchauer hatte nicht Achtung gegeben; er fragte ſeinem Nachbar, wie die Verſe hieſsen, die man ſo beklatſchte? — Ich habe ſie nicht recht verſtanden, antwortete dieſer, aber ich glaube ſie hieſsen:

" Sterbliche werden begraben und Götter ſtehen wieder auf. (**)

Doktor South, Carls II. Kapellan, predigte eines Tages vor dem Hofe und einem Auditorium, welches aus dem verdorbenſten Theil der Nation beſtand. Er bemerkte mitten in ſeiner Rede, daſs der Schlaf ſich ſeiner Zuhörer bemächtigt hatte. Er hielt mit einmal inne, veränderte den Ton und rief zu unterſchiedenen malen den Graf Loutherdale. Nachdem dieſer aufgeſtanden war, ſagte der Kapellan ganz kalt: *Verzeihen Sie Mylord, daſs ich Sie in Ihrer Ruhe ſtöhre. Es geſchahe bloſs, um Sie zu bitten, nicht ſo laut zu ſchnarchen, weil ſonſt der König ſehr leicht erwachen könnte.* (*Journal. Encycl.*)

(*) Tenter eſt des mortels, réuſſir eſt des Dieux.

(**) Enterrer des mortels, reſſusciter des Dieux.

Der berühmte Herr v. Chevert war ſo ſtolz auf ſeine geringe Abkunft, als mancher auf ſeinen Adel. Man erzählt, daſs ſo lange er bloſs gemeiner Soldat war, einige ſeiner Blutsverwandten, von ihrem Reichthum aufgeblaſen, ihn nie als einen ihrer Angehörigen erkennen wollten. Da er aber zu den anſehnlichſten Ehrenſtellen gelangte, drängten ſich ihm Edelleute als ſeine Verwandten auf. Unter andern ſuchte ein Herr des Hofes durch ihn befördert zu werden, und begleitete dieſes mit den Worten: daſs er einer ſeiner nahen Anverwandten wäre. — "*Sind ſie von Adel? frug ihn der Herr von Chevert. — Ja freilich; wie, zweifeln Sie daran? — Wenn dem ſo iſt, antwortete Herr von Chevert, ſo ſind wir keine Verwandte, denn ich bin der erſte und einzige Edelmann meiner Familie.*

(*Algem. Vad. rl. Letter-Oefeningen.*)

Der Günſtling eines Sultans warf mit einem Stein nach einem Derwiſch, der ihn um einen Almoſen bat. Der beleidigte Geiſtliche unterſtand ſich nichts zu ſagen; doch raffte er den Stein auf, bewahrte ihn, und tröſtete ſich mit der Hoffnung, daſs über kurz oder lang die Zeit kommen würde, wo er ohne Gefahr den in Ungnaden gefallenen Günſtling wieder werfen könnte. Nach einem langen Zeitverlauf erfuhr er, daſs der Günſtling beim Sultan in Ungnade

gefallen, und auf deſſen Befehle auf einem Cameel zur öffentlichen Schande herumgeführt würde. — Der Derwiſch hatte dieſes kaum vernommen, ſo ſuchte er ſeinen Stein auf, doch nach einem augenblicklichen Bedenken, warf er ihn in einer Pfütze und ſagte: — *Ich ſehe es ein, daſs man ſich nie rächen darf; iſt unſer Feind vermögend, ſo begeht man eine Unvorſichtigkeit und Thorheit; iſt r im Elende, dann würde man ſich einer Niederträchtigkeit theilhaftig machen.*

(*Algem. Vaderl. Letter-Oefeningen.*) (*)

Durchſicht des (*Eſprit des Journeaux*) Geiſts der Journäle,

einer franzöſiſchen Zeitſchrift, Paris 1786.

Januar, Februar, März.

Januar.

Recenſionen. Ueber die vertheidigte Religion gegen den Unglauben unſers Jahrhunderts, (*la Religion defendue*); von Wort zu Wort aus dem *Journal encyclopedique* genommen. Wenn es wahr iſt, daſs unſre Religion nie mehr als itzt iſt angegriffen worden, ſo verſichert Recenſent, iſt ſie auch nie beſſer als in dieſem

(*) Dies iſt die vorzüglichſte Holländiſche periodiſche Schrift, und enthält, auſſer Recenſionen der neueſten, in dieſer Sprache herauskommenden Werken, theologiſche Aufſätze und gut gewählte Auszüge aus *Buffons* Naturgeſchichte und *Cooks* Reiſe.

Buche vertheidigt worden, worin wir, wenigſtens im letztern, nicht einſtimmen. — *Unterſuchung über die Wirkung und Folgen bei Räumung der Unrathbehältniſſe, von Halle.* Recenſent ſchlieſst, daſs Herr Halle dieſes Thema mit ſehr vieler Weisheit und Erleuchtung abgehandelt. Dieſelbe Recenſion ſteht ebenfalls im *Journal encyclopedique* und im *Journal des Savans.* — *Scriptores rerum Danicarum medii ævi &c. Copenhagen*, 83. *von Langbeck*, nach ſeinem Tode nebſt einer Vorrede herausgegeben vom Kammerherrn *Suhm.* — *Philoſophiſches, von einem Capuziner unter den Arkaden des Palais Royals gefundenes Fernglas, und dem Publiko von einem Hageſtolz überreicht;* eigentlich der Nachdruck einer zu London 1761 herausgekommenen kleinen Schrift (*la berlue*); die Recenſion ſteht bereits in drei verſchiedenen franzöſiſchen Journalen. — *Durchſicht des dritten Theils der Vicenda della cultura nelle due Sicili &c. oder Revolution und Fortgang der Wiſſenſchaften in beiden Sicilien, von Signorelli.* Ein Werk, deſſen Güte man aus den vorhergehenden Theilen ſchon kennt. Die Durchſicht iſt aus den *effemeridi litter.* genommen. — *Uebe die Urſache des Getreideverderbens, und die Mittel, dieſem Uebel abzuhelfen;* eine kleine Broſchüre, die für den Landmann nicht ohne Werth ſeyn dürfte. — *Ueber die Frohndienſte*, von welches der Recenſent viel Lobens macht. — *Commentar über den Cäſar, mit Noten des Grafen von Turpin*; wird den Freunden der Kriegskunſt längſt bekannt ſeyn. — Reiſen in die barbariſchen Staaten *Marocco, Tunis, Algier.* Die Durchſicht dieſes Buchs iſt aus dem Journal de Paris genommen. — *Einleitung zur Berechnung die Leibrenten.* So hat der Franzoſe den Titel der *Einleitung zur Berechnung der Leibrenten des Herrn Profeſſor Tetens* verwandelt. Eine im vorigen Jahre in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen geſtandene Recenſion überſetzt. — *Neue Sammlung der Aufmunterung und der Philoſophie*, von einem in der Einſamkeit lebenden Kavalier; London 1785. Recenſent ſagt, daſs dieſe Samm-

lung dem Verſtande, der Einbildungskraft, der Aufgeweckтheit, und vor allem dem Herzen des Verfaſſers Ehre macht; für dieſes Lob hat ſich der Verfaſſer eigentlich beim *Journal litteraire de Nancy* zu bedanken, woraus es genommen iſt. — (*Lettres of litterature &c.*) *Briefe über die Litteratur, von Robert Heron, London* 1785. Ein Werk, deſſen Güte ſowohl wie deſſen Mängel den Freunden der engl. Litteratur ſchon bekannt ſind, welches zu Kenntniſſen nicht nur in der alten, als mittleren Litteratur führt. Lob und Tadel hierüber hat das *Gentlemens Magazin* zu verantworten, als woraus die Recenſion genommen iſt. — *De aquæ natura ærea ſecundum recenſionem chimicorum experimenta, von H. E. B. G. Hebenſtreit.*

Rechtsſachen.

1. *Parlament zu Grenoble*, vor deſſen Tribunal eine Rechtsſache gebracht wird, die eine in dem Teſtamente des Jean Trouſſier 1763 ausgelaſſene Formalität zum Gegenſtand hat.

2. *Brief an den Herausgeber der Année litteraire* über die Mittel, jenes Vorurtheil aus dem Wege zu räumen, nach welcher die Strafe des Verbrechers auch ſeine Familie ſchändet; von Robert, Parlamentsadvocaten zu Paris. Das Mittel, das H. Robert hier vorſchlägt, ſucht er in ein Arret von 1289, welches die Verwandten des Mörders nöthigte, ſeiner Verwandſchaft abzuſchwören, wenn ſie ſich nicht derſelben Strafe theilhaftig machen wollten. — 3) *Antwort auf dieſe Frage*, worin unterſucht wird, ob ein Unterthan, der von ſeinem Landesherrn ein anſehnliches Lehn erhalten, ſolches mit ſeinen Brüdern theilen muſs; dies wird zum Theil mit aus dem Grunde verneint, weil ein ſolches Lehn ein *Feudum* und perſönliches Gnadengeſchenk des Monarchen iſt, das ſich nicht auf Perſonen erſtrecken kann, die der König nicht kennt. Der Artikel: Rechtsſachen, kommt beinahe in allen folgenden Theilen vor, und wenn nichts auſſerordentliches darin iſt, ſoll es nicht mehr angeführt werden.

De Hiſtoria græc. Griechiſche Geſchichte, von G. Mitfort. London. Der Recenſent ſagt, daſs dieſe Geſchichte vor allen andern hervorſticht, und daſs man auf jeder Seite den äuſſerſt bewanderten Gelehrten in der alten Litteratur findet. Eigentlich das Echo des *Month ly reviev.*

Vermiſchte Schriften.

Beſondre Nachricht von den Gaſtmälern und Feſten der Alten; aus den *Varietés litteraires*, und ſteht in dieſem Hefte des Journals. — *Kleine moraliſche Fragmente.* — *Anekdote;* eigentlich eine franzöſiſche Plaiſanterie. — *Abſchwörung des Galiläi;* ſiehe 3tes Heft unſers Journals. — *Brief eines Theaterdichters.* — *Vergleich zwiſchen Alexander dem Groſsen und einem Straſsenräuber;* ſiehe 3tes St. unſers J. — *Kurze Nachricht von M. Müller*, der über die ruſſiſche Geſchichte geſchrieben und 1783 ſtarb. — *Sonderbares Geſetz in Baſel, daſs niemand des Nachts fahren darf;* aus dem Altonaer gelehrten Merkur. — *Anekdote vom Tamerlan.*

Gedichte. — *Akademien.* — *Schauſpiele.* — *Auszüge aus mediciniſchen Journalen*, Botanick und Chirurgie betreffend. — *Ackerbau, Oeconomie.* — *Beiſpiele von Wohlthätigkeit.* Da dieſe Rubriken in allen folgenden Stücken vorkommen, ſo werden wir ſie nicht mehr einrücken, woferne ſich nicht ganz hervorſtechende Sachen darin befinden ſollten. — *Kurze Nachricht von italieniſchen, engliſchen und deutſchen Büchern*, welche aus dem *Effemerid. litteraire*, den *Critical reviev* und den Halliſchen und Altonaiſchen gelehrten Zeitungen genommen ſind. — *Grundſätze zur Feſtſtellung und Aufrechthaltung der Eintracht zwiſchen der politiſchen und kirchlichen Macht; Wien.* — *Vergleichung der griechiſchen Philoſophie mit der neuern, von A. Büſching; Berlin*, 85. — *Juriſtiſch-öconomiſche Grundſätze von Generalpachtung der Domainen in den Königl. Staaten*, 85. — *Inauguralfrage, was die Thiere gewiſs nicht, und was ſie am wahrſcheinlichſten ſind; von D. Bergmann. Meinz*, 1784.

Februar.

(*Traduction du Plutarque*,) *der engliſche Plutarch*, oder *Lebensbeſchreibung der berühmteſten Männer Englands und Irlands;* ins Franzöſiſche von der Frau von *Vaſſe* überſetzt. Die Unpartheilichkeit, die, nach dem Ausſpruche des Recenſenten, in dieſem Werke herrſcht, macht dem Verfaſſer Ehre. Indeſſen findet die Frau von Vaſſe, als Ueberſetzerin, hier, wegen des nicht völlig flieſsenden und correkten Styls, manchen Tadel. — (*Hiſtoria politica delos etablimentos,*) *Politiſche Geſchichte von den auswärtigen Beſitzungen der europäiſchen Völker. Madrit*, 1784. Dieſes Werk, deſſen Verfaſſer der Herzog von Almodovar iſt, ſoll zehn Bände ſtark werden. In der Einleitung giebt der Verfaſſer eine kurze Ueberſicht von den Handlungsbeſitzungen und Kolonien der alten Nationen, wie auch von dem Zuſtande, worin ſich die Europäer, nach und nach, bis zur Entdeckung des Vorgebürgs der guten Hoffnung, der Inſeln und des feſten Landes von Amerika befanden. Das erſte Buch enthält in 8 Kapiteln die Schifffahrten der Portugieſen nach dem atlantiſchen Meere, ihre Ankunft in Indien, China und Japan; das zweite iſt ganz den Holländern gewidmet. Das 3te hat die Beſitzungen und Eroberungen der Engländer in Oſtindien, zum Gegenſtand. — *Eſſai ſur l'application de l'analyſe,*) *Verſuch zur Entſcheidung, bei Mehrheit der Stimmen die Analyſis anzuwenden, von dem Marquis von Condorcet, beſtändigen Secr. D. N. D. W. zu Paris.* Dieſes Werk, das die tiefſten Wahrheiten der Geometrie in ſich faſst, zeugt von der Scharfſinnigkeit und gründlichen Einſicht des Marq. von Condorcet, ſagt R. — (*Travels in two Sicilies,*) *Reiſe nach den beiden Sicilien, von Swinburne.* Dieſer letzte Auszug iſt, wie die vorigen, aus *Critical reviev* genommen. — (*Hiſtoria de Abiponibus &c.*) *Geſchichte der Abiponier, eines kriegeriſchen Volks in Paraguay, von M. Dobrizhoffer, vormaligen Jeſuiten und nachherigen Miſſionair in Paraguay;* 3 *Bände*, 8*vo. Wien.* Der Recenſent liefert einige Auszüge aus dieſer Ge-

ſchichte, und bemerkt, daſs ſie zu weitläuftig ſei, und daſs H. D. mehr Ordnung, Deutlichkeit und Kürze darin hätte vorbringen ſollen. — (*Theatre allemand,*) *Deutſches Theater*, oder *Sammlung der beſten, ſowohl ältern als neuern dramatiſchen Stüeke, von Junker und Liebault*, 4 *Theile*, *Paris* 1785. Der Recenſent beliebt über die Deutſchen, was die Schauſpiele betrifft, folgenden Machtſpruch zu thun. "Die Deutſchen ſtehn in ihren Luſtſpielen weit unter uns; in Trauerſpielen fehlt es ihnen nicht an Erfindung und theatraliſcher Stärke. Ihre Sitten bleiben mehr, wie die unſrigen, der Natur und der alten Einfalt getreu. Ihr Pathetiſches hat mehr Wahrheit; aber ihre Handlung wird durch das Weitläuftige, womit ſie ſich bei Kleinigkeiten befaſſen, langweilig; ſie ſuchen das Uebertriebene, und erwekken mehr Abſcheu und Ekel, als Schrecken und Mitleid. Unſre Verfaſſer, deren Einbildungskraft von Natur unfruchtbar iſt, glaubten in ihren Schauſpielen eine reiche Erndte von völlig ausgearbeiteten Stücken zu finden; aber verſchiedne unglückliche Verſuche haben ſie beinahe abgeſchreckt. Unter den neuern führt der Verfaſſer vorzüglich Miſs Sara, Minna von Barnhelm, den Myſogyn und Codrus, als Meiſterhaft an." — (*Traité ſur le venin de la vipère,*) *Von dem Ottergift, den amerikaniſchen Giften, dem Lorbeerkirſchbaum, und einigen giftigen Pflanzen, vom Abt Fontana. Florenz*, 2 *Bände in 4to.* Die weitläuftige Ueberſicht dieſes Buchs iſt aus einigen franzöſiſchen Zeitſchriften gezogen, und fällt zum völligen Lobe des Abt F. aus. — (*Les dangers du premier choix,*) *Die Gefahren bei der erſten Wahl*, oder *Briefe Laurens an Emilien, von Hrn. de la Dixmerie. Haag*, 3 *Theile.* Dieſer Roman wird hier auf eine ſehr vortheilhafte Weiſe vorgeſtellt, weil in demſelben vorzüglich der Endzweck liegt, ſogar die Folgen einer Schwachheit befürchten zu laſſen. Die Hauptabſicht des gegenwärtigen Romans ſoll beweiſen, daſs die erſte Wahl eines jungen Herzens, einen Einfluſs auf das ganze übrige Leben hat. — (*Let-*

ters to Edward Gibbon,) *Briefe an Eduard Gibbon.* Dieſe kleine Schrift iſt eine Vertheidigung der Stelle im Johannis. "Drei ſind die da zeugen im Himmel, der Vater, das Wort, und der heilige Geiſt, und dieſe drei ſind eins." — (*Panegyrique de Sainte Therèſe reformatrice de Carmel,*) *Lobrede auf die H. Thereſe, vom Abt dü Serre-Figon, Paris* 1784. Dieſe Lobrede, ſagt der Recenſent, iſt zu verblümt geſchrieben, ob man übrigens, gleich dem Redner, ſeinen ſich erworbenen Ruhm nicht nehmen kann. — (*L'Harmonie imitative,*) *Die nachahmungswürdige Harmonie in der franzöſiſchen Sprache. Ein Gedicht in* 4 *Geſängen vom Herrn de Piis.* Die Recenſion fällt eben nicht zum beſten des Dichters aus, deſſen Weitſchweifigkeit öfters getadelt wird. — (*Tractatus de decretis Athenienſium,*) *Von den Verordnungen der Athenienſer, von Clemens Bagi von Cremona;* worin eine Athenienſiſche Verordnung, die ſich im Muſeo des Ritters Nani befindet, erklärt und aus einander geſetzt wird. Dieſes Decret ſoll zwiſchen der 118 und 227ſten Olimpiade, oder zwiſchen das Jahr 308 und 129 vor C. G. ausgefertigt worden ſeyn. Der weitläuftige Auszug dieſes Buchs iſt aus den *Effemeridi litterari* entlehnt. — (*Reflexions ſur la loi vingt unième au Digeſte de quaeſtionibus,*) *Bemerkungen über das ein und zwanzigſte Geſetz in den Pandekten, betreffend die Tortur im römiſchen Reiche; von dem Urſprunge derſelben in Frankreich, und von ihrer verſchiedentlicher Beſchaffenheit bis auf unſre Zeiten.* Das Geſetz ſelbſt heiſst: *quæſtionis habendæ cauſa, neminem eſſe damnandum divus Adrianus reſcripſit.* Der Parlamentsadvocat Bertholet, Verfaſſer dieſer kleinen Schrift, giebt ein unverkennbares Merkmal von der ſklaviſchen Liebe der franzöſiſchen Unterthanen gegen ihren König zu erkennen, wenn er bei Gelegenheit der Abſchaffung der Tortur in Frankreich ſich des Ausdrucks bedient: "der König, der für unſer Glück wacht, fand in ſeinem fühlbaren Herzen das, was die Menſchlichkeit und die Theorie der Philoſophen umſonſt einen Antonin, einen Marc

Aurel gerathen haben würden. " — (*Lettres critiques & politiques ſur les colonies & le commerce des villes maritimes en France,*) *Politiſche Briefe, betreffend die Kolonien und den Handel der franzöſiſchen Seeſtädte; von M. Paris und Genf.* Es fehlt dieſer Schrift nicht an Lob von Seiten des Recenſenten; auch dürfte ſie Handlungskundigen nicht unwillkommen ſeyn. — (*The Journal of a tour,*) *Journal einer Reiſe nach den Hebriden, von Jacob Boswell, in Geſellſchaft mit dem Doktor Samuel Johnſon.* Dieſes Journal, welches mit Bewilligung und unter der Aufſicht des D. Johnſon geſchrieben iſt, iſt eine ſehr unterhaltende und lehrreiche Schrift, die zugleich treffende und angenehme Gemälde von Menſchen und deren Meinungen enthält, aber eine beinahe ſklaviſche Ehrfurcht gegen Johnſon zu errathen ſcheint.

Vermiſchte Sachen.

Das Grab auf der Inſel Jennings. Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes beſchreibt eine Reiſe nach der Lombardey, wo er mit dem Vetter des Ritters Blak — — bekannt wird. Häufige Unglücksfälle hatten letztern mit ſeiner Gemahlin, Eliſa Jennings, ſeit zwei Jahren aus England verbannt. Um ſich ihrer Familie gänzlich zu entziehen, und unbekannt von derſelben zu leben, kauften ſie das, im Meyländiſchen hart am See Como gelegenen Landgut *Puſiano.* Der Ritter verliert hier ſeine junge Gemahlin durch den Tod; er macht hierauf dieſe Inſel zu ſeiner Einſiedelei, und legt ihr den Namen der Inſel Jennings bei. — *Beſondre Anmerkung, betreffend Ludw. XIV,* bezieht ſich auf die lange Regierungszeit dieſes Fürſten; es wird eine Liſte aller Regenten angeführt, die er überlebt hat. — *Schreiben des Admiral Coligny vom 15ten Auguſt 1572.* Dieſer Brief iſt nach der Originalhandſchrift mit derſelben Ortographie und Interpunktation gedruckt, und ward von dem Admiral an ſeine Frau gerichtet. Das Datum zeigt, daſs er einige Tage vor dem Pariſer Blutbade geſchrieben iſt. — *Die Rathsverſammlung der Pferde;* eine

Fabel aus dem Engl. des *Gay*. — *Phiſiſche und moraliſche Bemerkungen über das Nieſen*; in einem Briefe an Madame L. D. D. E., worin von der Entſtehung und den verſchiednen Gewohnheiten der Völker, deren ſie ſich beim Nieſen bedienten, gehandelt wird. — *Schreiben an den Herrn de la Rive über die dramatiſchen Werke des Campiſtron*. In dieſem Briefe wird der Werth des im vorigen Jahrhundert lebenden Dichters Campiſtron hervorgeſucht, und es werden dem guten Dichter der Vorzeit zwar eine matte, aber reine und natürliche Verſification, und jene ſanfte, feine Ausdrücke zugeſchrieben, die die Werke des Racine ſo angenehm machen. — Den Beſchluſs machen andre Gedichte, Academien, &c. &c.

März.

Litterariſche Geſchichte des mittlern Zeitalters, (*Hiſtoire du moyen age, Paris* 1785.) Dieſe litterariſche Geſchichte iſt der Auszug eines engliſchen Werks, betitelt: *Philological inquiries*, von *Jacob Harris*. Der Recenſent findet dieſe Geſchichte zu kurz, aber lehrreich und unterrichtend, und wünſcht, daſs H. Boulard, der Herausgeber derſelben, noch andre engliſche Werke überſetzen möge, wie er bereits ſchon mit den *Rambler* den glücklichſten Verſuch gemacht; die Bekanntmachung dieſes Buchs iſt aus mehrern franzöſiſchen Journalen zuſammengetragen. — (*Eſſai analytique, &c.*) *Analitiſcher Verſuch, die reine Luft und deren verſchiedne Theile betreffend, von Hrn. de la Metherie, Doktor Medicinä*; ſoll, nach den Ausſpruch dieſes und verſchiedener andrer franzöſiſchen Recenſenten, ein gutes klaſſiſches Elementarbuch ſeyn, und wird den Phyſikern und Chymiſten, die ſich genaue Kenntniſſe von der Natur und der Beſchaffenheit der mancherlei Luftheile machen wollen, beſonders anempfohlen. — (*Eloge de Louis XII.*) *Lobrede auf Ludwig XII, König von Frankreich, von H. v. Florian*; ſteht ſo, wie hier, im *Journal de Litterature françoiſe* und im *Journal de Paris*, und findet der H. von Florian, in Abſicht der

Ausführung ſeines Plans, nicht die Lobſprüche, die ſeine anderweitigen Schriften geerndtet haben. — (*Hiſtoire d'Herodien,*) *Geſchichte des Herodians, vom Abt Mongault überſetzt;* begreift eine Epoche von 60 Jahren, und fängt mit Marc-Aurel an. Der franzöſiſche Recenſent, in Geſellſchaft mit dem *Mercure de France* und der *Gazette de litterature*, geben den Abbe Mongault einen eben ſo vorzüglichen Rang unter den Ueberſetzern zu, als Herodian ihn unter den griechiſchen Geſchichtſchreibern hat. — (*Annales poétiques,*) *Annalen der Dichtkunſt, ſeit dem Urſprung der franzöſiſchen Dichtkunſt,* 33*ſter Theil.* Die unermüdete Fortſetzung dieſes Werks zeigt den Werth, den es bei der franzöſiſchen Nation hat, vollkommen an, und wird im *Journal encyclopedique* und im *Journal de litterature* ebenfalls angeführt. — (*Archæologie or miscellany tracts,*) *Vermiſchte Aufſätze und Abhandlungen, die Alterthümer betr ffend, VI und VIIter Band. London.* Der Recenſent liefert hier einen ſehr weitläuftigen Auszug dieſes Werks, wovon er das Ende noch ins folgende Stück hinaus zieht. — (*Le mari ſentimental,*) *Der fühlbare Ehemann, nebſt Briefen von Miſtriſs Henley; Genf und Paris.* Ein Roman, deſſen Abſicht iſt, das ſchöne Geſchlecht zu beſſern, weil viele unter demſelben die Liebe ihrer Männer miſsbrauchen, die nur zu oft in ihren Thorheiten und kleinen Schwachheiten willigen muſten. — (*Nouvelle deſcription des glacières,*) *Neue Beſchreibung der Gletſcher in Savoyen, von Hn. Bourrit, Kantor an der Kathedralkirche zu Genf.* — (*Melanges de litterature étrangères,*) *Miſcellaneen über fremde litteratur, von H. Millin de Grandmaiſon. Paris* 1785. Iſt eine Sammlung verſchiedener Abhandlungen, die ſich auf fremde Litteratur beziehen. Im erſten Theile wird ein hiſtoriſcher Verſuch über die römiſche Litteratur, über Künſte, Manufakturen und chimiſche Kenntniſſe der Alten, eine Liebesgeſchichte K. Alphons VIII. von Ludwig Ulloa y Pereyra, (ein ſpaniſches Originalgedicht) und biographiſche Nachrichten über das Leben

des Ritter Linnée, gegeben. — (*Ragionamenti filoſofici,*) *Philoſophiſche Abhandlungen, von Luscovis;* haben Chimie, Phiſik und Naturgeſchichte zum Gegenſtand. Der weitläuftige Auszug wird in dieſem Stück des Journals nur angefangen, ob er gleich lang genug ſeyn dürfte. — (*Notices des ouvrages de Caſpar Schott,*) *Anzeige von den Werken des Caſpar Schott*, eines Jeſuiten; enthält Bemerkungen über die Experimentalphiſik, Naturgeſchichte; herausgegeben vom Abt *Saint-Leger.* Caſpar Schott bearbeitete im vorigen Jahrhundert die Experimentalphiſik und Mathematik am gründlichſten, und ſtarb 1666. Der Abt Saint-Leger wird einſtimmig von mehreren Journaliſten aufgemuntert, die Werke eines Kirker und andrer alten Phiſiker näher hekannt zu machen. — (*Sul ſyſtema della toleranza,*) *Ueber das Toleranzſyſtem;* eine Schutzſchrift des *D. Emanuel Mariano d'Iturriaga*, gegen die, wider ihn herausgekommene kritiſche Beleuchtung vom Abt *Iſaac Vanſpeugeg;* iſt aus den *effemerid. litterari* abgeſchrieben.

(*Lettres of the ſpirit of patriotiſm,*) *Briefe über den Patriotismus. Abbildung eines patriotiſchen Königs, von Bolingbroke. London.*

Miſcellaneen: Bemerkungen über die Particul: on; aus dem *Mercure de France* genommen. — *Ueber die Geſchichte des ſchönen Geſchlechts;* iſt aus den hiſtoriſchen und moraliſchen Verſuchen des Herrn *Gregory* entlehnt, und aus dem *Univerſelmagazin* überſetzt. — *Almamolin, eine tartariſche Geſchichte.* — *Mythologiſche Geſchichte der Nacht;* aus dem *Journal de Lyon.* — *Hiſtoriſche Nachrichten* — *Gedichte* — *Akademien* — *Schauſpiele* — *Naturgeſchichte;* würde zu weitläuftig, jede Artikel dieſer Rubriken einzeln herzuſetzen, wo, unter andern Beobachtungen, Auszüge über die Naturgeſchichte der Hottentotten aus Sparmanns Reiſen die wichtigſten ſind. — *Medicinſche Nachrichten* — *Oeconomie* — *Beiſpiele von Wohl-*

thätigkeit — Anekdoten. — Nachricht von neuen italienischen, französ. engl., die aus den *Novellen* und *Effemer. litter.* und *Critical review* gezogen sind.

Geist der vaterländischen Zeitschriften.

I. Durchsicht des deutschen Museums 1786. Januar, Februar, März.

Januar.

1 - 5. *Arion* an Katharine die Zweite, von H. P. Rath von Halem. — *Der Mann aus Orient;* eine allegorische Erzählung. — *Uebersetzung einer Ode der Safo;* von Christian Gr. zu Stollberg. — *Vertheidigung einer Stelle im Virgil;* von Hrn. Vos. — *An meine Freundin;* sechs Zeilen vom Grafen von Haugvitz.

6. *Etwas über weibliche Stifter.* Der Verfasser dieses Aufsatzes, der überhaupt die Domstifte abgeschaft wünscht, nimmt dennoch in gewisser Einschränkung die Damenstifte davon aus; zelgt aber sehr gründlich, dass wenn der deutsche Adel, die Vorurtheile von Adelstolz niederlegte, die jüngsten der Familie, welche nicht Vermögen genug besitzen, ihrem Stande gemäss zu leben, künftig gleich den Engländern Handlung trieben und wissenschaftliche Fächer studirten, die bis jetzt fast durchgehends nur dem bürgerlichen Stande gelassen werden, so würden sich auch unsre adlichen Fräuleins des Prädicat Frau Pastorin, Frau Doktorin, nicht ferner schämen.

7. *Das Reich der Schatten;* ein Schwank von Hrn. Chr. Fr. Sander.

8. *Ueber die Lesekunst und Begriffentwicklung in der Christenheit;* von H. Direktor Hennke. Herr H. behauptet, die gewöhnliche Lesemethode, durchs Buchstabiren lesen zu lehren, sei grundfalsch, und so lange die Welt steht, hat noch nie ein Mensch eine Sprache

durch Buchſtabiren leſen gelernt; ſondern er beweiſst, daſs

die Einbildungskraft unſer Leſer ſei;
das Bewuſtſeyn aber der Verſteher vom Geleſenen.

9. *Nachricht*, worin der auf 50 Ducaten von der kurfürſtlichen deutſchen Geſellſchaft zu Mannheim angeſetzte Preis für denjenigen, welcher das beſte Luſtſpiel verfertigt, bis auf 75 Ducaten erhöht wird.

Februar.

1) *Ueber Antiken vom erſten Range;* drittes Fragment einer italieniſchen Handſchrift aus dem 16ten Jahrhundert. Enthält eine Beſchreibung der Antiken in Belvedere, beſonders der vier Statuen vom erſten Range der alten Kunſt, des Apollo, Torſo, Laokon, und des Antinous. Nach dieſer Beſchreibung folgt eine hiſtoriſche Nachricht der Künſte. Das eigentliche Kernleben der Kunſt dauert vom Perikles bis Alexander; das übrige ſind Nachahmungen; Treib- und Gewächshäuſer. Welch eine Menge von Statuen, Gemälde und Gedichte, wie viel Helden, Philoſophen und Redner ſtellte Griechenland nicht auf! Liſipp hat allein mehr Bildſäulen verfertigt, als alle neuere Bildhauer zuſammen. Die Kunſt dauerte ſo lange, als die Gymnaſten dauerten; der Tanz Spartaniſcher, Chiiſcher Jungfrauen, ihr Ringen, ſelbſt mit den Männern, öffentliche Sitte war, und die Prieſterin der Liebesgöttin zu Korinth und Athen Religion feierten. In Venedig iſt noch ein Schatten von letztern, wo *Titzian* und *Paul von Verona* ihre Modelle hervorbrachten. Nur durch einen wunderbaren Umlauf der Dinge, konnten die Gymnaſien der Griechen, ihre Spiele und Sitten, von neuen aufkommen, ohne welchen die alte Kunſt auch verloren bleibt. — 2. 3) *An G...e, an ſeinem Geburtstage, von Roſalien; und Antwort an ſie.* Zwei Gedichte. — *Zur Empfehlung des Studiums der Inſektengeſchichte für Jedermann, von Herrn Prof. Beſeke in Mitau.* Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts war die Geſchichte der Inſekten, dieſer ſo vorzügliche Theli

der Naturgeſchichte, noch ganz vernachläſſigt. *Leuwenhoek*, *Swammerdam*, *Meriane* und *Reaumur* zogen dieſe Art der Geheimniſſe der Natur aus dem Staube hervor, und zeigten Schätze, die noch keiner bemerkt hatte. Das Verdienſt dieſer Männer iſt deſto gröſser, je zahlreicher das Inſektenheer iſt. Es faſst dieſe kurze Abhandlung, Bemerkungen über die Beſchaffenheit, den Schaden und den Nutzen der Inſekten in ſich. — 5) *Als unſre Fürſtin ſtarb; vom Hrn. Regierungsrath von Halem* in Oldenburg. — 6) *Etwas über Sittenbeſſerung.* Das ſicherſte Mittel zur Aufrechthaltung der Sitten und zur Verbeſſerung derſelben geben uns nicht ſowohl Religion und Geſetze, ſondern eigne beſondre Anſtalten, wodurch einzelne geſchehene gute Handlungen belohnt werden, (doch nicht unmittelbar mit Gelde;) Preisausſetzungen auf zukünftige; Roſenfeſte, nicht eben bloſs für junge Mädchen; vernünftige Policei; Unterſtützung und Erleichterung der Unterthanen; öffentliche Sittengerichte. — 7) *Zur Erklärung Virgils; zweiter Beitrag; von Voſs.* Die Stelle iſt aus Georg. 2, 273. — 8) *Etwas über den Urſprung der berüchtigten Räthſel: ich bin weder Geſchöpf &c. von J. M. Bechſtein.* Daſſelbige Räthſel ſteht in der Berliner Monatſchrift vom Jahr 1784; wird hier durch das *Vacuum* aufgelöſt, ein anderer erklärt es durch den lateiniſchen Buchſtaben *M.* — 9) *Elegien aus dem vierten Buche Tibulls, überſetzt von Gurlitt.* — 10) *Gedanken und Sprachfehler.* Es wird hier ein Sprachfehler gerügt, den ſich Herr Meisner in ſeinem Maſaniello ſchuldig macht, da er das Wort *adelich* mit *edel* verwechſelt. Der Verfaſſer dieſer kurzen Abhandlung, worin er verſchiedne Gedanken und Sprachfehler aus einander ſetzt, fängt über das Wort *adelich ſeyn* und *edel ſeyn* folgendermaſsen an. "*Adelich ſeyn*, iſt noch etwas weniger, als ein Schneider, und etwas beſſer, als taub und ſtumm geboren ſeyn. *Edel ſeyn*, iſt das Erhabenſte und vollkommenſte ſeyn, was irgend ein Menſch werden kann. Um edel zu werden, muſs man ſeine eignen Kräfte anſtrengen, muſs man ſich Verdien-

ſie erwerben, muſs man Geiſt und Herz haben. Um adelich zu ſeyn, braucht man nichts als einen adelichen Mann, der die Gutherzigkeit hat, das Kind ſeiner Frau für ſein Kind zu halten. Es giebt wenig Adeliche, die edel, es giebt viel Edle, die nicht adelich ſind, &c." — 11) *Littera ſcripta manet.* Nach dem Bericht der Reiſenden widerruft der Kaiſer von Japan kein Edikt, ſollte er auch wirklich die Ungerechtigkeit deſſelben fühlen. "Meine Befehle, ſagt er, ſind meine Exkremente, die nicht mehr in meinen Körper zurückkehren können, ſo bald ſie heraus ſind." — 12) *Schreiben an den Herausgeber des deutſchen Muſeums* über eine in den vorigen Stücken des Muſeums eingerückte Fabel: die Irrwiſche und die Sterne, und den zu ſtarken Ausdruck, welcher die Anwendung der Fabel ausmacht: die Irrwiſche gleichen den Philantropinen, und die Sterne den Schulen nach alter Art. — 13) *Unterthänigſte Bitte;* ein ſehr naiver Brief des Schulzen von Rothbelgern an der Elbe, der um den Namen des Mannes bittet, der in den Preuſſ. oder Bareutſchen Landen die Schiffbrüchigen aus der offenbaren See rettete, und ſelbſt darüber *erſaufen that.* —

März.

1) *Xenophon; an die verwittwete Herzogin von Braunſchweig vom Herrn Regierungsrath von Halem in Oldenburg;* ein Gedicht. — 2) *Die Lehre der Natur; vom Hrn. Prof. Beſeke in Mitau.* Iſt eine Auseinanderſetzung der geſunden Begriffe von Gotteserkenntniſs und Religion, zu welchen uns die Natur gleichſam führt. — *Stella;* ein Gedicht von O. Grafen von Haugwitz. — *Patriotiſche, aber von den Aerzten gemisbilligte, Pockeninokulation des Herrn Paſtor Schwagers zu Joellenbeck in der Grafſchaft Ravensberg;* enthält 1) ein Sendſchreiben des Paſtors Schwager an den gemeinen Mann, über den Nutzen der Pockeninokulation. 2) Ein Schreiben des Königl. Preuſſ. Oberkollegii-Medici, worin daſſelbe dieſe Schrift nicht für den Landmann empfehlenswürdig hält, weil die Pockenino-

kulation darin nur von ihrer glänzenden Seite betrachtet wird. 3) Die Reſolution aus dem Königl. Generaldirektorio, laut welcher dem Paſtor Schwager die Bedenklichkeiten des Collegii-Medici bekannt gemacht werden, er aber aufgemuntert wird, ferner ſeine Kenntniſſe zum Beſten der Menſchheit in ſeinem Amtsbezirke auszubreiten. 4) Schreiben an einen Freund, worin der Paſtor Schwager ſeine Meinungen von der Pockeninokulation rechtfertigt. — 5) *Pindar achte Nemeiſche Ode auf des Deinias des Aigineters Wettlaufsſieg.* — 6) *Vertheidigung Kaſſels gegen Herrn A--tz* — Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes, ein Kaſſellaner, behauptet, daſs Kaſſel den franzöſiſchen Geſchmack nicht verlaſſen habe, wie Gegentheils H. A--tz dieſer Stadt ſchuld giebt. — 7) *Erbſünde;* ein Gedicht von Sander. — 8) *Reiſe der Gräfin von Aurü nach Spanien.* Fortſetzung; ſechster Brief. Dieſe Reiſen ſind bereits ſeit langen Jahren bekannt, ſchon öfters ins Deutſche überſetzt, und in allen Buchläden zu haben. — 9) *Preis der Donaumädchen;* ein Gedicht von Ludwig Giſeke. — 10) *Anzeige.*

II. Magazin für Frauenzimmer. Januar 1786. Strasburg, in der Akad. Buchhandl.

1. 2 3. *Zwei Neujahrswünſche;* an eine Freundin und an einen Geiſtlichen. — *Fritz Sanner;* Fortſezzung einer Kandidatengeſchichte. Sehr trocken.

4. 5. *Sammlung kleiner moraliſcher Fragmente.* — *Ein kleines Gedicht an meine Freunde.*

6. *Die Gletſcher;* ein Fragment aus dem Tagebuch der Reiſe des H. Raths und Biblioth. Reichard zu Gotha. 85. Dieſes kurze, aber intereſſante Fragment beſchreibt ſehr mahleriſch den Weg von *Genf* bis *Salenchos*, wo man die ſchönſte Chauſſee trifft, die man ſich denken kann. Man findet nirgends eine tiefe Gleiſe; die bodenebene Straſse iſt gröſstentheils in gerader Linie fortgeführt,

oft mit Hecken, Pappeln und Nufsbäumen eingefafst, und mit einer Bordüre von Rafen umzogen. Die vielen Brücken find fehr dauerhaft, und meiftens von fchwarzem rohen Marmor gebaut, den man hier häufig antrifft. Diefe Sorgfalt für die Bequemlichkeit der Fremdem macht der Polizei des Landes um fo mehr Ehre, da nirgends ein Wegegeld dafür erhoben wird.

7. *Leben des La Fontaine, nebft dem Verzeichniffe feiner Theaterftücke.* Sein Vater war Teich-Infpektor und befafs ein ziemlich anfehnliches Vermögen. Bis ins 19te Jahr blieb La Fontaine in Chateau-Thieri, feiner Vaterftadt, den Händen der Lehrer diefes kleinen Städtchens anvertraut, wo er, etwas Latein ausgenommen, nichts weiter lernte. Er bezeugte hierauf Luft, in den Orden der Oratorier zu treten; allein der Zwang, den er fich dort gefallen laffen follte, fchreckte ihn wieder ab. Bei einer natürlichen Sorglofigkeit, an fein Glück zu denken, fah fich fein Vater genöthigt, felbft dafür zu forgen. Er verheirathete ihn mit einer Lieutenants-Tochter. La Fontaine heirathete fie aus Höflichkeit und aus Mangel eines eignen Plans; allein an der Ehe hatte er keinen Gefchmack, und an feiner Frau gar nicht. Er verliefs feine Frau, ging nach Paris, machte dort vortheilhafte Bakanntfchaften, durch die er Dichter wurde. Die Herzogin von Bouillon, Nichte des Kardinals Mazarin, war feine vornehmfte Befchützerin. Madame de Sablière, eine Freundin der ernfthaften Wiffenfchaften, nahm ihn nachmals in ihr Haus, wofelbft er unbekümmert 20 Jahre lebte. Nach ihrem Tode wollte er nach England reifen, wo ihm verfchiedne Grofse ein ruhiges Leben anboten; allein es überfiel ihm eine Krankheit, die fein Vorhaben änderte. Er lebte hierauf von den Wohlthaten des Herzogs von Bourgogne und einiger andrer angefehenen Perfonen, bis er zwei Jahre vor feinem Tode, (welcher 1695 erfolgte) in dem Haufe des Parlamentraths *Hervart* aufgenommen ward, wo er den Reft feiner Tage zubrachte.

8. *Ueber die Briefe der Gräfin von L... an den Grafen von R...* Der Inhalt derfelben ift folgender. Eine

junge Gräfin wird an den Grafen von L. verheirathet, den sie zwar schätzt und liebt, dabei aber doch viele Liebe und Freundschaft gegen einen andern, den Grafen R... nährt, und, unbeschadet ihrer Pflichten, und mit Einwilligung ihres Gemahls, mit ihm einen beständigen Briefwechsel unterhält. An diesen Mann, dem die junge Gräfin ihre ganze Hochachtung geschenkt hat, sind diese Briefe gerichtet. Der Hauptgegenstand derselben ist die Stieftochter der Gräfin, welcher ihr Gemahl einen tödtlichen Hass gewidmet hatte. Seine erste Gemahlin hatte das Kind mit vieler Härte behandelt, und ihm auf alle Bitten nur abschlägige Antworten gegeben. Nie wollte sie zugeben, dass das Kind aus der Stube ging und frische Luft athmete. Eines Tages, da das dreijährige Kind abermals um Erlaubniss flehte, und abermals ein *Nein* für ein *Ja* erhielt, ergreift es seine Puppe und schlug sie seiner Mutter auf die Brust, mit den Worten: *so stirb dann.* Der Schlag war unglücklich. Es zeigte sich der Krebs an der Brust, und die Mutter, die innigstgeliebte Gemahlin des Grafen L... starb an den Folgen desselben. Dieser Verlust grämte den Graf so sehr, dass er in dem dreijährigen Kinde eine teuflische Bosheit zu sehen glaubte, und es weder für das seine erkennen, noch bei sich haben wollte. Die junge Gräfin wandte alles an, um diesen Hass zu vertilgen. Sie ergreift jeden Anlass, um ihrem Gemahl zu zeigen, dass in solchem Alter die Kinder keiner solchen vorsetzlichen Bosheit fähig sind, und verdoppelt ihre Liebe gegen dasselbe, um sie in etwas für die verlorne väterliche Liebe zu entschädigen.

9. *Anekdote aus der Geschichte des Feldzugs des Generals Bourgoyne*, oder vielmehr die Gemahlin des Obristen Ackland betreffend, welche schon in unterschiednen Papieren gestanden hat.

10. *Charakter und Sitten der Spanier.* Mäfsigkeit, Gedult, Ernst, Trägheit, Stolz, Grofsmuth, eine starke Einbildungskraft, und dabei ein ziemlicher Antheil von Unwissenheit, sind ungefähr die Hauptzüge in dem Charakter des Spaniers.

III. Hiſtoriſches Portefeuille. 1786. Januar.

I. *Königlicher Gnadenbrief und Diplom für das bei der glorieuſen Bataille bei Friedberg in Schleſien ſich hervorgethane Dragonerregiment von Beyreuth*, laut welchem dieſem Regimente der Vorzug beigelegt wird, im *Zug* und *Marſch*, es ſei im Felde oder Garniſonen, den Grenadiermarſch, mit ihren Pauken aber auch den Marſch der Küraſſirer ſchlagen zu können, und überdem dem ganzen Regiment die Befugnifs gegeben wird, die eroberten Trophäen an Fahnen und Kanonen in ihrem ſogenannten Regimentsſiegel zu führen.

II. *Ueberſicht der Vortheile und Nachtheile, welche für Rufsland durch die Beſitznehmnng der Krimm entſtehen können.* Vor dem Beſitz der Krimm mufsten die Ruſſen bei entſtehendem Kriege mit den Türken die Streifereien und Feindſeligkeiten der Tartaren befürchten; ſehr oft ſtreiften dieſe Völker, mitten im Frieden, truppweiſe in die benachbarten ruſſiſchen Provinzen, ſonderlich in die Ukraine herum; dieſe drückende Unſicherheit hat nun aufgehört. Die Unbequemlichkeit, welche die ruſſiſche Flotte im ſchwarzen Meere erleiden muſte, hört durch den Beſitz jetzt auf, und es iſt vielen ruſſiſchen Provinzen dadurch ein ausgebreiteter Handel eröffnet worden. Getreide und Salz vermehren nun auch die Produkte des ruſſiſchen Reichs. Der Nachtheil, welchem das Reich von dem Beſitz der Krim zu befürchten ſteht, iſt wohl ein *oftmaliger Krieg* wegen dieſes Landes, *die Peſt*, welche in der Krimm noch nicht ganz aufgehört hat, und *die Entvölkerung mancher anderer Provinzen*, um dieſe neue ruſſiſche Provinz im Bevölkerungs- und Vertheidigungsſtand zu ſetzen.

III. *Aufhebung der Tortur in den Königl. Schwediſch-Deutſchen Provinzen;* laut eines Edikts des Schwediſch-Pommerſchen General-Gouvernement vom 12 November 1785.

IV. *Neueſte phiſikaliſche und politiſche Nachricht von Chili, aus dem Ital. des Molina.*

V. *Neuere Nachrichten von der Musquitoküſte;* — liegt in Nordamerika zwiſchen dem 12ten und 15ten Grad nördlicher Breite; grenzt nach Norden und Oſten an die Nordſee, nach Süden an Nicaragua, und nach Weſten an Honduras. Die National-Einwohner ſind todtfeinde der Spanier, und können 6 bis 7000 Mann ins Feld ſtellen; die Mosquitos unterwarfen ſich etwan vor 100 Jahren der engliſchen Krone.

VI. *Oeſterreichiſcher Handel vom Jahre 1782, nach den daſelbſt aufgenommenen Merkantil-Tabellen;* zeigt, daſs die deutſchen Erbländer im Ganzen im Jahr 1782 um 1,729,475 Gulden 43 Kreuzer zurückgekommen ſind.

VII. *Die Wichtigkeit der Oſtindiſchen Kompagnie für das Brittiſche Publikum.* Da der Beſchluſs dieſer politiſchen Abhandlung im künftigen Stücke kommen ſoll, ſo erſparen wir bis dahin die Ueberſicht derſelben.

VIII. Charakteriſtiſche Züge aus dem Leben des, am 4ten März 1771 verſtorbenen Markgrafen Friedr. Wilh. von Brandenburg-Schwedt.

IX. *Zuverläſsige Nachricht, wie es mit der Revolte der öſterreichiſchen Kriegsgefangenen in der Feſtung Küſtrin und Dämpfung derſelben im Jahre 1761 zugegangen.*

X. *Recenſionen.* XI. *Abriſs der Begebenheiten.* XII. *Handlungs-Nachrichten.* XIII. Neue Kommerztraktate zwiſchen Oeſterreich und Ruſsland vom 12 Nov. 1785.

IV. Allgemeines Journal für die Handlung &c. von J. C. Schedel. Mai 1786. Erſtes Heft. Schwerin, &c.

1. *Martigues, oder das Provenſaliſche Venedig;* liegt am Ufer des Landſees von *Berre*, und an den Kanälen, welche eine Gemeinſchaft zwiſchen der See und dem Meere bewirken. Hat ſeinen Urſprung den Schif-

fern und Matroſen zu danken, welche ſich im 11ten Jahrhundert an dieſer Küſte niederlieſſen. Im Jahre 1688 zählte man 22000, im Jahre 1765 aber in allem nur 7000 Seelen, die mehrentheils Fiſcher ſind. Das Klima iſt ſehr geſund, der Erdboden wegen häufiger Dürre aber nicht ſehr fruchtbar. Wein wird in dieſer Gegend wenig gebaut; das Oel aber iſt ein Hauptprodukt, das viel Geld hinzieht. Aus den Eierſtöcken der Meer-Aeſchen, welche man hier fängt, wird die bekannte *boutargue* zubereitet, die beſonders in Italien ſehr viel mit Oel und Eſſig gegeſſen wird, und wovon das Pfund für 9 bis 10 Livres verkauft wird.

2. *Beſchreibung der Stadt Löwen in Brabant.* Die Bierbrauereien machen eine der vornehmſten Nahrungszweige dieſer Stadt aus. Es werden alle Jahre mehr als 30000 Fäſſer nach Brüſſel, 20000 nach Antwerpen, und 70000 nach Flandern ausgeführt; auch geht nach Holland eine ſehr groſse Menge. Das beſte führt den Namen *Peetermann*, und koſtet auf der Stelle mit den Unkoſten 6 Fl.

3. *Etwas über den Negerhandel.* Der Einkauf eines Schiffs, worauf 500 bis 550 Neger eingeladen werden, koſtet völlig ausgerüſtet, nebſt der Corvette, Preis der Neger, Aſſecuranz, &c. - - 480725 Liv.
Verkaufs-Conto in Weſtindien, wovon alle Unkoſten abgerechnet - - 783000 Liv.
Bleibt netto, circa, 65 Procent, oder 302275 Livres Gewinnſt.

4. 5. *Etwas von der Ungariſchen Seeküſte und der Stadt Fiume.* — *Anzeige, wie der Wechſel-Cours von Trieſte nach Wien füglich zu berechnen.*

6. *Vom Zabara oder Aloe's Geſpinnſt*, wovon Sicilien einen Ueberfluſs hat; aus des Grafen von Borchs Briefen.

7. 8. 9. *Beſchreibung der Kapern.* — *Anbau und Zubereitung der Soda.* — *Ueber die Cameenfabrik zu Trapani.* — *Wie die Italiener ihren Marmorarten die Farbe zu geben wiſſen; aus obbenannten Briefen.*

10. *Handgriffe der Commiſſionaire in Champagne und*

Bourgogne, wenn ſie Weine einkaufen und verſchicken; worinnen geſagt wird, daſs ſie, anſtatt der ihnen bewilligten 5 Procent, ſich 20 zu machen wiſſen.

11. *Verfahren der Engländer beim Bierbrauen.* Die engliſchen Bierbrauer wenden nicht nur die gröſste Sorgfalt auf die Wahl des Hopfens; ſondern ſie nehmen auch in Abſicht der Quantität, die ſie gebrauchen, Rückſicht auf Jahrszeit und Witterung.

12. *Neue Erfindung zum Vortheil des Handels.* a) Spinneſchule für die Blinden. 6) Anwendung des Talchs bei Maſchinen, die ſich reiben. Verdient nicht den Titel neu, ſondern ſehr alt.

13. *Preisaufgaben der franzöſiſchen Akademien von A. 84 und 85.* — Ein paar Anekdoten — und Anzeigen von Büchern von A. 82 und 83. — Preiscourante unterſchiedner franzöſiſcher Seehäfen.

V. Durchſicht des deutſchen Merkurs 1786.

Januar, Februar, März.

Januar.

1. *Ueber die Sterndeutekunſt.* Sie hat ihre Entſtehung der Aſtronomie zu danken, aber die Schwachheit der Menſchen machte bald aus dieſer ſchönen Wiſſenſchaft eine Kunſt des Charlatans. Die Chaldäer brachten ſie zuerſt in Schwung, hierauf folgten die Egyptier und Griechen. Die Chaldäer lehrten, daſs die Welt von Ewigkeit da ſei, daſs von den ein und vierzig Geſtirnen, dieſe und jene Götter wären, die im Thierkreiſe unbeſchränkt regierten, &c. Die Egyptier nahmen der Aſtrologie der Chaldäer ihre Simplicität; ſie glaubten, daſs alle Sterne ſo viel Götter wären, und die Griechen fügten noch hinzu, und machten aus eilf Zeichen des Thierkreiſes der Chaldäer zwölfe, indem ſie die Waage an die Stelle der Scheeren des Scorpions ſetzten, und letztere in den Raum einſchloſſen, welchen ſeine Figur eingenommen hatte. Dieſes war bloſs

das Vorſpiel zu folgenden Veränderungen der Griechen; ſie eigneten nämlich den Planeten dieſelben Eigenſchaften zu als den Conſtellationen, als welchen die Chaldäer allein dieſes Recht beilegten. Sie nahmen ferner ſichtbare Conſtellationen an, und lieſſen die unſichtbaren fahren, und endlich trugen ſie die Tugenden auf die ſichtbaren Zeichen des Thierkreiſes über, die die Chaldäer bloſs den intellektuellen Zeichen beilegten. Die Araber traten, die Aſtrologie betreffend, in die Fuſsſtapfen der Griechen; man muſs aber dieſe Araber nicht mit den alten Arabern vermiſchen, welche, da ſie die Sterndeutekunſt von den Urhebern dieſer Wiſſenſchaften ſelbſt empfangen hatten, dieſelbe auf den Planetendienſt zurückführten. Dieſe neuern Araber gingen ſo weit, daſs, als ſie bemerkten, daſs die Planeten ihre Elypſen, Immerſionen, &c. hätten, und daſs dieſe heiligen Wohnungen nicht zu ihnen herabgelangen könnten, ſo erſetzten ſie dieſe Unwirkſamkeiten mit Bildniſſen von jenen Planeten, die ſie beſtändig mit ſich führten, und von welchen ſie glaubten, daſs ſie alle Kräfte und Tugenden der Planeten ſelbſt beſäſsen, die nicht über dem Horizonte ſtänden, oder die, ob ſie gleich daſelbſt befindlich wären, doch wegen der Lage, worin ſie ſich befänden, keine Wirkungen hervorbringen könnten; zu dieſem Ende ſorgten ſie dafür, daſs jedes Bild aus einem Metall gemacht wurde, das ſich zu dem Planeten, den es vorſtellen ſollte, ſchickte; und welches an dem Tage, in der Stunde und in dem Augenblicke, wo der Planet am glücklichſten war, gegoſſen werden muſte. Man nennte dieſe Araber *Bilder-Anbeter*, um ſie von den erſten zu unterſcheiden, die man *Anbeter der heiligen Wohnungen* nannte; aber ſo wohl dieſe als jene erkannten den wahren Gott unter den Namen des *Herrn der Herren*. Dieſes iſt die Geſchichte der Sterndeutekunſt bis auf die neueren Zeiten, hierauf folgt die Ungereimtheit über die Fabeln der Chaldäer, &c.

2-8. *Geſchichte der Eroberung des Königreichs Mexico*;

gezogen aus der italieniſchen *Storia antica del Meſſico* des Abts Clavigero. — *Fortgeſetzte Briefe aus Rom, neue Werke jetzt daſelbſt lebender Künſtler betreffend;* iſt die Beſchreibung fünf groſser Landſchaftſtücke, die ein Künſtler, Namens *Albrecht Dier* aus Hannover verfertigt. — *Von Peter dem wilden Knaben;* aus dem Univerſ. Magaz. — *Ueber den Gebrauch des Talchs bei Maſchinen, die Friktionen leiden.* Iſt der Brief des Hrn. *Barons von Tott* aus dem *Journal de Paris.* — *Beitrag zur engliſchen Criminalgeſchichte.* Ein Tagelöhner in London hatte ein einziges Kind, einen Knaben von 9 Jahren, welchen er, ohne Angabe einer Urſache, äuſſerſt haſste; er ſchlug ihn oft, und bei einer dieſer barbariſchen Behandlungen zerſchmetterte er den Knaben mit einer Feuerſchaufel den Kopf. Für dieſen Mord wurde dem unmenſchlichen Vater das Urtheil zuerkannt, daſs er gehangen werden und ſein Körper alsdann geöffnet und zergliedert werden ſollte. Der Erzähler ſetzt hinzu, daſs der Gedanke der Zergliederung den Unglücklichen bis an ſeinen letzten Augenblick ſchrecklich ſoll gefoltert haben. — *Ein Brief über Göttingen.* Es liegt in einem angenehmen Thale, umringt von Bergen, die mit alten ruinirten Schlöſſern beſetzt ſind. Der Ort iſt klein und ſchlecht gebaut, und dorten ſehr theuer zu leben. Die Anzahl der Studenten beläuft ſich auf 800, deren ſit ſames Betragen verdientermaſsen gelobt wird. Sonntags iſt *aſſemblee* oder ein elendes Concert, und zwar erſtere auf Koſten der Regierung, bei einem der Herren Profeſſoren. Am ſelbigen Tage des Morgens halten die Profeſſoren Cour, auf welchen ſich die Studenten *chapeaux bas* und elegant einfinden. — *Anzeigen.*

Februar.

Fortſetzung des Auszugs von Clavigero's Geſchichte des Königreichs Mexico. — *Ehrenrettung der Reformation gegen zwei Kapitel des Herrn Hofraths Schmidts Geſchichte der Deutſchen;* welche alſo lauten: "Die er-

wähnte Reformation wurde nur ſehr irrig als eine Stufe zu neuer und fernerer Reformation angeſehen; ſie habe vielmehr einen Bruch in die Fortſchritte menſchlicher Ideen gemacht, dergleichen wenige in der Geſchichte vorkommen. Die himmelan erhobene Freiheit des Proteſtantismus wären ein bloſses Wortſpiel, und liefe auf nichts weiter hinaus, als daſs die Proteſtanten einige Glaubensſätze weniger hätten als die Catholiken; ohne Luthers Dazwiſchenkunft würde mancher Theologe und einige Regenten eher gethan haben, was ſie jetzt zu thun anfangen." Dieſes ſucht der Verfaſſer verdientermaſsen zu beſtreiten. — *Kleine Gedichte.* — *Geſchichte meiner Hypochondrie.* Ein Mann, der nach einer anſtrengenden Arbeit, die ſtärkſten Zufälle der Hypochondrie fühlte, ſah alles verzwiefältigt, und glaubte, ſich vier Hände, &c. zu haben; doch behielt ſeine Seele ſo viel Menſchenſeelenartiges, daſs ſie wuſste, daſs dieſe zwiefachen Erſcheinungen nur einfach waren. Indeſs verſchwand dieſe Art Nebel, und er ſahe wieder wie vorhin; indeſſen war er keines Gedankens fähig, wenn er in einem Buche blickte, und doch war es, als ob eine innere Stimme ihm zuriefe: *friſch, denk doch nach! nun was ſteht im Buche?* ſo daſs es ſelbſt ſchien, als wenn er zwei Seelen gehabt hätte; ſo lebte er einige Zeit, und Aengſtlichkeit und Schüchternheit nahmen mit jedem Tage zu; unter andern ward er tinteſcheu, wie ein von einem wütenden Hunde gebiſsner, waſſerſcheu wird. Er ward raſend, wenn er Tinte erblickte; er ward indeſſen nach unterſchiednen Beſſerungen und Rückfällen wieder hergeſtellt, und Zeit, Diät und Reiſen machten ihn völlig geſund. — *Briefe aus Rom über neue Kunſtwerke jetztlebender Künſtler;* enthält die Beſchreibung eines Gemäldes, welches die drei Horazier darſtellt, in dem Augenblicke, da ſie ſchwören, entweder zu überwinden oder zu ſterben, und iſt von einem franzöſiſchen Künſtler, Namens *David* gemahlen. — *Beiſpiele von zwei Blinden;* aus dem *Europeen Mag.* — *Anzeigen.*

März.

Fortſetzung der Ehrenrettung der Reformation. — *Die Bekehrung der barbariſchen Völker zum Chriſtenthum; von Gibbon.* — *Briefe eines Maurers an ſeinen Freund, bei Gelegenheit der Berliner Monatſchrift von* 1785. Wir zweifeln, daſs dieſe Vertheidigung, die ziemlich flach geſchrieben iſt, den *wahren* Freimaurern willkommen ſeyn dürfte, ſo wie überhaupt die Wahrheit keine Vertheidigung bedarf, und es wenig behutſam gehandelt iſt, ſich bei minderer Beredſamkeit und Sachkenntniſs den mehr beredtern Gegnern bloſs zu ſtellen. — *Ein Beiſpiel vom Einfluſs des Zeitalters auf den Schriftſteller Grotius.* Dieſer helldenkende einſichtsvolle Kopf behauptet in ſeinem Buche *de J. B. & P. L. II.* daſs die Chriſten verbunden ſeyn, ſich wider den Erbfeind des chriſtlichen Namens zu verbinden, und im ſelbigen Buche, daſs die Chriſten verbunden ſind, alle Atheiſten, und die nicht die reine natürliche Religion haben, welche er vorher auf 4 Sätze reducirt, zu bekriegen und zu beſtrafen. Der Verfertiger des Aufſatzes ſchlieſst: es iſt doch in unſern Zeiten entehrend, daſs man die Ausſprüche eines ſolchen Mannes als Orakelſprüche in Staatsſchriften citirt, und darnach Völkerſtreitigkeiten entſcheiden will. Exempel davon liefern die Staatsſchriften eines ſonſt ſehr aufgeklärten Miniſters.

Nachricht von einem merkwürdigen Kriminalfall.

CATHARINA SCHIPMANN, die Tochter eines wohlhabenden Eingeſeſſenen, in der zur Herrſchaft Pinneberg gehörigen Amtsvogtei Ueter-

ſen, ging den 30ſten Mai 1784, Morgens um 5 Uhr, — es war der erſte Pfingſttag, — aus dem Hauſe ihrer Eltern, um nach dem Vieh zu ſehn, welches ungefähr eine halbe Stunde von dieſer Wohnung weidete. Sie blieb zwo Stunden aus, und erregte hierdurch die Beſorgniſſe der ſie zum Frühſtück erwartenden Familie. Da dieſe immer dringender wurden, entſchloſſen ſich Vater und Bruder, ſie gemeinſchaftlich aufzuſuchen. Der letztere, Jacob Schipmann, begegnet auf dem Wege zu jenen Wieſen einem unbekannten, ihm verdächtig ſcheinenden Kerl, der ſich auch bei ſeiner Ankunft abwärts dreht und ihn zu vermeiden ſucht. Schipmann verfolgt ſeinen Weg, und findet in einem Graben, welcher zwei Felder von einander trennt, den entſeelten und gemiſshandelten Körper ſeiner unglücklichen Schweſter, ohne Leben, bis aufs Hemde entkleidet, und dieſes bis an die Bruſt aufgeſchürzt; über die Bruſt und den Bauch entdeckte er einige Meſſerſchnitte, nach welchen aber kein Blut gefloſſen war. Der betäubte Jüngling rief ſogleich eine Bekannte, Metta Schmidt, welche er auf dem Landwege erblickte, herbei, er aber eilte dem verdächtigen Kerl nach, und erreichte ihn etwa 100 Schritte von dort. Er griff ihn keck darauf an, daſs er der Mörder ſeiner Schweſter ſei. Der Unbekannte leugnet ängſtlich und mit gebrochner Stimme, wird

immer verdächtiger, und endlich, auf den Rath mehrerer hinzugekommener Freunde Schipmanns, in das Haus des Harm Keltink am Sonnendeiche gebracht, gebunden und bewacht. Die Eltern des Mädchens begeben ſich indeſſen nach der ihnen bezeichneten Stelle, wo ſie den Leichnam in der nämlichen Lage, und neben ihm einen Strick und ein halb aufgeſchlagenes Meſſer erblikken. Jener wird, in Gegenwart des Chirurgus aus Ueterſen, aufgeladen und nach der Schipmannſchen Wohnung geführt.

Der verdächtige Inquiſit läſst indeſſen nichts an ſich kommen, ſelbſt nachdem man ſeine Taſchen und ſein Bruſttuch unterſucht, und nicht nur einen dünnen Strick, ſondern auch ein Schnupftuch, eine blecherne Geldbüchſe und einen Fingerhut der Ermordeten bei ihm gefunden hat. Da endlich die Frau des Scharfrichters zu Elmshorn, welche ihn kennt, ihn bei ſeinem Namen (Johann Kruſe) nennt, und ihn, warum er die That begangen habe? fragt, fängt er an zu weinen, und antwortet, ſeine Frau ſei Schuld daran. Der Altonaiſche Phyſicus ſetzt, auf Requiſition, ein *viſum repertum* auf, und Kruſe wird den Pinnebergiſchen Gerichten ausgeliefert. Das freie, mehrmals gerichtlich wiederholte Geſtändniſs des Unglücklichen war folgendes: Er ſei am 30ſten Mai Morgens in der Frühſtunde ausgegangen, habe die mehrerwähnte Schipmann von fern erblickt,

und ſie verfolgt. Er habe, als auf einmal der Gedanke in ihn gefahren: dieſe muſt du umbringen! einen Strick vom Schlagbaume abgelöſt, einen Knoten hineingeſchlagen, und ſei von hinten über ſie hergefallen; er habe ſie, ohne den kleinſten Widerſtand von ihrer Seite, ja! ohne daſs ſie einen Laut gegeben, erdroſſelt, ihr darauf einen Strick um den Leib gebunden und ſie in den Schlickgraben gezogen. Nach Verlauf einer halben Stunde ſei er, in der Abſicht, durch das Wenige, was ſie etwa bei ſich haben möchte, ſeiner gegenwärtigen dringenden Noth abzuhelfen, (welcher Gedanke ihm aber erſt in dieſem Augenblicke beigefallen) zurückgekehrt. Er habe in ihrer Taſche ein blau und weiſs geſtreiftes leinenes Tuch, eine Geldbüchſe und einen Fingerhut gefunden, und da er bei der zufälligen Entblöſsung ihres wohlgebauten Körpers noch einige Wärme an denſelben geſpürt, es verſucht, eine ihn in dieſem Augenblicke anwandelnde viehiſche Luſt zu befriedigen. Dieſer Theil ſeines Verbrechens aber iſt, nach dem eingegangenen *viſo reperto* des Altonaiſchen Phyſicus, nicht vollendet. *Hymen enim in poſteriore vaginae pariete ſiniſtro laceratum, ſicut etiam labium laevum vehementer compreſſum reperiebatur, ſed nec in vagina nec in vulva ſive ſanguis ſive ſemen virile viſa ſunt. Stuprum igitur tentatum ſatis conſtabat*, war alſo gewiſs:

ob aber derſelbe an dem noch lebenden Mädchen, oder an ihrem entſeelten Körper verübet worden? darüber hat man kein weiteres Zeugniſs, als das eigne Geſtändniſs des Inquiſiten, welches ſich, was dieſen Punkt betrifft, immer gleich geblieben iſt.

Bei den ungeheuren und gehäuften Verbrechen dieſes Unglücklichen, ſchien die Gerechtigkeit zu ihrer Ausſöhnung einer ſtrengen und ſchrecklichen Rache zu bedürfen. Menſchenfreundliche Richter unterſuchten indeſſen mit der genaueſten Sorgfalt das ehemalige Privatleben des Verbrechers, und bemühten ſich, die Fortſchritte zu entdecken, auf welchen er zum Mörder, zum Räuber, zum viehiſchen Wollüſtling gereift war. Auch erhielten ſie ſehr umſtändliche Nachrichten von ſeinem geführten Lebenswandel: allein es war nicht das Leben eines verhärteten Böſewichts, ſondern eines dürftigen, arbeitſamen, mit dem Schickſal kämpfenden Unglücklichen. Alle Landwirthe, denen er ſeit ungefähr 15 Jahren (1769) als Knecht gedient hatte, gaben ihm das Zeugniſs der Treue und Arbeitſamkeit: keiner hatte einen Hang zum weiblichen Geſchlechte, keiner eine Neigung zur Dieberei an ihm bemerkt. Selbſt ſeine Schwiegereltern, bei welchen er eine Zeitlang gewohnt, geſtanden, er ſei ihnen, ſeiner Sitten, ſeiner Arbeitſamkeit und ſeines ſtil-

len Betragens halber, weit lieber geweſen, als ihr eignes Kind. Der Inquiſit Kruſe hatte nämlich im Herbſt 1779 die Catharina Wils, des Hinrich Reimers, Tagelöhners im Steinburgiſchen, uneheliche Tochter geheirathet: und dieſe Epoche ſeines Lebens ſcheint wirklich auf ſein nachmaliges Verbrechen einigen Einfluſs gehabt zu haben. Seine Frau war nicht nur arm, ſondern auch eine Feindin der Arbeit und ſchlechte Wirthin. Von der Laſt ſeines nunmehr verdoppelten Hausweſens half ſie ihm nichts tragen, vermehrte vielmehr ihre gemeinſchaftlichen Bedürfniſſe durch Verſchwendung und üble Wirthſchaft. So lange hatte der Inquiſit durch ſaure Arbeit und im Schweiſſe ſeines Angeſichts ſich die nothwendigen Bedürfniſſe des Lebens, bisweilen auch etwas mehr erworben. Jetzt reichte ſeine Arbeit nicht mehr zu, er ſahe ſich immer mehr in Schuldenlaſt vertieft, und ſein weniges Hausgeräthe verſetzte oder verſilberte ſeine Frau. Daher entſtand denn zwiſchen dieſen Eheleuten eine ſolche Uneinigkeit, daſs bald er ſie, bald ſie ihn verlieſs. Kruſe diente indeſſen im Sommer um Tagelohn, und im Winter trieb er einen Handel mit hölzernen Löffeln, wobei er in ſehr ſtrenger Jahrszeit auch wohl zu betteln pflegte. So empfing er einigemal vor Schipmanns Thüre Butterbrodt und Allmoſen. Ungefähr einige Jahre vor ſeiner boshaften Handlung befiel er

mit einem Quartanfieber, welches ihn in ſeinem Erwerb noch mehr zurückſetzte, und wovon er noch immerfort einige Anfälle ſpürte. Dieſe erneuerten ſich beſonders in der Pfingſtwoche 1784. Der Inquiſit hatte am Freitag und Sonnabend Froſt und heftige Kopfſchmerzen; war auch dabei ſehr niedergeſchlagen. Am Sonntage ſtand er Morgens ungewöhnlich frühe auf, ging, ohne von ſeiner Frau Abſchied zu nehmen, aus, und verrichtete eine halbe Meile von ſeiner Wohnung die ſeiner bisherigen Lebensart ſo ſehr widerſprechende mörderiſche Handlung. Sein Betragen im Gefängniſſe war ruhig und ſanft; er geſtand willig, ſchien aber nie über ſeine Verbrechen eine innige Reue zu empfinden. In den Zeugenverhören, welche man über ſeine ehemalige Lebensart angeſtellt, wollten zwar einige ſeiner Bekannten und vorigen Herrſchaften zur Zeit des Vollmonds an ihm Merkmale einer Zerrüttung des Verſtandes bemerkt haben; allein dieſe Auſſagen waren zu wenig übereinſtimmend, um ihn zu einem Wahnſinnigen zu qualifiziren. Er war alſo als überwieſener und eingeſtandner Verbrecher reif zu einem ſchmählichen und ſchmerzhaften Tode. Allein er ſtarb vor der Vollziehung deſſelben, wahrſcheinlich als Selbſtmörder. Man fand bei der Section im Magen und Unterleibe einen Wurſtprickel und mehrere zuſammengebogene Nadeln, welche unmöglich durch zufällige Ver-

ſchluckung dahin zuſammen gekommen ſeyn konnten, und welche ihm zuverläſsig einen ſchwerern Tod verurſacht haben, als mit der ſtrengſten Beſtrafung ſeiner Verbrechen verknüpft geweſen wäre.

Dies iſt die abgekürzte, aber genaue Geſchichte eines Verbrechers, wider den ſich die ſtrafende Gerechtigkeit bewaffnen muſste, ohne daſs die Menſchlichkeit aufhören konnte, ihn zu bedauren; der durch eine Reihe von Widerwärtigkeiten in einen Zuſtand von dumpfer Betäubung gerieth, welcher ſich mit einer Handlung der Verzweiflung endigte. Die öffentliche Hinrichtung ſolcher Unglücklichen wird nie einen Eindruck auf diejenigen machen, welche mit ihnen in ähnlicher Lage ähnlich empfinden; und doch iſt ſie bis jetzt die einzige Genugthuung, welche die rächende Gerechtigkeit der beleidigten Menſchheit gewähren kann.

Ueber das Hamburger Theater.

Fünfter Brief.

Ich müſste einen groſsen Grad von Selbſtdünkel, oder äuſſerſt eingeſchränkten Verſtand beſitzen, wenn ich nicht ſchüchtern und furchtſam jedesmal die Feder ergriffe, um Ihren

dringenden Bitten nachzukommen, und an Sie über das hieſige Theater zu ſchreiben. — Bedenken Sie, daſs ich an dem Orte bin, wo Leſſing ſeine Dramaturgie ſchrieb, daſs, wenn man meine Bemerkungen gegen die ſeinen, und den geringen Vorrath von kritiſchen Geiſt, den ich über meine Materie ſchweben laſſe, gegen ſeinen unergründlichen Scharfſinn hält, alles Richtige und Neue, was auf meiner Schaale liegt, nothwendig von der ſeinen hoch aufgewogen wird. — Wie nürnbergiſch ſieht nicht ein ſonſt noch leidliches Püppchen aus, wenn man es der Mediceiſchen Venus zur Seite ſtellt? auch habe ich eine Geſellſchaft von Schauſpielern vor mir, deren Direktor — *Schröder* iſt, und unter deren Mitglieder ſich ſicher einige der erſten Schauſpieler Deutſchlands befinden. Iſt es nicht ein ſchweres Unternehmen, dieſe beurtheilen zu wollen? immer auf einen jeden aufmerkſam zu ſeyn, ihn mit der Rolle, die er ſpielt, zu vergleichen? alle ſo ſchnell vorüberfliehenden Schönheiten und Fehler im Spiel, wo oft ſo viel Zweifelhaftes, hier ein *pro*, dort ein *contra* darunter fällt, geſchwinde zu bemerken und redlich aufzuzeichnen? Hiezu kömmt noch der Contraſt, worin der groſse Schauſpieler mit den kleinen Lichtern ſeines Ordens ſteht, und wie wehe es oft jenem thun muſs, ſich neben und in parallel mit dieſen geſtellt zu ſehn. Welche Gerechtigkeit iſt hier auszuüben! wie we-

nig darf, nach der Strenge, die Vergleichslinie nur um ein Haar verfehlt werden, wenn man den Ruf der Unpartheilichkeit nicht verlieren will! Auch tritt der Umſtand in Anſchlag, daſs entweder die beſten alten Stücke gegeben werden, oder neue, die noch Manuſcript ſind. Ein groſser Theil deſſen, was ſich etwan über jene ſagen lieſse, iſt ſchon längſt geſagt, und dieſe aus einer einzelnen Vorſtellung durchaus richtig zu beurtheilen fällt ſchwer, da man das Stück nicht vorher leſen kann. Doch Sie wiſſen, welch unumſchränktes Recht Ihre Freundſchaft über meinen Willen hat, und ich werde ihrem Begehren Folge leiſten, ſo weit es meine Kräfte erlauben. Nur eine Bitte geſtehen Sie mir zu. Seyn Sie überzeugt, daſs bei einer etwan erfolgenden ſchiefen Beurtheilung nie die kleinſte Urſache in meinem Herzen, ſondern an der Eingeſchränktheit meiner Einſichten liegen wird; daſs Sie nie die glatte Stimme der Schmeichelei, wohl aber die eigenſinnigſte Unpartheilichkeit in ſo beſcheidnem Gewande, als es die Wahrheit erlaubt, finden ſollen.

Am 24 April debütirten *Herr* und *Madam Langerhans* im *argwöhniſchen Ehemanne*. Er machte den Licenciaten Frank, recht gut; nur etwas rauh, doch da eine Stelle im Stücke auf Jena hinweiſt, ſo braucht man nur anzunehmen, daſs der Herr Licenciat dort oder in Halle ſtudiert

haben. So würde ich die kleine Selbſtvergeſſenheit, daſs, da er in der Nachtſcene auf der Straſse taumelnd und beſoffen erſcheint, ſo bald er aber durchs Fenſter iſt, wieder nüchtern wird, einem *ſolchem* Schauſpieler, wie Herr Langerhans, zum Fehler anrechnen, wenn dies nicht zu ängſtlich nach Kleinigkeiten haſchen hieſse. Madam Langerhans ſpielte die Hedwig, und ſcheint bei einer feinen theatraliſchen Figur in naiven Rollen eine ſehr brauchbare Schauſpielerin zu ſeyn.

Am 25ſten: die Adelſucht; ein Luſtſpiel in zwei Aufzügen von Schröder; ein reicher, und edeldenkender Kaufmann, Vater eines liebenswürdigen, aber von Adelſucht beſeelten Sohnes, dem er durch alle erdenkliche Mittel, ja durch ſelbſt ausgeſonnene, etwas ins Hinterliſtige fallende Anekdoten, von ſeiner moraliſchen Krankheit zu heilen ſucht, und auch am Ende ſeinen Zweck erreicht. Der Verfaſſer läſst hier wohl den jungen Menſchen faſt zu raſch den Gegenſtand ſeiner Liebe verändern, ſo wie ſeine Lieblingsneigung zu leicht aufopfern. Wird dies Stück wegen ſeines einfachen Plans gleich nicht intereſſant, ſo hat es doch den Vorzug, den alle Schröderſchen Stücke haben, daſs es reich an Einfällen und feiner Menſchenkenntniſs, ja mehrmalen durch eingeſtreute philoſophiſche Ideen ſehr unterhaltend iſt. Hauptſächlich ſchildert der Verfaſſer mit treffender Wahrheit, und züchtigt mit ſcharfen Geiſſelhieben, die bür-

gerliche Adelſucht, und überhaupt den auf Ahnen, Rang, Titel, Orden, und wie die Schellen alle heiſſen, ſich blähenden Stolz. Den Beſchluſs machte *der ſeltne Freier;* ein Luſtſpiel von Meier, nach dem *l'Homme, comme il y en a peu,* worin zwar ein guter Dialog herrſcht, aber der Fehler beibehalten iſt, der bei den Franzoſen ſchon das Verjährungsrecht hat, daſs die Kammerzofen und Bedienten ſehr viel mit handeln; oft Vormünder und Advocaten, und immer klüger als ihre Herrſchaften ſind. In dieſem Stücke bringen ſie ſogar ihre Liebeshändel in Gegenwart derſelben ins Reine, die ſich während der Zeit angaffen.

Den 26ſten: Nicht mehr als ſechs Schüſſeln; ein Stück, das bei ſeiner Güte doch wegen ſeiner Weitſchweifigkeit langweilig wird. Herr S. hatte zwar geſucht, dieſem Fehler durch einige Verkürzungen abzuhelfen, und unter andern die fürſtliche Entführungsgeſchichte und die lange Reitknechts-Relation weggeſtrichen, aber es bleibt noch immer viel Zufälliges nach, das zu nichts weiter dient, als dem Hofrath Gelegenheit zu öfterer Anführung ſeines Wahlſpruchs, *nicht mehr als ſechs Schüſſeln*, zu geben. Ich hoffe, daſs ſie mit mir einſtimmen, daſs der Charakter der Frau von Schmerling übertrieben nichtswürdig dargeſtellt iſt. Kann die Menſchheit ſich ſo verleugnen, und kann eine Perſon vom fühlbarſten Geſchlechte ſo zur Unmenſch-

heit herabſinken, daſs ſie in dem Augenblick, wo ſie nach Wohlthaten lechzt und ſie annimmt, ihren Wohlthäter verflucht? — Die Scene zwiſchen dem Lieutenant und ſeinem Bedienten iſt ebenfalls widrig abſtechend, da dieſer die edlen und groſsmüthigen Empfindungen ſeines Herrn, durch Poſſenreiſſen bei Käſ' und Brod, kommentirt; welches, gegen alle gute Regeln, zwei ganz ungleichartige, alſo wirkloſe Bewegungen beim Zuſchauer hervorbringt. H. Langerhans machte den Hofrath ausnehmend gut, nur ſchade, daſs dieſer in der That viel leiſtende Künſtler in ſeiner Deklamation ſich zuweilen in etwas dem Kanzelton nähert. Auch verkannte man den braven Schauſpieler in H. *Dengel* im *Sattler Wunderlich* nicht, ſo wenig wie M. *Seiler* in der Rolle der *Frau von Schmerling*; nur ſonderbar, daſs dieſe unſtreitig gute Schauſpielerin ſich wiederum des Fehlers theilhaftig machte, daſs ſie ihre Rolle nicht wuſste.

Am 27ſten: Victorine und *die beiden Billets*; nach dem Franzöſiſchen des Ritters Florian von Anton Wall; wobei das Verdienſt des letztern, auſſer einer guten Ueberſetzung, in der Verwandlung des Harlequin in einen Dorfbarbier, beſteht.

Ich wohnte an dieſem Tage einer andern Art von Schauſpiel bei. Der Abt *Vogler*, den Sie wenigſtens aus den Zeitungen kennen werden, ſpielte in der Katharinenkirche die Orgel, und

ſtellte unter andern den Tod des Herzogs von Braunſchweig in den Fluten der Oder dar. Etwas Auffallendes und Sonderbares in der Ankündigung dieſes neuen Kunſtſpiels, nebſt dem, was ich im Januar der Berliner Monatſchrift davon geleſen hatte, machte, daſs ich mit mehr Neugierde als Erwartung hinging. Aber mein auf Autorität gegründetes Vorurtheil wurde bald durch meinen eignen Sinn überwältigt. Der Abt beſitzt eine Fertigkeit und eine weit umfaſſende Kenntniſs der unzählbaren Harmoniearten des genannten Inſtruments, welche ihn fähig macht, alles das, was die Phantaſie ſich mahlt, durch Töne auszudrücken, inſofern es der Muſik, Gedanken zu realiſiren, möglich iſt. — Das Schlagen der Ruder, das Rauſchen des Waſſers, das Abſtoſsen des Kahns, und dann die ſanften klagenden Töne nach dem Tode des Herzogs. — Sie werden einwenden: würden Sie alles dies verſtanden haben, wenn Sie an ihrem Zettel keinen Dolmetſcher gehabt hätten? — Aufrichtig, nein. Aber will denn der Abt, daſs ich mit meinen Ohren ſehen ſoll? Wenn der Maler Ihnen ein Gemälde zeigt, worauf, neben einer halbverſchleierten Schönheit, ein Mann auf ſeine Arme geſtützt, mit dem Ausdruck des innigſten Grams und der Verzweiflung im Geſichte gemalt, ſitzt, würden Sie ohne die Auslegung des Malers wiſſen, daſs dies Agamemnon und die zum Opfer beſtimmte Iphige-

nia ſeyn ſoll? Hat er es Ihnen aber geſagt, werden Sie dann nicht urtheilen können, ob der Charakter und die Lage dieſer beiden, der Natur getreu, in dieſem Gemälde ausgedrückt iſt? Doch genug hievon. Der Mann gehört in ſeiner Art gewiſs unter den ſeltnen; und trotz dem Geſchrei Vieler, wäre ich beinah ſo dreiſt, die kühne Ausführung ſeiner Ideen mit nichts weniger, als Shakſpere's kühner Darſtellung der ſeinigen, zu vergleichen; und wer bei ſeinem Spiele ihm nicht in vielem nachempfindet, bei dem liegt die Schuld ſicher an ſeinem eignen unreizbaren Gefühl.

Den 28ſten: König Lear, welchen Herr Schröder machte. Was Leſſing vom Herzog Ferdinand ſagt, daſs er *vorſtellte* und *war*, nichts geringers darf ich hier vom Herrn S. ſagen. Sie müſsen ihn ſelbſt ſehen; alle meine Beſchreibung würde flach und ſchal werden. Ich aber werde nie wieder den König Lear von S. ſehen; meine Empfindungen wurden zu gewaltſam erregt, und ich habe fürs erſte noch nicht Luſt in ein deutſches *Bedlam* zu wandern.

Den 1 May: Der Eheſcheue, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen nach Dorat von Gotter; ein Name, der Ihnen ſchon für die gute Verdeutſchung bürgt. Das Stück ſelbſt, eins der feinſten franzöſiſchen, voll ſchöner und gedankenreicher Stellen, die Erſatz für die wenige theatraliſche Handlung ſind. Den Eheſcheuen machte

H. *Zuccarini*. Da ſolche von aller Gaukelei entblöſste Rollen ſich bloſs durch ihre ſchönen Empfindungen auszeichnen, ſo gehört dieſe mit zu den ſchwerſten Darſtellungen, und hierinn verkannte man Herr Zuccarini nicht. Nach dem Eindruck und dem Lobe oder Tadel, den ſolche Stükke einerndten, kann man auch ziemlich ſicher den feinen oder gröbern Geſchmack des Publikums beſtimmen. Den Beſchluſs machte *die Komedie* von Schröder, nach dem Marivaux, in einem Aufzuge; eine äuſſerſt unbedeutende Poſſe.

Am 2 May: Der Fähnrich, ein Schauſpiel in drei Aufzügen von Schröder, welches ſie kennen, und bleibt dies immer eins der vorzüglichſten Schröderſchen Stükke. Den *Fähnrich* machteH. Klingmann — ſehr gut. Zum Beſchluſs, die *Rechnung ohne Wirth*, in einem Aufzuge nach dem franzöſiſchen; da ich aber befürchtete, daſs eine franzöſiſche Poſſe auf ein Stück wie der Fähnrich, nicht wohl thun würde, ſo wollte ich die Vorſtellung deſſelben nicht abwarten.

Am 3 May: Der Ring, ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen von Schröder, deſſen Hauptidee, wenigſtens augenſcheinlich aus dem *Demokrit von Regnard* entlehnt iſt, oder aus den *Conſtant Counſellor von Fargubar*, der dieſen letztern wieder nachgeahmt hat. Ein vor 10 Jahren nur auf 24 Stunden verheirathetes Ehepaar, muſte ſich trennen. Es kömmt hier wieder zu-

ſammen, ohne daſs beide Theile ſich wieder kennen, verlieben ſich wechſelsſeitig, und bei einer Liebeserklärung des Mannes, trägt die Frau ihm ihre Hand, an welche er aber aus Bewuſtſeyn ſeiner Verheirathung ausſchlägt. In ſo vortheilhaftem Lichte *Er* bei dieſer Handlung hervorſticht, ſo wenig gewiſſenhaft und delikat läſst der Verfaſſer *ſie* in dieſem Augenblikke handeln, welches gegen dem das ganze Stück hindurch von ihr gezeigten edlen Charakter ſehr abſticht. Ein bei der Hochzeit gewechſelter Ring iſt die Urſache, daſs ſie ſich als Mann und Frau wieder kennen. Ob es überhaupt natürlich iſt, daſs nach einer auch nur kurzen Heirath, wenn gleich der Mann eine Bleſſur im Geſichte erhalten hat, ein nicht längrer Zeitraum, als 10 Jahre, die gänzliche Zurückerinnerung auslöſchen konnte, wird wohl nicht ganz wahrſcheinlich. Die zweite Intrigue iſt zwar nicht das weſentlichſte, aber doch das intereſſanteſte des Stüks. Ein Graf Klingsberg, (ein nur feinerer Pendant zum Licenciat Frank) forſcht, bei ſeiner Zurükkunft aus Paris, bei einem jungen Herrn von Holm, einem äuſserſt heuchleriſchen verhaſsten Buben, nach den Freudenmädchen dieſer Stadt. Dieſer, um die verächtliche Begegnung ſeiner Couſine, der Tochter einer verwittweten Obriſtinn, zu rächen, giebt ihm Anweiſung auf dieſelbe, nebſt einem Empfehlungsſchreiben an die Mutter, worinn er den Grafen als den Freier ihrer Tochter an-

empfiehlt. Dieſer, in der Meinung, ſich in einem öffentlichen Hauſe zu befinden, begegnet Mutter und Tochter dieſen Begriffen gemäſs; und dieſes ganze Gemiſch, worinn Hr. Schröder in der Rolle des Grafen glänzt, macht eine zwar etwas ſchlüpfrige, aber intereſſante Scene aus. Die Schurkereien des Neffen werden entdeckt, und der Graf macht ſeine Vergehungen wieder gut, indem er das Fräulein heirathet. So unterhaltend dieſes Stück auch wegen des mannichfaltigen Intereſſes und der doppelten Intrigue iſt, ſo ziehe ich den Fähnrich doch vor; und obgleich die Charaktere in dieſem etwas ſchwärmeriſcher geformt, und nicht ſo ganz aus der wirklichen Welt, wie in jenem Stükke genommen ſind, ſo finde ich ſie doch ſorgfältiger und delikater gezeichnet. Man amüſirt ſich im Ringe für den gegenwärtigen Augenblick, und ſammlet im Fähnrich für ſeine Empfindungen Nahrung auf Tage lang.

Ich bin, wie immer, &c.

Sechster Brief.

In meinem letzten Briefe habe ich ihnen etwas über das Spiel des Herrn Abts *Vogler* geſagt. Am 4ten dieſes lieſs er ſich zum zweiten male auf derſelben Orgel, und zwar mit einer muſikaliſchen Nachahmung des *jüngſten Gerichts*, eines

ſten Töne aus, die Schauder und Graus in unſre Seele donnert, und des Begriffs, den wir von dem Richter der Welt haben können, würdiger iſt, als jenes bloſs menſchliche Bild. Rubens malt ferner eine Menge zur Hölle herabfahrender Verdammten; das kann und will der Abt nicht; dagegen hören Sie das fürchterliche Getöſe, das ſo ein Herabrollen hervorbringen würde, (ich ſage immer, ſo weit es in der Gewalt der Muſik iſt;) und das kann Rubens nicht. Der Nachrichtgeber ſagt ferner: *wohin kann die übertriebene Sucht, Original zu ſeyn, verleiten?* Wenn Original ſeyn, ein Verbrechen gegen den Geſchmack iſt, ſo müſsen alle erſten Erfinder und Verbeſſerer der Künſte zu tadeln ſeyn, weil ſie eine neue Bahn gingen, und ſich von der gewöhnlichen Heerſtraſse entfernten. Der Abt iſt Original, weil er es nicht anders als ſeyn kann. Muſs er *Sucht*, *übertriebene Sucht*, es ſeyn zu wollen, haben, wenn er es iſt? wäre dieſer Ausſpruch richtig, ſo würde jeder Erfinder in ſeinem Fache unrecht thun, ſich der Welt mitzutheilen, weil man ihn für krank, für einen Menſchen, der mit einer *Sucht* befallen wäre, halten müſte.

Auch wird der Abt in jenem Aufſatze *grillenhaft* genannt, weil er nicht die Worte eines Dichters komponirt hat. Sein ganzes ſeynſollendes Vergehen beſteht alſo darinn, daſs er ſich das Gemälde, oder vielmehr den Gegenſtand des Gemäldes nicht in Worte bringen

laſſen, und dieſe dann mit Tönen vergeſellſchaftet hat. Welcher unbefangene Beurtheiler wird nicht dem Manne mehr Verdienſt zutrauen, deſſen Fantaſie ſelbſt fähig iſt, ſich eine Sache darzuſtellen, und ſeine Ideen ſo zu ordnen, daſs gleichſam jede Sylbe derſelben einen ihr gemäſsen Ton erhalte, als einem andern, der bloſs Muſik zu ſchon vorhandnen Worten ſetzt; und wie weit ausdrucksvoller muſs jenes nicht werden, bei dem die Fantaſie ſchalten kann, dahingegen dieſer ſich nach jedem Wort und Komma biegen muſs! — Denken Sie ja nicht, daſs ich ſo ein Fantaſt bin, zu glauben, als ob ich durch dieſe Muſik eine völlige Idee von der Auferſtehung erhalten hätte. Aber ich leugne nicht, daſs das kühne erhabne Spiel des Abts auf einem Inſtrumente, über deſſen majeſtätiſchen Wirkungen wir bis jetzt noch nichts kennen, an einer dem höchſten Weſen geweiheten Stäte, groſse ſchaudervolle Empfindungen hervorbringt, die ihres Gegenſtandes nicht unwürdig ſind, und daſs alles dies für mich mehr werth iſt, als der bloſse Anblick des Gemäldes von Rubens. — Deswegen verdient der Schöpfer dieſer hohen Gefühle gewiſs unſre Bewunderung, keinesweges aber unſern Hohnblick und Lachen.

Am 5 May: Eminga, oder Verführung iſt die wahre Gewalt; ein Original-Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Hr. v. Ramdohr; hat auffallende

Aehnlichkeiten mit Voltairens Mariamne; nur daſs letzteres nicht die mechaniſchen Mängel und keinen ſo ſonderbar tragiſchen Ausgang hat. Wo und wann das Stück ſpielt, kann ich ihnen nicht ſagen. Nach dem Ausdrucke der Gewalt, mit der die Königinn droht, zu rechnen, ſcheint ſie Mitregentinn zu ſeyn, und da der König erblicher Souverain des Landes iſt, ſo bleibt es ſehr räthſelhaft, unter welcher Himmelsgegend es ſpielt. Nach der Kleidung und den Namen zu urtheilen, (den Kammerdiener Lehmann abgerechnet) ſpielt es zur Zeit der Oſtgothen, oder in Schottland etwan im 12ten Jahrhundert, wo ein König Adelhorſt und deſſen Gemahlinn Emma (den Namen Eminga finde ich in der Geſchichte nicht) regierten. Nach der Sprache aber, und dem Dialog handelt es im Jahr 1786. Nun reimen Sie alles dieſes, wenn Sie können, zuſammen.

Der König Adelhorſt kehrt nach einer dreijährigen Abweſenheit wieder nach ſeinen Staaten zurück, auf Veranſtaltung des appanagirten Prinzen Menelax, der den Kapitain der Fregatte gewonnen, leidet er Schiffbruch. Dieſe dem herrſüchtigen Prinzen erwünſchte Nachricht trifft im Anfang des erſten Akts ein, und noch vor deſſen Ende ergeht eine andre, daſs nemlich der König gerettet iſt, der auch kurz darauf erſcheint. Eminga, ſeine Gemahlinn, von einem empfindſamen und ſchwärmeriſchen Cha-

rakter, die den König nie geliebt, hatte ſich während ſeiner Abweſenheit in ein platoniſches Liebesverſtändniſs mit dem Prinzen eingelaſſen. In der Zeichnung des Charakters der Königinn findet man wirklich Spuren von Kenntniſs menſchlicher Natur, und Entwickelungen dunkler und feiner Bewegungen des weiblichen Herzens. Des Prinzen Charackter aber iſt ſo äuſserſt unfeſt und vielſeitig geſchildert, daſs ich nicht weiſs, ob es dem Verfaſſer beliebt, daſs der Prinz die Königinn lieben ſoll oder nicht. In ſeinen ziemlich gerathenen, zwar nicht Shakſpear'ſchen Monologen, findet man keine Spur von Liebe. Hier iſt die Königinn bloſs ein Mittel, durch welches er ſeiner Herrſchſucht den Weg zum Throne bahnt. In verſchiednen Scenen mit der Königinn aber, herrſcht die heftigſte, ſelbſt überſpannteſte Sprache der verliebten Leidenſchaft und auch nicht der geringſte Anſchein, daſs dieſe Sprache Verſtellung oder Heuchelei ſei. Zu den Widerſprüchen, welche der Verfaſſer in dieſen Charackter geſchüttet hat, gehört auch, daſs der Prinz, bei der doch äuſserſt raſchen, unerwarteten und ſeinen ganzen Plan zerſtörenden Nachricht von der Wiederauflebung des Königs, keine Sylbe von Beſtürzung darüber fallen läſst, und ob dieſe Nachricht ihm angenehm oder unangenehm ſei, dieſes hat der Zuſchauer bloſs dem Gebehrden- und Mienenſpiel des Hrn. Zuccarini zu danken. Des Königs

Mutter (die Kopie von Salome in der Mariamne) hatte ihrem Sohne bei ſeiner Ankunft die Liebeshändel ſeiner Gemahlinn entdeckt, welche der gutmüthige Monarch ſich ſelbſt verheelen wollte. In einigen auf einander folgenden Unterredungen des Königs mit dem Prinzen, dem Miniſter und der Königinn (die ihrem Gemahle ihre geiſtige Liebe gegen den Prinzen ſelbſt geſteht) ſind die beſten und würklich rührenden Situationen des Stücks enthalten. Der Erfolg von alle dieſem iſt, daſs der König ſeiner Gemahlinn verzeiht, und ſie es ſelbſt übernimmt, dem Prinzen anzudeuten, daſs er das Land verlaſſen möge. Er wird gerufen, und der ſeine Gemahlinn anbetende König, hat die Gefälligkeit, beide Verliebte in einer ſehr langen Unterredung ungeſtöhrt allein zu laſſen. Das Reſultat dieſer Zuſammenkunft iſt, daſs die Königin ſich von ihrem Liebhaber aufs neue beſiegen und überreden läſst, mit ihm in der nächſten Mitternachtsſtunde zu entfliehn. Dieſer Abrede zu Folge, erſcheint der Prinz im letzten Akt, und trifft die Königinn mit ihrem kleinen fünfjährigen Prinzen in den Armen, die ſo hart ſeyn, ſich aller mütterlichen Gefühle ſo entſchlagen kann, daſs ſie ſich von ihrem Kinde losreiſst. Ob dieſe Verfahrungsart mit der *bloſs* platoniſchen Liebe nicht in Widerſpruch liege, dürfte noch ſehr die Frage ſeyn, oder — iſt es vielmehr nicht mehr bei mir. Doch da der Ent-

führungsplan von der verwittweten Königinn ausgespührt und durch Gegenmittel vereitelt ist, so sehen sich die Flüchtlinge genöthigt, ihren Vorsatz aufzugeben, — und nun nahen wir uns dem Ende. Der Prinz eilt in das Gemach des schlafenden Königs, durchbort ihn, und kömmt mit dem über die Hälfte mit Blut gefärbten Degen zur Königin zurück, die ihn mit Vorwürfen und Verwünschungen überhäuft, und endlich nach Wache ruft, welche aber nicht erscheint; sie fleht dem Prinzen, der sie zu durchbohren droht, um diese Wohlthat an. Ihm fährt hierauf der Gedanke durch die Seele, sie durch den Mord des kleinen Prinzen zwiefach zu tödten. Er fliegt in dieser Absicht in dessen Schlafgemach, mittlerweile schafft die Königinn Wache her. Der Prinz kömmt mit dem Kinde angeschleppt und droht es zu ermorden, wofern man ihm nicht freien Ausgang aus dem Pallaste verstattet. Hier folgen einige Debatten, die der ermordete König durch seine Ankunft stört. Denken Sie sich den Zwischenraum von Zeit, der zu allen diesen Handlungen gehört, seitdem er durchbohrt ist, und die nichts weniger als das Verdienst einer gedrungenen Kürze haben. Wäre in seinen Adern das Blut zweier Menschen geflossen, so hätte er sich doch nothwendig derweile verbluten müssen. — Wie wenig scheinbar die Möglichkeit auch seyn mag, dass ein und derselbe Mann in

weniger denn vier und zwanzig Stunden, ſo zu ſagen, zweimal ſtirbt, ſo lieſse ich dies noch hingehen; aber nachdem er ſchon ermordet und dies auf der Bühne bekannt worden iſt, die ekelhafte Parade mit einem Halbtodten noch aufzuſtellen, — dies iſt ohnſtreitig wieder alle Regel und ſehr lächerlich; ſo wie es überhaupt den allgemeinen Geſetzen der Billigkeit und dem Wohlſtande der theatraliſchen Sittlichkeit nicht gemäſs iſt, daſs der einzige tugendhafte Mann des Stücks einen ſo unglücklichen Ausgang nehmen muſs. Man geht gar zu unzufrieden mit der Menſchheit aus dem Schauſpiel, deſſen Kataſtrophe der Triumph der Bosheit über die Tugend iſt. Der König iſt nun endlich im Ernſt todt, die Königinn wird vom Prinzen erſtochen; der Königinn Mutter iſt durch ſeine Leute auſser dem Theater maſſacrirt; ihn aber laſſen Miniſter und Wache ruhig von dannen ziehn, und keine lebende Seele vom Königlichen Stamme bleibt übrig, als das kleine Prinzchen. Hr. Schröder machte den König, und Hr. Zuccarini den Prinzen. Schade, daſs ſo vortreffliche Schauſpieler ſo ſonderbare Rollen ſpielen, und ſich in einem Stücke ernſthaft zeigen muſsten, das wohl nur eigentlich als eine ſatyriſche Anſpielung auf die vormalige Haupt- und Staatsaktion anzuſehen iſt! Ueberhaupt ſchienen Schauſpieler und Schauſpielerinnen die unzählige Unbehülflichkeiten ihres Drama's zu

fühlen, und ſie durch die äuſserſte Anſtrengung zu verheelen. — Nie iſt wohl Leſsings Ausſpruch paſſender als hier geweſen: *Sie thaten redlich, was hier zu thun war; weniger redlich, wäre redlicher geweſen.*

Am 8 *May: Der Ring*, — *am* 9*ten der dankbare Sohn*, von Engel, und *der Betrüger;* ein Luſtſpiel in 5 Aufzügen, aus dem Ruſſiſchen. Eigentlich die verrufene Halsbands-Geſchichte in Geſellſchaft des Grafen Caglioſtro; ſoll eine noch lebende groſse Fürſtinn zur Verfaſserinn haben. Ich kann und darf Ihnen hierüber nichts treffenderes als mit Voltaire ſagen:

A la tête de cent mille hommes,
On fait toujours de bons vers.

Am 10 *May: König Lear, und am* 11*ten die heimliche Heirath*, ein Luſtſpiel in 5 Aufzügen aus dem Englichen; ein Stück, das Sie lange kennen. Wenn Hr. Schröder, der den Lord Ogleby macht, ſeine Rolle nur ganz allein ſpielte, ſo würde das Stück hierdurch wenig verlieren, und von Seiten des komiſchen äuſserſt hinreiſſend bleiben. Was muſs der Mann nicht für eine Stärke beſitzen, der ſich in zwei ſo äuſserſt entgegenſtehende Rollen, als König Lear und Lord Ogleby, ſo ganz hineinſetzen kann, und welche feine Menſchenkenntniſs verräth es nicht, dieſe beide Kontraſte ſo ſchnell auf einander darzuſtellen, und hiedurch dem Publikum den Tri-

umph der Kunſt ſo überraſchend angenehm und fühlbar zu machen.

Am 12ten: Keiner hat Recht, oder die Eiferſüchtigen; ein Luſtſpiel in 4 Aufzügen, nach *All in the wrong* des *Murphy*, von Schröder. Sie kennen dieſes unterhaltende Stück im Engliſchen ſchon, wo, wie im Figaro, Intrigue durch Intrigue verdrängt wird; und hat es durch die Bearbeitung des Hn. S. nichts gewonnen, der Molièrens *Cocu imaginaire* zuweilen hat einſchimmern laſſen, ſo iſt doch ſicher nichts dabei verloren gegangen. — Es ward ſehr gut und raſch vorgeſtellt. Sähen Sie Madam Schröder die Frau Raſt in dieſem Stükke ſpielen, Sie würden dran zweifeln, daſs aus einer vor ſechs Jahren bloſs leidlichen Schauſpielerin, eine jetzt ſo viel leiſtende Künſtlerinn geworden iſt. — Ehe ich meinen Brief ſchlieſse, erlauben Sie mir noch ein paar Zuſätze. Sie wiſſen, wie ärgerlich es uns vormals oft war, wenn unſre Illuſion durch das laute Geſchrei des Soufleurs geſtöhrt ward. Den hört man jetzt nie; und abgerechnet, daſs, der hier herrſchenden Freiheit gemäſs, ſich der kleine Troſs noch die Erlaubniſs nehmen darf, das zuweilige Gebrüll und Geheul ihrer Lieblingshelden zu bejauchzen, man doch das Vergnügen hat, mit einem feinern und geſchmackvolleren Publikum umringt zu ſeyn.

Ich bin von ganzem Herzen, &c.

Betrachtungen von einem Frauenzimmer.

Warum legte der Urheber der Natur in uns dieſen Durſt nach einer Glückſeligkeit, die wir hier nie erreichen, weil in uns ſelbſt zugleich die Quelle alles Elends, aller Bitterkeiten flieſst? warum gab er uns dieſes unſterbliche Gefühl für das Gerechte, für das Gute; aber auch zugleich das Unvermögen, darnach zu handeln, ſobald unſre Seele von Leidenſchaften beſtürmt wird? Sind unſre Freuden nicht Augenblicke, unſre Leiden hingegen zu langen Stunden und trägen Tagen ausgedehnt? und ſelbſt jene Augenblikke, — ſind ſie nicht ein trauriges Gemiſch von wollüſtigem Taumel und dunkeln geheimen Sehnen nach reinern Freuden? kann etwas die Leere ausfüllen, die dabei unzertrennlich in der Seele herrſcht, und das Verlangen nach höhern Seligkeiten befriedigen, die ſie zwar ahndet, aber nicht deutlich faſst, nicht klar begreift? Wahr iſts, es giebt geiſtige Vergnügungen; aber ſind dieſe uns angemeſſen? haben wir uns ſchon von den Banden des Körpers losgeriſſen, das wir ihnen ungeſtört nachhängen, und anhaltend den Geiſt mit abgezognen Begriffen nähren können? — fodert nicht ſein unbehülflicher Geſellſchafter unaufhörlich unſre Sorgfalt, mit dringendem Ungeſtüm die

Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe? und ſind dieſe etwan eingeſchränkt? machen nicht Stand, Geburt, Erziehung, Gewohnheit, geſellſchaftliche Verbindungen ſie unentbehrlich und erweitern ihre Grenzen? arbeiten nicht die feinſten Köpfe unermüdet dran, anziehende Vergnügen und wollüſtigere Bequemlichkeiten zu erſinnen, den ekeln Geſchmack der Reichen zu befriedigen? und ſollen wir etwan dieſe Künſte, dieſe Ergötzlichkeiten verſchmähn? iſt ſtrenge Enthaltſamkeit der ſinnlichen Freuden Weisheit? — o dann iſt Unwiſſenheit, Reichthum! dann laſst uns zu dem ruhigen Landmanne eilen, dieſem Sohne der Natur, der in roher Einfalt ſeine einförmigen Tage verlebt und von ihm Weisheit lernen. Verfeinerter Städter, verſuche es! ſchleiche in kalten Wintermonden von deinem glühenden Vulkan aus dem Tapetenwalde deines Zimmers in dem nächſten Cypreſſenhain, nähre dort deine abgezogne ſchwärmeriſche Einbildungskraft mit abſtrakten Grundideen, und verliere dich mit deinem innren Auge in den unſichtbaren Glanz des intellektuellen Schönen. — Wird deine Begeiſterung dich vor dem unwillkommnen Gefühl der erſtarrenden Kälte ſchützen? Sieh, bei dem feſtlichen Male, wo der Gewürze Dampf und köſtlicher Specereien ambroſiſche Gerüche die Luft verfälſchen, beut das roſenwangige Mädchen dir aus Cryſtallen die Gaben des freundlichen Bachus entgegen. Aber fliehe,

fliehe ſie: der Weiſe verachtet die Sinnenluſt. Nimm vielmehr von übelriechenden Händen der ſchmutzigen Dorfnymphe den irdnen Krug, und ſchlürfe das Froſchgetränk mit langen Zügen ſtatt herrlichen Necktars ein. Der Leib, dieſer ſchlechtere Theil deines Ichs, iſt deiner Sorgfalt unwürdig; die Fähigkeiten deines Geiſtes werden ſich deſto herrlicher entwickeln, jemehr jenes animaliſche Selbſt unterdrückt wird. — Verlaſs das vollſtimmige Concert, die Herz ergreifenden Melodien künſtlich gerührter Saiten, verlaſs es, und höre dafür auf den Feldern das Lied heiſrer Krähen, vielleicht vernimmt dein innres Ohr der fernen Sphären Klang. — Thor, der du es hoffſt, der du es zu verſuchen wagteſt! verlaſs den täuſchenden Wahn, der mehr und mehr dich von dem Ziele, das eine weiſe Hand der Menſchheit ſteckte, entfernen, und mehr dich deinen Pflichten untreu machen wird, indem die Kräfte deiner Seele bei der vergeblichen Anſtrengung ermatten, und dich zu jedem nützlichen Geſchäft deines Lebens untüchtig laſſen. Bemühe dich, in dem Kreiſe zu bleiben, den die Pflicht dir vorgezeichnet hat, und weichſt du einmal aus deinen Grenzen: ſo erſchrick! — aber verzage nicht! — Fehlen iſt das traurige Loos der Sterblichen. In den Fehlern beharren, führt endlich zum Laſter; ſich einer zu ſpäten troſtloſen Reue überlaſſen, ſtürzt unvermeidlich in den düſtern Ab-

grund der Verzweiflung: und dann wehe dir, Unglücklichen, der du, in endlosen Gram versunken, keinen Ausweg vor dir siehst! — — Hört, Mitmenschen, und ihr lieben Gefallnen meines Geschlechts, die ihr von der schwindlichen Höhe, wo die Tugend in unbefleckter Würde prangt, herabgesunken seyd, wollt ihr in unthätigem Kummer euer freudeloses Daseyn verseufzen? oder wollt ihr, den verworfensten Geschöpfen gleich, des Abscheus aller Edeldenkenden werth, mit dem quälenden Bewusstseyn eurer Schuld im Busen aus süßen Thorheiten in betäubende Laster euch stürzen? — o wählt den Mittelweg! betrachtet die Welt weder als ein Elysium, noch als eine Hölle, und die Menschen weder als Engel noch als Teufel. Ihr entgingt dem Schicksal nicht, was nun drückend auf euch liegt, und seyd ihr etwan gar nicht zu entschuldigen? Vereinigten sich nicht tausend geringe von euch selbst vielleicht unbemerkte Umstände, in deren Zusammenfluss euer Fehltritt verwebt war? Bedenkt, die Natur wollte nicht Halbgöttinnen, sondern schwache, fehlerhafte Sterbliche aus uns bilden; es kömmt also nur darauf an, sich mit Würde von dem unvermiednen Falle zu erheben, und aus den gemachten Erfahrungen, Verhaltungsregeln für euer übriges Leben zu sammlen. — Lächerlich ist die Behauptung einiger blödsinnigen Sittenlehrer, dass derjenige, welcher ein

moraliſches Geſetz übertritt, auch ſchlechterdings *alle* übrige aus den Augen ſetzen müſse. Nein, ſo unzertrennlich bieten die Tugenden einander nicht die Hand. Der ſcharfſichtige Kenner des menſchlichen Herzens bemerkt im Gegentheil, daſs oft eine noch liebenswürdigere Tugend an die Stelle der erſten verlornen tritt; ſo wie in einem gänzlich verderbten Herzen ein Laſter das andre verdrängt, ſo wird vielleicht aus der reinen, keuſchen, aber kleindenkenden und albernen Spröden, die ſo leicht ſich zu liebloſen Urtheilen verleiten lieſs, die ſo fühllos bei dem Anblick des Elends blieb, die ſo gedankenlos im thörigten Geräuſch ihr Pflanzenleben vertändelte, ein minder keuſches, aber gewiſs oft liebenswürdigeres Mädchen, das der ſtillen, ſanftern Freuden empfänglicher, einſichtsvoll und gerecht, den Tugendhaften ehrt und den Schwächern bedauert; das dem Hülfsbedürftigen mit ſeiner Bitte zuvorzukommen, die Güte thätig zu unterſtützen, die unterdrückte Tugend und das beſtrafte Vergehen mit gleich edlem Eifer zu retten bemüht iſt; das dem am ſchlüpfrigen Geſtade des Laſters gleitenden Mädchen mitleidig die Hand beut, und die Gefallene wieder empor richtet; eine gefällige Freundinn, eine zärtliche Mutter, eine weiſe, einſichtsvolle Erzieherinn iſt; kurz, das ſich nach dem vortrefflichen Muſter einer Rouſſeauſchen Julie bildet,

und ſo ein nützlicheres Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft wird, als die Thörinnen, deren ganzes Verdienſt oft darin beſteht, daſs ſie zu ſorgſam bewacht wurden, oder zu kalt waren, um viel tiefer zu fallen, als eine Arme unſers Geſchlechts, worüber ſie mit Geiſſeln herfahren.

AN DIE OSTSEE.

Sey mir gegrüſst, geliebtes Meer!
An deſſen Ufern ich des Lebens ſchönſte Tage;
Der Jugend Sonnenſchein in ſtiller Ruh genoſs,
Wo nie des Kummers bittre Klage
Von meinem Munde floſs;
Sey mir gegrüſst! in fernen fremden Landen
Schweift' ich ſeit mancher Zeit umher,
Gefeſſelt von des Schickſals Banden
Sah ich dich nicht, geliebtes Meer!
Ich hörte nicht das Brauſen deiner Wellen;
Ich ſah dich nicht von wildem Sturme ſchwellen;
Vernahm dein leiſes Lispeln nicht,
Wenn du im ſanften Abendlicht,
Gleich einem goldnen Strome, glänzteſt,
Und deiner Ufer flachen Rand
Mit leichtem Silberſchaum bekränzteſt.
O wohl mir! daſs ich oft den Tand

Der Welt an deinen ſchönen Küſten,
Der ernſteſten Empfindung voll, vergaſs,
Und daſs mich oft die keuſchen Muſen grüſsten,
Wenn einſam ich in deinem Sande ſaſs!

Wie glücklich bin ich nicht! jetzt wieder dich zu ſehen,
Und hier, in deiner Winde Wehen,
So manches ſchöne Jugendbild
In hellen Farben mir zurück zu rufen,
Das oft noch meine Seele füllt,
Obgleich ich lange ſchon den Stufen
Der ſorgenloſen Lebenszeit
Dem Alter wahrer Frölichkeit,
Und ungekünſtelten Genuſſes
Entſtiegen bin! wo biſt du, goldner Augenblick
Da ich im Feuer jenes Kuſſes
Der Liebe gränzenloſes Glück
Zuerſt an ihrem Roſenmunde
In himmliſcher Betäubung fand?
Wo biſt du, ſchöne goldne Stunde,
Da ihre ſeidne weiche Hand
Sich, ach! um meinen Buſen wand!
Mein Auge vor Entzücken thränte
Und ich den Göttern gleich mich wähnte!
Ihr ſeyd dahin! ſo wie ſich Well auf Welle
Im weiten Meer, dem Sturm gehorſam treibt,
So flieht des Lebens Glück; und ſchnelle
Stehn wir an unſers Grabes Schwelle,
Das zu gewiſs uns endlich übrig bleibt.

Wer an dem Unbeſtand der Freuden dieſes Lebens
Noch zweifeln kann, der komm an deine Ufer her,
Du groſses ungemeſsnes Meer,
Und iſt ſein Herz geſund, ſo kömmt er nicht vergebens.
Er ſiehet nicht umſonſt im goldnen Sonnenblick
Dort hundert ſchöne Wellen blinken,
Die kaum entſtanden, wieder ſchnell zurück
In ihrer Mutter Buſen ſinken.
So plötzlich ſinken und ſo eilend fliehn
Des Lebens reizende Momente;
Der wäre glücklich, der die Blumen, die ihm blühn
In ihrem Glanz genieſsen könnte!
Geſtört von keinem Sturm und keinen Ungewittern
Des Kummers und der Sorge, die
Vielleicht nur oft ein Werk der kranken Phantaſie,
Doch immer ſicherlich des Lebens Glück verbittern.
Wen noch die Eitelkeit des Ruhmes groſser Werke
Bethören kann, der komm an deine Ufer her,
Du groſses ungemeſsnes Meer,
Und lerne hier des leeren Nachruhms Stärke.
Wie mancher fürchterliche Held,
Für deſſen tapfern Arm die Welt
Ein kleiner Spielraum war, iſt lange ſchon vergeſſen!
Und wo ein weiſes Volk in ſtiller Ruh geſeſſen
Und ſeiner Tugend ſich gefreut,
Da hat das wilde Meer der Zeit
Auch jede kleine Spur zertrümmert
Und ungefühlt und ungeſehen ſchimmert
Der blaſſe Mond vielldicht jetzt auf den Sand,
Wo einſt das prächtige Carthago blühend ſtand!

Es kommt vielleicht einſt von des Plata Ufer
Ein muthig Volk und wirft mit ſtolzem Sinn
Europens Thronen und die königlichen Louvres
In weinende Ruinen hin.
Dann iſt nicht Gallier, nicht Welſcher und nicht Britte
Auf Japhets Boden mehr;
Dann wohnt in ſchilfbedeckter Hütte
Der tapfere Canadier
Am welſchen und am deutſchen Meer;
Dann tönt am Blumenrand der Seine
Kein ſchöner galliſcher Geſang,
Dann locket keiner Flöte Klang
Aus manches Mädchens Aug der Liebe ſanfte Thräne:
Dann wagts der wilde Hottentotte
Gantillis ſchönen Hain
Den Göttern ſeines Volks zu weihn;
Und eine kalte, ſeelenloſe Rotte
Wohnt dann vielleicht da, wo ein Rouſſeau jetzt
Ein denkend Volk mit ſeinem Geiſt ergötzt,
Wo Wiſſenſchaft und Kunſt entzücket,
Und feiner Witz aus jedem Auge blicket.
Wer über ſich und ſeines Lebens Zwecke
Nie nachgedacht, der komm' an deine Ufer her,
Du groſses, ungemeſsnes Meer,
Auf daſs dein Rauſchen ihn erwecke.
Er denk in ſtiller Einſamkeit
An Tugend, Gott, Unſterblichkeit:
Und gehe dann mit heiterm Blick
Zufrieden, ſo wie ich, o Meer, von dir zurück.

ELEGIE EINES MÄDCHENS.

Du mir entflohn! dem ich nach treuem Sehnen,
(Mir log dein Mund, dies zeugen meine Thränen,)
Mein Herz ergab, das vor kein Schmerz beſchlich;
Du mir entflohn! vergiſſeſt unſrer Liebe —
Wie war mir oft im Traum vom Glück, als hübe
Mein frohes Herz mit dir zum Himmel ſich.

O wüſsteſt du den Kummer, den geheimen,
Der, ſtatt des Glücks, in jenen Wonneträumen
Jetzt unſichtbar an meinem Leben nagt;
Sähſt alle Zähren, die dem Aug' entſtrömen,
Der Wange Bläſs', das freudeleere Grämen
Des Mädchens, das ihr Leben bang durchklagt.

Du mir entflohn! du, meinem Herzen lieber,
Als Glück und Welt; wie flohn ſie ſchnell vorüber,
Die Stürme, wenn an deiner Bruſt ich lag!
Ich hing an dir im ruhigen Vertrauen,
Ich folgte dir, treuliebend, ſonder Grauen;
Gingſt du in Tod, folgt' ich dir ſicher nach.

Nun ſo getäuſcht, nun ſo von dir verlaſſen,
Kann ich um dich zwar ſeufzen, nie dich haſſen,
Kann weinen; denn du nahmſt mir Ruhe mit.
Nicht Ruhe nur, auch Liebe ſollt' ich miſſen
Und elend ſeyn; — o möchteſt du es wiſſen,
Wie viel um dich gekränkte Liebe litt.

Sei glücklich, fühl im Herzen ſtillen Frieden,
War ohne mich dir Liebeglück beſchieden — —
Halt ein Gedank', das Herz erträgt dich nicht:
Es bebt und hofft, ſieht Hoffnung ſchwinden, zaget,
Wankt hin und her in Zweifelſinn, und waget,
Vielleicht zu bald, den letzten Wunſch — und bricht.

An H.

O du! um den mich Könige beneiden,
Um den mich Fürſten haſſen könnten, du!
Mit dem vereint des erſten Lebens Freuden,
Des erſten Alters Heiterkeit und Ruh
Mir doppelt ſchätzbar, doppelt werth verſchwanden;
O du! wo ſind die ſchönen Zeiten hin?
Da, unbekannt von Sorgen, frei von Banden
Ermüdender Geſchäfte, unſern Sinn
Nur der Gedanke füllte, wie des Lebens
Mit Wucher wir uns freuen könnten, wie
Der Jugend Blüthentage nicht vergebens,
Nicht ungenützt entflöhn! da Kummer nie
Die heitre offne frohe Stirne trübte;
Da nur Geſang und Tanz und Spiel und Mädchenkuſs
Die eine Sorge war, die unſre Seele liebte,
Was war das Leben da als daurender Genuſs?
Was iſt es jetzt? — O goldne, goldne Zeiten,
Ihr floht zu ſchnell wie mancher Traum vorbei;
Was bleibt uns jetzt von euren Seligkeiten,
Als nur ein Bild von euch, das uns die Schwärmerei

Der Rückerinnerung mit Farben malet,
Wie nie Correggio, nie Tintoret ſie ſah,
Und das uns doch nur halb den Ueberdruſs bezahlet
An dieſem Einerlei des Lebens, wo zu nah
An Jugendglück und Freuden, Miſsvergnügen
In grämlicher empörender Geſtalt ſich ſtellt,
Wo nur zu oft uns Glanz und Schein betrügen,
Und Ekel zum Genuſs ſich brüderlich geſellt.

Doch wohl mir! oft in Stunden ernſter Stille,
Wenn ſüſser Schlaf die Sterblichen berauſcht,
Und eingehüllet in des Grabes Hülle
Mit leiſem Athemzug das Leben zitternd lauſcht;
Vielleicht nur noch beim ſchwachen Schein des Lichtes,
Ein Weiſer, Tod, Seyn, oder Nichtſeyn denkt,
Und ſüſser Hoffnung voll, des letzten Weltgerichtes,
Der Strafen, der Belohnung Wage lenkt: —
Dann denk ich jene Zeiten, Freund, mich kümmern
Dann alle dieſe groſsen Zweifel nicht;
Ich ſeh nur ſie in dunkler Ferne ſchimmern,
Entflohne Freuden mir in zauberiſchem Licht.
Der Jugend ſorgenloſe frohe Spiele
Spielt dann noch einmal mein entzückter Geiſt;
Fühlt alle jene ſeligen Gefühle
Des unbefleckten Alters — was es heiſst,
Des kurzen Menſchenlebens zu genieſsen; —
Belehret ſich, und kehrt mit thränenſchwerem Blick
Von den Erſcheinungen, die Nebeln gleich zerflieſsen,
Zu ſeiner einſamen Beſchäftigung zurück.

AN DEN SCHLAF.

Dich, Lunens erſter Hofverwalter,
Der mich ſo lange flieht,
Dich zu bewegen, guter Alter,
Ertönt mein bittend Lied.
O, wann ich ausgeleiert habe,
So komm mit Troſt und Ruh,
Und klappe mir, mit ſchwarzem Stabe,
Die offne Wimper zu!

Der Welt, nur nicht dem Gram verborgen,
Sitz ich in öder Nacht.
Hier werd ich um und um von Sorgen
Umzingelt und bewacht.
Was hilft mir alles Oel des Lebens,
Wenn's ſo die Flamme friſst?
Dann wacht der ſchwere Leib vergebens,
Wenn müd' die Seele iſt.

Ja, redeſt du, ſo muſs ich ſchweigen,
Der Murmler Oberfürſt!
Ich weiſs wohl, daſs mit Recht du zeigen
Mir manche Sünde wirſt.
Komm! rücks an dieſen Seſſel lehne
Dein luftig Angeſicht!
Doch wenn du liſpelſt, und ich gähne,
Verdeute mir das nicht.

Ich habe weidlich dich verachtet,
Und das bekenn ich gern.
Wol hoch erſtaunt mich oft betrachtet
Hat mancher Wandelſtern,
Wann mich, vom Meer der Weisheit trunken,
Platonenmuth gereitzt.
Oft ſah ich von den groſsen Funken
Mir Beifall zugeſchneutzt.

Ach, Ehre, lieber Schlaf! ach, Ehre
Iſt gar ein ſüſser Tand.
Manch Schwindelkopf, wenn ſie nicht wäre,
Behielte den Verſtand.
Sie ſteckt, wie Epopeengeiſter,
Die Hand in jeglich Spiel;
Sonſt wär ich fröhlicher und feiſter,
Und drückte längſt den Pfül.

Oft kamſt du, ſtrichſt die Seitenwinkel
Der Stirne mir mit Mohn.
Du wollteſt Dank dafür — mein Dünkel
Sprach deiner Salbung Hohn,
Gar vieler Miſſethat beſchuldigt
Mich deine Zornbegier.
Vernimm, wie mein Geſang dir huldigt,
Vernimm, und gnade mir!

Willſt du, ein Gott, wie Menſchen eifern,
Die Gall' und ſchwarzen Schaum
Ins Angeſicht dem Feinde geifern? —
O gieb der Rache Zaum!

Nicht mehr thun iſt die beſte Buſse.
Nie wieder ſpott' ich dein.
Bei deines Hornes erſtem Gruſse.
Nick' ich einſt willig ein. — —

Wie bitt ich ſo, und ſoll verzagen? —
Erhöre mich! Fürwahr,
Fürwahr, erhörſt du meine Klagen:
Ich bin nicht undankbar.
Wie meine Töne ſich verbreiten,
Von raſcher Wirkung voll,
So ſchwör' ich, daſs von meinen Saiten
Dein Preis erſchallen ſoll.

AN . . . . . .

Wie glücklich! wer entfernt von Müh' und Sorgen,
Der Miſsgunſt und des Neides Blick verborgen,
Helvetien, in deinen Thälern wohnt!
Sein Eigenthum iſt Freiheit. Freiheit kränzet
Die unbewölkte Stirne, Freude glänzet
Im heitern Auge, das des Kummers Thräne ſchont.

O lebt ich doch des Lebens letzte Tage,
Von jedem bittern Grame, jeder Klage
Befreit, Helvetien, in deinem Schooſs!
O fänd ich doch die letzte Ruheſtätte
Am Fuſs der Alpen, wahrlich, Freund, ich hätte
Dann dieſes mühevollen Lebens beſtes Looſs!

DAS BILDNIS DER TUGEND.

An eine Freundin.

Ich wollte jüngſt das Bild der *ſanften Tugend* malen,
Und, Freundin, traf in jedem Zuge *Dich;*
Beſcheiden ſtandſt Du da, umglänzt von milden Strahlen;
Die *Tugend* ſah's und nahte lächelnd ſich
Und lächelnd ſagte ſie: *ganz*, *Maler*, trafſt du mich.

An ARMIDA,

in einer Finnländiſchen Bauerhütte geſchrieben im Januar.

Hier, wo vielleicht die ſanfte Klage
Getrennter Liebe nie erſcholl,
Hier, wo der Sehnſucht ſtille Thräne
Noch nie dem matten Aug entquoll;
In dieſen öden Wüſteneien,
Wo alles die Empfindung ſchreckt,
Werd ich zu bangen Klageliedern,
Armida, durch dein Bild erweckt.

Dein liebes Bild! in nahen Wolken
Schwebt es vor meiner Fantaſie,
Mit jedem Reiz, den dir, Geliebte,
Die ſchaffende Natur verlieh,

Mit jenem göttergleichen Gange,
Mit jenem blondgelockten Haar,
Mit jenem Blick, durch den ich einſtens,
Armida, ach, ſo glücklich war!

Es höre meine ſanfte Klage
Die ſtille ruhende Natur,
Es blühe, weil ich deiner dachte,
Hier einſt die ſchönſte Blumenflur,
Es ſchwebe ſtets vor meinen Blicken
Dein reizendes, geliebtes Bild,
Wenn gleich der Sehnſucht bittre Thräne,
Armida, dann mein Aug erfüllt.

INHALT

des dritten Bandes, des Journals aller Journale.

ERSTES STÜCK.

I. *Fortsetzung des Gesprächs von Cicero über den Tod* — — — Pag. 1

II. *Ueber die Verbannung, nach dem Bolingbroke.* Beschluss — — - 16

III. *Reise des M. de la Langle durch Spanien,* Beschluss — — — - 24

IV. *Brief über den Zustand der Schwarzen auf St. Domingo* — — — - 43

V. *Nachricht von der Seckte der Quäker oder Freunde* — — — - 65

VI. *Der Zögling der Natur*, eine Schwedische Geschichte — — - 75

VII. *Umständliche Nachricht von einem Manne, der 28 Jahre im Bette gelegen* — - 87

VIII. *Schreiben des Hn. Fontenelle, an den Marquis de la Fare* — — - 93

IX. *Anekdoten von den vermummten Manne, welcher den König Carl I. enthauptete* - 99

X. *Miscellaneen* — — — - 106

XI. *Fortsetzung der Durchsicht der Europeen Magazin* — — — - 122

XII. *Geist der vaterländischen Zeitschriften.*

a) Schlötzers Staatsanzeige, No. 31. - 129

b) Militairische Monatsschrift, Jan. 1786 - 138

c) Der deutsche Zuschauer, 10 Heft — - 142

d) Für ältere Litteratur und neuere Lektüre, 3 Jahrgang, 3 Quart. 6tes Heft - 143

e) Durchſicht des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde, 3 Band, und 4ten Bandes 1ſtes Heft — — Pag. 145

XIII. *Eigene Aufſätze.*

1) Beſchluſs der Nothwendigkeit encyclopediſcher Kenntniſſe — - 152

2) Beſchluſs von Laura de Sades — - 166

3) Ueber das Hamburger Theater, vierter Brief — — — - 187

4) Gedichte — — — - 199

a) Selbſtgeſpräch.

b) Rouſſeau's Grabſchrift.

c) Moſes Mendelſohn.

d) Der Luftfahrer, nebſt Muſik.

ZWEITES STÜCK.

I. *Fortſetzung des Geſprächs von Cicero, über den Tod* — — — - 201

II. Beſchluſs des Briefs *über den Zuſtand der Schwarzen auf St. Domingo* — - 211

III. *Anekdote von Walter Miffin* — - 227

IV. *Der Zögling der Natur*, eine Schwediſche Geſchichte; Beſchluſs — - 246

V. Aus Boswells Tagebuch *einer Reiſe nach den Hebridiſchen Inſeln* — — - 261

VI. *Von den Gebräuchen bei den Gaſtmahlen der Alten* — — — - 283

VII. *Weisheit des Strebens nach Vollkommenheit* — — — - 294

VIII. *Mythologiſche Geſchichte der Nacht* - 300

IX. *Nachricht von der Hinrichtung des Herzogs und Kardinals von Guiſe* — Pag. 307
X. *Miſcellaneen* — — — - 216
XI. *Durchſicht des (Eſprits des Journaux) Geiſts der Journale* — — - 319
XII. *Geiſt der vaterländiſchen Zeitſchriften*
a) Durchſicht des deutſchen Muſeums 1786, Jan. Febr. März — - 330
b) Magazin für Frauenzimmer, Jan. 1786 - 334
c) Hiſtoriſches Portefeuille 1786 Januar - 337
d) Allgemeines Journal für die Handlung, Mai 1786. 1ſtes Heft — - 338
e) Durchſicht des deutſchen Merkurs 1786. Jan. Febr. März — - 340
XIII. *Eigene Aufſätze.*
1) Nachricht von einem merkwürdigen Kriminalfall — — — - 344
2) Ueber das Hamburger Theater, fünfter Brief — — - 351
3) ſechster Brief — — — - 562
4) Betrachtungen von einem Frauenzimmer — — — - 373
5) Gedichte.
a) An die Oſtſee — — - 378
b) Elegie eines Mädchens — - 382
c) An H — — — - 383
d) An den Schlaf — — - 385
e) An . . . . . — — - 387
f) Das Bildniſs der Tugend — - 388
g) An Armida — — — ibid.
Kupfer, den Hamburger Dom vorſtellend.

HAMBURGER STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN